1587
Bibl. Mont. - 2

<36635878050012

<36635878050012

Bayer. Staatsbibliothek

Lehrbuch

der

allgemeinen Geschichte

für die

Studien-Anstalten

des Königreiches Baiern.

Durch

Carl Wilhelm Friedrich von Breyer,

königl. baier. Hofrath, ord. resid. Mitglied der königl. Academie der Wissenschaften zu München und Ritter des Civil-Verdienst-Ordens der baierischen Krone.

Zweite Abtheilung.

München, 1817.

Im königlichen Schulbücher-Hauptverlage.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Mittlere Geschichte.

Von dem

Untergang des weströmischen Reichs bis zu dem Anfang der Reformation.

Von 476 n. Chr. bis 1517.

Erster Zeitraum.

Von 476 bis 800. Von dem Untergang des weströmischen Reichs bis zu der Erhebung Carls des Großen zum Kaiser.

Übersicht dieses Zeitraums.

Der Schauplatz der Geschichte dieses Zeitraums ist das südliche und westliche Europa, ein großer Theil des mittleren und westlichen Asiens und die Nordküste von Africa.

Auf den Trümmern des weströmischen Reiches errichtete der teutsche Völkerstamm neue Staaten, unter welchen das Frankenreich bald vornehmlich hervorragte. An dem Christenthum und der römisch-catholischen Hierarchie erhielt die Bildung des südwestlichen Europa's eine äußerst wichtige Stütze. Das byzantinische Kaiserthum dauerte fort, reicher an Bildung, aber ärmer an wahrem, innerem Leben, als die westeuropäischen Staaten. Die Perser zeichneten sich im sechsten Jahrhunderte noch rühmlich aus, wurden aber im siebenten eine Beute der Araber. Eben diese Araber ragten im siebenten Jahrhunderte durch Begeisterung für ihren Glauben und durch Waffenruhm, und seit dem achten Jahrhunderte auch durch die Cultur der Wissenschaften mächtig hervor. Aus dem Norden Europa's schimmert kaum

hie und da einige Helle hervor, bis mit dem neunten Jahrhunderte die Streifzüge der Normänner bedeutender werden. Lebhafter sind die Bewegungen, welche die Wenden und Slaven im Osten, die Avaren, Bulgaren und andre asiatische Völker im Südosten Europa's veranlassen.

Sonach zerfällt die Betrachtung dieses Zeitraums in folgende vier Kapitel: 1) West- und Süd-Europa; 2) die abendländische Kirche; 3) das byzantinische Kaiserthum; 4) die Araber. An die Hauptpunkte werden die bedeutenderen Nebenpunkte angereihet.

Erstes Kapitel.

West- und Süd-Europa.

I.

Die Teutschen überhaupt.

1. Die Teutschen von den frühesten Zeiten bis 476 n. Chr.

Zu Germanien, wie das Land der Teutschen von den Römern genannt wurde, gehörten alle diejenigen Länder, welche im Osten von der Weichsel, im Norden von unbekannten Ländern und den Wellen des östlichen Oceans, in dem Westen seit Cäsar von dem Rhein und der Schelde, und im Süden von der Donau und östlicher von den karpathischen Gebirgen begränzt wurden.

Das Land war rauh, waldig, sumpfig, kalt; die Teutschen selbst aber, ein herrlicher Menschenstamm, waren kriegerisch, tapfer, und nicht ohne Tugenden des Gemüths, unter welchen besonders Achtung für die Frauen hervorleuchtete.

Erst aber, als die Teutschen ungefähr 11?? v. Chr. mit den Römern in Berührung kamen, fängt ihre Geschichte zu dämmern an.

Je reichhaltiger hierauf die Nachrichten von ihnen werden, desto deutlicher bemerkt man Anfänge bürgerlicher Einrichtungen unter ihnen, deren früheres Daseyn um so wahrscheinlicher ist, da eben diese Einrichtungen auch nach der Völkerwanderung, wenigstens dem Wesentlichen nach, unter den verschiedenen teutschen Stämmen in den verschiedensten Wohnplätzen fortdauerten.

An der Spitze aller, oder doch der meisten teutschen Völkerschaften standen, wie es scheint, Fürsten, welche aus einer bestimmten Familie gewählt wurden, und deren Ansehen im Kriege sehr groß, im Frieden sehr beschränkt war. Streitigkeiten, welche im Kreise der Familien vorfielen, entschied der Hausvater, als Herr und König in seinem Hause. Sonst wurde der Streit entweder durch Güte und Genugthuung, oder mit Gewalt beendigt. Nur Feigheit in dem Nationalkriege und Hochverrath wurden mit dem Tode bestraft. Allgemeine Angelegenheiten mußten auf den Versammlungen des Volkes, bei welchen jeder freie Mann Sitz und Stimme hatte, vorgetragen werden. Ob ein Erbadel da war, ist streitig. Die Kriegsgefangenen machten sie zu Leibeigenen. Diese wurden gewöhnlich auf einer Hufe angesetzt, von deren Ertrag sie ihren Herren eine gewisse Abgabe entrichten mußten.

In geheiligten Hainen war der Aufenthalt der Götter, welche die Teutschen verehrten. Die Priester standen bei ihnen in großem Ansehen.

Krieg war der Männer liebstes Geschäft. Die Hauptstärke des Heeres bestand in dem Fußvolke. Außer dem Heerbann gab es mehrere enge verbundene Gesellschaften von Kriegern unter den Teutschen (Comitate, Geleite, Gefolgehaufen).

Rom erfuhr die Tapferkeit der Teutschen. Zwar nahmen die Römer zwischen 112 v. Chr. und 50 n. Chr. die teutschen Süddonauländer weg und machten auch Versuche auf das übrige Teutschland; aber die Donau und der Rhein mußten am Ende doch die Gränze zwischen Teutschland und den Römern bleiben. Hierauf (zwischen 50 und 150 n. Chr.) sicherten sich die Römer durch mancherlei Bollwerke gegen die Teutschen. Während aber mittler-

weile die römische Kraft mehr und mehr erschlaffte, stärkten sich die teutschen Völker durch Bündnisse unter einander, wodurch sie den Römern immer furchtbarer wurden. Teutsche Völker waren es hauptsächlich, welche im Sturme der Völker-Wanderung den westlichen Theil des römischen Reichs zertrümmerten, und in den Provinzen desselben neue Staaten gründeten.

2. Die Teutschen von 476 – 800.

Von dem Grund-Eigenthum der Staaten, welche die Teutschen eroberten, nahmen sie einen bedeutenden Theil für sich.

Die Wahl der Könige mußte sich, wie in früherer Zeit, auf eine Familie, welche das angeborne Recht zum Oberbefehl hatte, jedoch nicht auf eine Person beschränken, indem zugleich mehrere Prinzen den Monarchen der Nation vorstellen konnten. Die königliche Macht hob sich in den neuen Staaten, fand aber doch im Verfolge der Zeit mächtige Gegner an den geistlichen sowohl, als weltlichen Großen. Eben durch die Übermacht dieser Großen wurden auch die Volks-Versammlungen in Versammlungen der Großen verwandelt. Wunderbar verkettet in die ganze Verfassung wurde bald das Lehens-Wesen. — Das Wehrgeld (*compositio*), das ist, Genugthuung durch Geld und Geldeswerth für Privat-Verbrechen, that der vernichtenden Blut-Rache heilsamen Einhalt. Die Beweise vor Gericht waren Zeugen, zum Theil durch schauerliche Feierlichkeiten und Mitschwörer verstärkte Eide, und Gottesurtheile (*Ordalia*). Die bekanntesten Arten der letztern waren: der gerichtliche Zweikampf, die Feuer-Probe, die Probe des siedenden Wassers, die Probe des kalten Wassers und die Kreuz-Probe. Ihr Gebrauch entstand aus dem Glauben, daß die Gottheit, welche die Gerechtigkeit liebe, wo der menschliche Verstand zu schwach sey, die Wahrheit zu ergründen, durch Wunder-Werke den Ausspruch thun werde. Die Gesetze der Teutschen, welche bisher auf Herkommen und Gewohnheit beruht hatten, wurden nun schriftlich verfaßt.

Eine Hauptstütze für die Bildung der Teutschen war das Christenthum, zu welchem mehrere Stämme, als Nachbarn der Römer, schon früher übergegangen waren. Der Arianismus aber, welchen einige derselben angenommen hatten, mußte der catholischen Religion weichen. Der Übergang der teutschen Völker indessen von dem einfacheren Naturstande zu einer künstlicheren Einrichtung des Lebens, und ihre Vermengung mit den, zum Theil sehr verdorbenen, Provinzialen, hemmten den wohlthätigen Einfluß des, ohnehin entstellten, Christenthums sehr; aus rohen Söhnen der Natur wurden sie jetzt eigentlich Barbaren, wovon besonders die Geschichte der Franken schauervolle Beispiele aufstellt.

Über einer solchen Welt konnte die Sonne der Wissenschaften noch nicht aufgehen. Doch wurden durch die Geistlichen wenigstens die ersten Anfänge wissenschaftlicher Bildung unter den teutschen Völkern vorbereitet. Bei den Sitzen der Bischöfe entstanden bald Schulen zur Bildung der Geistlichen (Domschulen); ähnliche kurz hernach in den Klöstern. Aus diesen Schulen, welche übrigens ebenfalls in diesem Zeitraume sehr wechselnde Schicksale hatten, ging die erste Bildung der teutschen Völker aus.

II.

Das Reich der Ostgothen in Italien.

1. Theodorich, König der Ostgothen (493–526).

Nicht unrühmlich hatte Odoacer über Italien regiert, indem er die alten Einrichtungen ehrte, auch seine Unterthanen gegen äußere und innere Feinde schützte. Allein bald mußte er der Überlegenheit Theodorichs, des Königs der Ostgothen, weichen.

Die Ostgothen waren nach dem Tode Attila's von der Herrschaft der Hunnen frei geworden, und mit Einstimmung des griechischen Hofes hatte sich ein Theil derselben, von Widemir, Walamir und Theodemir, drei Brüdern aus dem alten Helden-Stamme der Ama-

len, angeführt, in Pannonien, der andere in Thracien niedergelassen.

Endlich gelangte die Herrschaft über die sämmtlichen Ostgothen an Theodorich, den Sohn des erwähnten Theodemirs, einen Jüngling voll Geist und Kraft, in welchem überdieß zu Constantinopel, wo er als Geißel einen Theil seiner Jugend zugebracht hatte, ein Sinn für höhere Bildung erwacht war.

An der Spitze seiner Ostgothen sehnte sich der junge Held nach einer großen Unternehmung; nicht ohne Einstimmung des griechischen Kaisers Zeno, vielleicht selbst von diesem aufgemuntert, beschloß er, Odoacern Italien zu entreißen. Mit dem ganzen ostgothischen Stamme zog er von Pannonien aus, besiegte nach einem Kampfe von vier Jahren (489 - 493) den Odoacer, und gründete die Herrschaft der Ostgothen in Italien.

Im Siegesstolze und in der Blüthe des Lebens steckte der Held das Schwerdt in die Scheide, um durch eine wohlthätige Regierung ein weites Reich zu beglücken. Auch war Italien glücklicher unter ihm, als in vielen Jahren vorher. Seine Gothen, denen er nach Odoacers Beispiel den dritten Theil der italienischen Ländereien anwies, bestimmte und übte er für den Krieg; die Italiener aber sollten die Künste des Friedens treiben. Eine völlige Vereinigung der Ostgothen mit den Italienern konnte, wenn sich auch Theodorich zu dem Gedanken derselben zu erheben vermochte, in Bezug auf die kriegerischen Völker, welche sein Reich von mehreren Seiten umgaben, gefährlich werden. Beiden, den Gothen sowohl als Italienern, ließ er daher die gewohnten Gesetze und Einrichtungen überhaupt. Obwohl er und seine Gothen Arianer waren, störte er doch das catholische Christenthum der ursprünglichen Bewohner seines Reiches auf keine Weise. Die öffentliche Sicherheit in seinem ganzen Staate hielt er aufrecht; Ackerbau, Handel und Gewerbe blüheten wieder auf in Italien. Durch Bande der Verwandtschaft vereinigte er sein Haus mit den Königen der Franken, der Burgunder, der Thüringer, der Vandalen und Westgothen. Theils hierdurch, theils durch seine Überlegenheit überhaupt erhielt er im Ganzen die Ruhe in denjenigen

Staaten, welche sich jetzt im Westen Europa's zu bilden anfingen.

Auch die Wissenschaften förderte Theodorich der Große unter den ihm unterworfenen Provinzialen, obwohl er selbst Fremdling in denselben war, und auch seine Gothen davon abhielt. Er selbst konnte nicht schreiben; die vier ersten Buchstaben seines Namens waren auf eine goldene Platte gegraben, und wenn diese auf dem Papier befestigt war, so strich der König, wann er seinen Namen unterzeichnen wollte, mit einer Feder durch die Zwischenräume hin.

Erst am späten Abend seines Lebens befleckte er seinen Ruhm dadurch, daß er, von Argwohn hingerissen, zwei der edelsten Senatoren, Boethius und Symmachus, hinrichten ließ. Anmaßungen, welche sich der griechische Hof gegen die arianische Kirche erlaubte, und dann die Erfahrung, daß viele seiner catholischen Unterthanen, für deren Glück er so lang gearbeitet hatte, ihn zuletzt mit Haß lohnten, hatten seinen edeln Sinn in den spätern Jahren seines Lebens getrübt.

2. Verfall und Untergang des ostgothischen Reiches.

Das Reich der Ostgothen in Italien überdauerte Theodorich den Großen nur kurze Zeit. Der Mangel eines ihm ähnlichen Nachfolgers, die Unbestimmtheit der Thronfolge und der Haß zwischen den arianischen Ostgothen und catholischen Provinzialen bewirkten, daß schon acht und zwanzig Jahre nach seinem Tode (554) durch die Siege Belisars und Narses Italien eine griechische Provinz ward, indessen fast alle übrigen Theile des ostgothischen Reiches unter die Herrschaft der Franken kamen.

Zwar regierte nach Theodorichs Tode Amalasuntha, seine Tochter, den väterlichen Grundsätzen getreu, im Namen ihres Sohnes Athalarich. Bald aber entzweiten ehrgeizige Große den Sohn mit der Mutter: eine weibliche Regierung überhaupt war den Gothen anstößig. Indessen so lang ihr Sohn lebte, behauptete Amalasuntha

den Thron; als aber dieser im Jahre 534 starb, verlor auch sie bald das Leben. Theodat, ihr Verwandter, den sie nach dem Tode ihres Sohnes zum Gemahl gewählt hatte, entfernte sie mit Hülfe einer Partei gothischer Großen von Ravenna, und ließ sie kurz nachher im Bade erdrosseln.

Diesen Zwiespalt unter den Gothen wußte der griechische Kaiser Justinian I., welcher so eben durch seinen Feldherrn Belisar die Provinz Africa den Vandalen entrissen hatte, trefflich zu benützen. Unter dem Vorwande, den Tod Amalasuntha's zu rächen, ward sofort Sicilien eingenommen. So wenig wußte Theodat sein Volk zusammen zu halten, daß bald hierauf auch fast ganz Unteritalien in die Gewalt der Griechen kam. Statt seiner wählten daher die Ostgothen ihren Feldherrn Witiges zum Könige. Aber auch dieser war einem Belisar nicht gewachsen. Schon am 10. Dezember 536 war der griechische Feldherr, freilich unterstützt von der catholischen Partei, Herr von Rom. Mit zahlreichen Schaaren zog zwar nun auch Witiges vor die Hauptstadt Italiens. Die Belagerung dauerte über ein Jahr. Doch erlag die Menge und Tapferkeit der Gothen der Kunst Belisars. Witiges mußte sich nach Ravenna zurückziehen. Allein durch List kam auch diese Stadt im Jahre 539 in die Hände Belisars; Witiges ward als Gefangener nach Constantinopel geschickt; und der Kampf mit den Ostgothen wäre wohl jetzt schon zu seinem Ende gekommen, hätte nicht Justinian seinen trefflichen Feldherrn zu gleicher Zeit zurückberufen.

Nun aber rafften die Ostgothen noch einmal ihre Kraft zusammen, und Totilas (541 – 552), der würdigste Nachfolger Theodorichs, führte sie zu neuen Siegen an. Selbst von den Italienern ward dieser Held um so mehr geehrt, da er die ohnmächtigen Stellvertreter Belisars auch an Mäßigung, Ordnungsliebe und Gerechtigkeit weit übertraf. Alles wich ihm; in dem kurzen Zeitraume von zwei Jahren kam, wenige Städte ausgenommen, wieder ganz Italien in den Besitz der Ostgothen. Selbst Belisar, welcher (544) aufs neue gegen die Gothen geschickt ward, mußte weichen; im December 546 zog Totilas in Rom ein. Belisar, frei-

lich von seinem Hofe schlecht unterstützt, konnte bis zum Jahre 548, wo er zurückberufen wurde, das Übergewicht der Griechen in Italien nicht wieder herstellen.

Erst Narses, ein würdiger Nebenbuhler Belisars, vollendete den harten Kampf. Diesem wurden die Hülfsmittel, welche man dem gefürchteten und beneideten Belisar verweigerte, in reichem Maße gewährt. Heruler, Longobarden, Hunnen und andre Völker eilten zu seinen Fahnen. Bald (Juli 552) kam es in dem Gebiete von Toscana zu einer entscheidenden Schlacht; Totilas focht seiner würdig, aber er selbst ward tödtlich verwundet, und der Kern seines Heeres vernichtet. Hierauf wählten die Gothen Tejas zum Könige, und kämpften überall auf Leben und Tod. Doch bald (553) fiel auch Tejas im Kampfe, und mit ihm die letzte Macht der Ostgothen. Endlich im Jahre 554 waren alle Gothen in Italien dem griechischen Feldherrn unterworfen.

III.

Das Reich der Longobarden in Italien. Rom. Venedig.

1. Das Reich der Longobarden in Italien (568 – 774).

Ganz Italien war seit 554 eine griechische Provinz, Narses, nicht ohne Ruhm, der erste Statthalter derselben. Als aber unter der Regierung Justins II. dem verdienten Greise die wichtige Stelle genommen wurde, brach in Kurzem ein neuer Sturm über dieses Land aus.

An der Spitze der Longobarden, welchen Justinian I. um das Jahr 527 oder 548 Wohnsitze in Pannonien eingeräumt hatte, stand jetzt Alboin, ein kühner Held, der sich besonders durch die Zerstörung des mächtigen Reichs der Gepiden hohen Ruhm erworben hatte. Dieser Alboin, lüstern nach dem Besitze Italiens, vielleicht selbst eingeladen von dem unzufriedenen Narses, führte im Frühlinge 568 seine Longobarden und zahlreiche Schaaren aus andern Völkern über die Alpen, mit dem Vor-

satze, das schöne Land zum Wohnsitze seines Volkes zu machen. So kraftlos war aber die Verfassung der Griechen, seit an Narses Stelle der unbedeutende Longin getreten war, und so zaghaft waren die Italiener selbst, daß binnen kurzer Zeit Oberitalien in die Gewalt der Longobarden kam. Nur Pavia that lebhaften Widerstand, und ergab sich nicht eher, als nach einer dreijährigen Belagerung (572). Wegen seiner Festigkeit ward es Sitz der longobardischen Könige.

Hart war das Schicksal der wehrlosen Bewohner Italiens. Die Sieger eigneten sich Land-Eigenthum zu, wie es ihnen nur immer beliebte, und der ursprüngliche Besitzer mußte ihnen dasselbe bauen. Die alte Verfassung des Landes wurde durch neue longobardische Einrichtungen völlig verdrängt. Das eroberte Land ward in mehrere Bezirke abgetheilt, welchen Grafen vorstanden; die Grafen standen unter den Herzogen, alle unter dem Könige. Die Königswürde ward durch Wahl ertheilt. Jagd und Viehzucht liebten die Longobarden vornehmlich; doch blühete auch der Ackerbau unter ihnen bald schön auf.

Zwei hundert und sechs Jahre hat dieses Königreich in vollem Glanze gedauert; Unruhen der Großen und Kriege, besonders mit den Griechen und Franken, fielen in diese Jahrhunderte, aber auch schöne Zwischenzeiten des Friedens, der Ordnung und des innern Wohlstandes; und mehrere Könige der Longobarden zeichneten sich durch löbliche Eigenschaften aus.

Alboin (568 – 574), der vielgefeierte Held, hat die Macht der Gepiden gebrochen, sein Volk nach Italien geführt und hier das Reich der Longobarden gegründet. Doch genoß er diese letzte, schöne Eroberung nicht lang. Auf Anstiften seiner Gemahlin Rosamunde, einer Tochter aus dem Königshause der Gepiden, ward er, noch ehe er die neue Herrschaft befestigt hatte, getödtet. Kaum waren hierauf achtzehn Monate verflossen, als der Thron durch einen neuen Königsmord befleckt wurde. Clephis (574 – 575), den die Wahl der Longobarden zum Nachfolger Alboins erhoben hatte, verlor das Leben durch die Hand eines seiner Hausgenossen. Zehn Jahre war hier-

auf die Nation ohne Könige, und mehr als dreißig nach Willkühr schaltende Herzoge theilten sich in die Eroberung. Doch bald kehrten die Longobarden wieder zum Königthum zurück. Autharis (585–591), der Sohn Clephs, gab dem Reiche Festigkeit. Er besiegte die Franken, stets bei weitem die furchtbarsten Feinde der longobardischen Macht, und erweiterte das Reich durch Eroberungen in Unteritalien. Seine Wittwe, Theodolinda, eine baierische Prinzessin, vermählte sich mit Agilulf (591–616), dem Herzoge von Turin, und die Nation erkannte den Gemahl der geachteten Königin gern als König an. Auch gewann sie der catholischen Kirche Anhänger unter den Longobarden. Rotharis (638–653) machte seine Regierung durch Sammlung der longobardischen Gesetze merkwürdig. Er war dem Arianismus zugethan, kränkte aber auf keine Weise die Rechte der Catholiken. Unter Grimoald (662–673) gelang es dem Bischofe Johann von Bergamo, erst den König selbst, und hierauf den größten Theil des Volkes zur Annahme der catholischen Religion zu bewegen. Von nun an war diese vorherrschend. Luitprand (712–744), ein Fürst voll Edelmuth, Kraft und Verstand, machte seine Regierung außer andern Verdiensten auch durch die Verbesserung der Gesetze wohlthätig. Endlich unterlag das Reich der Longobarden den Römern und Franken. Aistulph (750–756) eroberte zwar das Exarchat, und fiel in das römische Gebiet ein; aber wider ihn suchte Papst Stephan II. die Hülfe Pipins, des Königs der Franken, auf welche er gerechte Ansprüche hatte. Aistulph ward durch die Franken genöthigt, einen Theil seiner Eroberung an den römischen Stuhl abzutreten. Desiderius (756–774). Carl der Große vereinigte 774 das Reich der Longobarden mit dem Frankenreiche.

Seit dem Ende des sechsten bis gegen die Mitte des achten Jahrhunderts theilte sich also Italien zwischen Longobarden und Griechen. Das Reich der Longobarden umfaßte das feste Land von Venedig, Mailand, Modena und Toscana, Savoyen und Genua, den Strich von Perugia bis zu dem adriatischen Meere und von Capua bis Tarent. Alles Übrige in Mittel- und Unteritalien

stand theils mittelbar, theils unmittelbar unter dem Exarchen von Ravenna.

2. Rom.

Sonach blieb auch Rom sammt seinem Gebiete, so lang das Exarchat dauerte, dem byzantinischen Kaiser unterthan. Indessen je weniger dieser bei seinen vielfachen eigenen Bedrängnissen für Rom thun konnte, desto enger schlossen sich die Römer an die Päpste an, welche meist geborne Römer und ausgezeichnete Männer waren, und deren Ansehen überdieß in diesen Zeiten im ganzen Abendlande immer höher stieg. Durch den Streit über den Bilderdienst ward Rom noch mehr von Constantinopel entfernt. So bildete sich seit dem Anfange des achten Jahrhunderts das Schattenbild eines römischen Freistaates, welcher leise und unbemerkt von der Regierung Leo's des Isauriers bis auf die Zerstörung des Reichs der Longobarden und die Krönung Carls des Großen fortdauerte. Übrigens waren der Papst und die Römer behutsam gegen den byzantinischen Kaiser, dieser aber gab im Stillen die Vertheidigung einer Stadt nicht ungern auf, deren Behauptung ihre Lage so schwierig machte. Endlich schlossen sich die Päpste an die Franken an.

3. Venedig.

Auch die Anfänge von Venedig verloren sich nicht. Schon vor Attila waren viele Einwohner des festen Landes von Venetien nach den kleinen Inseln geflohen, welche in Menge an der nördlichen Spitze des adriatischen Meeres liegen. Bald erhielt eine jede der vornehmsten Inseln ihren Tribun, den seine Mitbürger ernannten. Diese Tribunen versammelten sich, um sich gemeinschaftlich über das Wohl ihrer Inseln zu berathschlagen; aber ihr Hauptgeschäft war die Verwaltung des Rechts. Der Einfall der Longobarden in Italien zwang aufs neue eine Menge Einwohner des festen Landes, auf diesen Inseln einen Zufluchtsort zu suchen. Je mehr aber die Bevölkerung dieser Inseln stieg, desto mehr überließen sich die Tribunen dem Ehrgeize und die Städte der Zwietracht und nachbarlichen Eifersucht, während die Longobarden

vom festen Lande und die Slavonier vom Meere her diesen Zustand der Verwirrung zu benützen suchten. Der lange Zeit glückliche Zufluchtsort ward an den Rand des Verderbens gebracht. Nun aber faßten die Bewohner der Inseln den Entschluß, ein einziges Oberhaupt über sich zu setzen, das unter dem Titel Herzog (Doge) über die äußere sowohl als innere Ruhe wachen sollte. Paul Lucas Anafestus von Heraclea war (um 697) der Erste, welcher mit dieser hohen Würde bekleidet wurde. Bald aber strebten die Nachfolger desselben nach Unumschränktheit, und der Kampf wider ihre Anmaßungen kostete Mehreren von ihnen das Leben. Während dieser inneren Gährungen wurden die Longobarden durch die Franken verdrängt. – Ursprung der Stadt Venedig.

IV.

Spanien.

1. Gründung des westgothischen Reiches in Spanien.

In dem Sturme der Völkerwanderung mußten die Römer (um 409) die westliche Hälfte Spaniens an die Alanen, Sueven und Vandalen abtreten. Bald aber fanden diese Eroberer der schönen Halbinsel furchtbare Feinde an den Westgothen, welche sich unter Athaulph, dem Nachfolger Alarichs, mit Einstimmung des Kaisers Honorius (412) in dem narbonnesischen Gallien niedergelassen hatten. Schon Athaulph wollte die Alanen und Sueven aus Spanien verdrängen, ward aber 415 zu Barcelona ermordet. Sein Nachfolger Wallia entriß indessen wirklich den Fremdlingen (417 – 419) einen großen Theil ihrer Eroberungen, und stellte die Herrschaft der Römer in Spanien wieder her, wofür ihm diese den Besitz Cataloniens und des Landes zwischen der Garonne und Loire in Gallien bestätigten. Um das Jahr 429 verließen die Vandalen Spanien, und bald hierauf traten die Sueven mit neuer Kraft hervor. Doch schon im Jahre 456 brach der westgothische König Theodorich durch einen großen Sieg an den Ufern des Urbicus die Macht

der Sueven so sehr, daß diese nie mehr zu wahrer Selbstständigkeit gelangen konnten. Eurich (466 – 483), einer der mächtigsten westgothischen Könige, gründete die Herrschaft seines Volkes noch fester in Spanien, und zwang die Römer, sein Reich, von der Loire, der Rhone, dem mittelländischen Meere und dem Ocean begränzt, als frei und selbstständig anzuerkennen. Auch war es eben dieser König, welcher den Westgothen die ersten geschriebenen Gesetze gab. Sein Tod war das Glück des Frankenkönigs Chlodowig. In der Schlacht bei Vouglé (507) besiegte dieser den Sohn Eurichs, Alarich II., und erzwang einen Frieden, worin die Westgothen alle Besitzungen in Gallien bis auf einen kleinen Strich Landes zwischen der Rhone und den Pyrenäen abtreten mußten. Desto mehr aber suchten diese von nun an ihre Macht in Spanien zu erweitern und zu befestigen. Noch dauerte es aber gegen achtzig Jahre, ehe die Sueven ihnen ganz unterworfen wurden. Erst im Jahre 585 ward durch den tapfern König Leovigild das suevische Reich gänzlich zerstört.

2. Übertritt der Westgothen zur catholischen Kirche.

Bald hierauf (586) trat Reccared, der Sohn und Nachfolger Leovigilds, zur catholischen Kirche über, und die Unterthanen folgten dem königlichen Beispiele. Durch das arianische Christenthum, welches die Westgothen schon in früherer Zeit angenommen hatten, waren sie auf die catholische Religion vorbereitet. Da überdieß der Gebildetere fast immer am Ende die Oberhand gewinnt über den minder Gebildeten, so konnte es nicht fehlen, daß die catholischen Bischöfe Galliens und besonders Spaniens im Laufe der Zeiten die Westgothen, welche das Eigenthümliche des Arianismus kaum kannten, zu ihrer Kirche herüber führten. Auch fanden es die Westgothen wohl ihrem Vortheile gemäß, die Religion des Landes, welches sie sich zugeeignet hatten, zu der ihrigen zu machen. Die engere Vereinigung, welche von nun an zwischen Spaniern und Westgothen statt fand, war nicht ohne Gewinn für die Bildung der letztern. Aber der Einfluß, welchen

die Bischöfe auf die einfache, nach teutscher Weise geordnete, Staats-Verfassung gewannen, wurde bald zu mächtig und wahrhaft verderblich. Bischöfe nahmen nicht nur Antheil an der Wahl der Könige, sondern bestimmten auch die Bedingungen der Wahlfähigkeit zur Königswürde. Ihre Rathschläge dienten den Königen zur Richtschnur in den wichtigsten Angelegenheiten, und ihre sehr häufigen Versammlungen wurden gesetzgebende Staats-Versammlungen. Hierzu kam, daß der Ernst der Kirche in diesem Lande, wo überhaupt die Leidenschaften heftiger glühen, nicht selten in Strenge und Grausamkeit ausartete. So ward die königliche Macht geschwächt; es entstand verderbliche Parteisucht unter den Großen, und die Zerrüttung des Reichs war um so gefährlicher, da die ursprüngliche Tapferkeit der Westgothen in Spanien allmälig erschlafft war. Schon am Anfange des achten Jahrhunderts wurde daher das westgothische Reich eine leichte Beute der Araber.

3. Die Araber unterwerfen sich den größten Theil Spaniens.

Spanische Große selbst förderten die Unterjochung ihres Vaterlandes. Der Erzbischof Oppas von Sevilla und Graf Julian, Häupter einer mächtigen Partei, riefen die Araber nach Spanien, um mit Hülfe derselben den König Roderich zu stürzen, und den Thron nach ihrem Wunsche zu besetzen. Sie schlossen deßhalb mit Musa, welcher unter dem Chalifen Al-Walid die Statthalterschaft von Mauritanien verwaltete, ein Bündniß, kraft dessen er mit hinlänglicher Mannschaft ihre Absichten in Spanien unterstützen sollte. Im Jahre 711 landete Tarik, der Unterfeldherr Musa's, bei dem Vorgebirge Calpe, in der Folge Gebel al Tarik, von den Spaniern Gibraltar genannt. Die Verräther, blind gegen die Eroberungsplane der Araber, verstärkten seine Macht. In einer großen Schlacht bei *Asta regia* (Xeres de la Frontera) 711 unterlag Roderich mit seinen Westgothen den Arabern.

Kaum waren zwei Jahre seit diesem Siege verflossen, als ganz Spanien bis auf den gebirgigen Strich in Asturien und Biscaya unter der Herrschaft der Araber stand. Ihre Tapferkeit, die Unterstützung durch die Verräther, besonders den Erzbischof Oppas, und ihre Milde gegen die Besiegten erleichterten und befestigten die Eroberung. Bald kamen auch die Besitzungen der Gothen in Gallien in ihre Gewalt; und schon wollten sie selbst in das Frankenreich eindringen, als ihnen Carl Martell durch glorreiche Siege Gränzen setzte.

Nachdem das Chalifat an das Haus Abbas gelangt war, entfloh der Ommajade Abdorrahman nach Spanien, wo die Liebe für seinen Stamm noch sehr groß war, und gründete hier (756) neuerdings ein Reich der Ommajaden, dessen Sitz Cordua war. So wurde Spanien aus einer Provinz des Chalifats ein selbstständiger arabischer Staat.

Nicht frei von vielen innern Unruhen war diese Herrschaft der Araber in Spanien, doch milde, auch in Bezug auf die Besiegten. Ihre Verfassung, Gesetze und Rechtspflege wurden den Spaniern gelassen. Ein mäßiger Tribut, treue Unterthänigkeit und Ehrerbietung gegen den Islam sicherten den Juden sowohl als den Christen die Übung ihres Glaubens. Schon Abdalaziz, der erste Statthalter Spaniens, munterte durch Begünstigung und durch sein eigenes Beispiel Araber und Spanier auf, sich unter einander zu verschwägern (Mozaraber). Bald, besonders seit der neuen Herrschaft der Ommajaden, wurden die Araber den Spaniern Muster und Vorbild in Hinsicht auf Landbau, Gewerbfleiß, Handel und Kunst. Nur die Unabhängigkeit war verloren.

Noch waren indessen wenigstens Trümmer des westgothischen Staates übrig. So heftig der gothische Stamm durch die Araber zerschmettert war, so ging er doch keineswegs ganz unter, sondern trieb vielmehr im Laufe der Zeit neue, weit verbreitete Zweige. Nach der unglücklichen Schlacht bei Xeres de la Frontera hatte sich ein Theil der Westgothen in die Gebirge Asturiens gezogen, und sich hier ein neues Vaterland bereitet. Unter Pelayo, einem edeln Gothen, vielleicht aus königlichem Ge-

schlechte, den sie (718) zu ihrem Oberhaupte erwählt hatten, behaupteten sie mit Heldenmuthe den geliebten Zufluchtsort. Noch in diesem Zeitraume erweiterten sogar einige Nachfolger Pelayo's, die Unruhen der Araber benützend, den kleinen Staat.

V.

England.

1. Gründung der angelsächsischen Staaten in Britannien.

Nachdem die Römer im Jahre 427 Britannien verlassen hatten, ward dasselbe von den nördlichen Bewohnern der Insel, den Picten und Schotten, jämmerlich verwüstet. In dieser Noth riefen die Britten die sächsischen Seeräuber herbei, deren Tapferkeit Britannien zu seinem Unglücke schon selbst erfahren hatte.

Die sächsischen Seeräuber kamen (449) in drei Schiffen von beträchtlicher Größe, unter Anführung der Brüder Hengist und Horst, und schlugen sogleich die Picten und Schotten nach einer blutigen Niederlage bis an ihre alten Gränzen zurück. Bald wurden indessen die Fremdlinge selbst nach dem Besitze Britanniens lüstern, und der Ruf von der Fruchtbarkeit dieses Landes und der Feigheit seiner Bewohner zog immer mehrere derselben (ein Gemische von Angeln, Jüten, Alt-Sachsen und Friesen) herbei.

Nicht ohne einen harten Kampf mit den Britten bemächtigten sich die Sachsen auch wirklich in dem Zeitraume von 449 bis 582 Britanniens. Ein Theil der Britten wurde wirklich vertilgt; andere flüchteten sich in Gebirge und Wälder; andere zu ihren Brüdern in Bretagne; andere unterwarfen sich mit sclavischem Sinne. Mehr wie in irgend einer Provinz, wo Teutsche sich niederließen, ward in Britannien, was die Römer für Bildung gethan hatten, ausgerottet. Aber desto freier und glücklicher entwickelte sich auch hier in der Folgezeit die teutsche Eigenthümlichkeit.

Hordenweise hatten die Angelsachsen eine Landschaft Britanniens nach der andern angegriffen, und jede Horde unter ihrem Anführer ließ sich da, wo sie gesiegt hatte, nieder. So entstanden allmälig sieben sächsische Staaten oder Königreiche (Kent, Northumberland, Ostangeln, Mercien, Essex, Sussex und Westsex), welche, nur lose mit einander verbunden, die sogenannte Heptarchie ausmachten. Vielfache Fehden, theils unter sich selbst, theils gegen die alten Bewohner brachten einige Jahrhunderte lang viel Unglück über diese neuen Staaten.

2. Das Christenthum und die ersten Anfänge der Bildung unter den Angelsachsen.

Auch den Angelsachsen wurde indessen bald die Wohlthat zu Theil, durch das Christenthum der ursprünglichen Wildheit entrissen zu werden.

Schon unter den Römern hatte eine christliche Kirche in Britannien geblühet; aber, wie alle römischen Anstalten, war auch diese von den Angelsachsen zerstört worden. Doch erhielt sich das Christenthum unter einer kleinen Anzahl brittischer Flüchtlinge in den Gebirgen von Wallis. Auch erfreuten sich desselben die Irländer, welchen es um 432 durch den heiligen Patricius zu Theil geworden war, und bei denen zugleich mit der neuen Religion wissenschaftliche Bildung glücklich begonnen hatte. Schon in der Mitte des sechsten Jahrhunderts standen die Kloster-Schulen Irlands in großem Rufe. Bei der Ruhe, welche dieses Land bis in das achte Jahrhundert genoß, hoben sich diese Anstalten immer mehr, und viele treffliche Gelehrte und Heidenbekehrer gingen aus denselben hervor.

Eine solche Nachbarschaft war wohl nicht ohne Wirkung auf die Angelsachsen, nachdem diese sich einmal in dem ruhigen Besitze Britanniens sahen, und sonach auch gegen die Religion der Britten nicht mehr zu kämpfen hatten. Auch erwarb Bertha, die Gemahlin König Ethelberts von Kent, eine Tochter des Königs Charibert von Paris, durch ihre Tugenden dem Christenthum Achtung un-

ter den Angelsachsen. Nicht ohne Hoffnung glücklichen Erfolgs wagte es daher der Papst Gregor der Große, den frommen Abt Augustin von Rom nebst einigen Gehülfen (596) als Heidenbekehrer nach England zu senden. Bald ließ König Ethelbert sich taufen, und nach seinem Beispiele drängten sich die Angelsachsen in dichten Schaaren zum Christenthum. Es wurden Klöster gestiftet, Bisthümer errichtet; Augustin selbst ward Erzbischof von Canterbury. Schon um die Mitte des siebenten Jahrhunderts hatte das Christenthum in allen angelsächsischen Staaten feste Wurzeln gefaßt; nur die Bewohner von Sussex wurden erst um 687 Christen.

Nun gewann auch die Bildung der irländischen Gelehrten immer größeren Einfluß in England. Vornehmlich aber gründete Theodor, ein Grieche von Geburt und ein in seiner Zeit sehr geachteter Mann, welcher 668 den erzbischöflichen Stuhl zu Canterbury bestiegen hatte, Pflanzschulen der Gelehrsamkeit in England. Seine Stiftungen gediehen, besonders in den Klöstern, deren England viele und reiche zählte. Schon in der ersten Hälfte des achten Jahrhunderts hatten besonders die Städte Canterbury und York vortreffliche Schulen. Mehrere berühmte Heidenbekehrer, wie Willibrord, Bonifacius und andre gingen jetzt von dieser Insel aus. An Beda dem Ehrwürdigen († 735) (*Beda Venerabilis*) hatten die Engländer einen für seine Zeit sehr gelehrten Schriftsteller, dessen Kirchen-Geschichte (*historia ecclesiastica gentis Anglorum*) während des Mittelalters das größte Ansehen genoß, und auch jetzt noch eine schätzbare Quelle für die frühere Geschichte des Abendlandes ist. Fünfzig Jahre nach Beda blühete Alcuin, der berühmte Freund Carls des Großen, ein Engländer und Zögling der Schule zu York.

3. Vereinigung der angelsächsischen Staaten in ein einziges Reich.

Am Anfange des neunten Jahrhunderts schien in die angelsächsischen Staaten überhaupt mehr Ruhe und Ordnung zu kommen, indem Egbert, König von Sussex und

Westsex, welcher sich am Hofe Carls des Großen gebildet hatte, (827) alle sieben Königreiche vereinigte. Nachdem derselbe Mercien und Northumberland erobert hatte, ward er Herrscher über die ganze angelsächsische Macht: denn die übrigen Reiche waren entweder ihm, oder den Königen von Mercien und Northumberland schon früher zinsbar gewesen. Dadurch wurde den vielen Fehden der angelsächsischen Fürsten ein Ende gemacht. Allein Unfälle anderer Art trafen sogleich England.

VI.

Das Frankenreich.

1. Gründung des Frankenreichs.

Im Laufe des fünften Jahrhunderts theilten sich mehrere Völker in den Besitz Galliens: den mittäglichen Theil desselben nahmen die Westgothen ein; auf der Südostseite lag das Reich der Burgunder; diesen zunächst gegen Norden waren die Sitze der Alemannen von Helvetien bis an die Lahn; von da bis in die Niederlande wohnten die Franken unter mehreren Königen; in der westlichen Halbinsel des Landes waren die Celten, unabhängig, aber mit Flüchtlingen aus Britannien vermischt; endlich die noch übrigen Theile Galliens (die Normandie, Isle de France, Champagne und Lothringen) erkannnten zwar dem Namen nach noch römische Oberherrschaft an, ihr Beherrscher war aber in der That unumschränkt.

Allein, durch einen Sieg bei Soissons (486) über Syagrius, den Herrn des römischen Galliens, bei Zülpich (496) über die Alemannen, und bei Vouglé oder Vivonne (507) über die Westgothen, erhob Chlodowig (481–511), der König eines fränkischen Stammes, welcher wahrscheinlich in den südlicheren Strichen Belgiens um die Ufer der Maas her seine Sitze hatte, die Franken zum vorherrschenden Volke in Gallien. Der erste jener Siege gab den Franken die Herrschaft über die nördliche Hälfte des Landes; durch den zweiten und dritten

wurden die neuen Eroberungen, so wie die alten Besitzungen derselben erweitert und gesichert. Vornehmlich aber ward die neue Herrschaft dadurch befestigt, daß Chlodowig bald nach seinem zweiten Siege mit einem Theile seiner Franken zur catholischen Religion, der Religion der Gallier, überging. Dadurch gewann er die catholischen Bischöfe Galliens um so mehr, als die Westgothen und Burgunder sich durch den Arianismus von ihren Unterthanen unterschieden. Der oströmische Hof, für welchen der Stifter des Frankenreichs ein erwünschter Gegner der beiden gothischen Staaten war, verlieh demselben die Würde eines römischen **Patricius**: das Zeichen des höchsten Ranges nach der kaiserlichen Familie, nach der Absicht der Byzantiner eine Bestätigung in der neuen Herrschaft, aber auch in der Meinung der Gallier ein wahrer Schmuck und ein Kennzeichen rechtmäßiger Gewalt ihres neuen Beherrschers. — Endlich durch grausame Vertilgung der übrigen Frankenkönige erhob sich Chlodowig zum einzigen Könige aller Franken.

2. Äußere Geschichte der Merowinger bis 613.

Nach teutscher Art und dem väterlichen Willen gemäß, theilten sich nach Chlodowigs Tode dessen Söhne in das Frankenreich. Der östliche Theil desselben (Austrasien, *Francia Orientalis*), welches größtentheils die ursprünglichen Wohnsitze der Franken, die Gegenden am Ober- und Niederrhein, an der Maas und Mosel, die Städte Metz, Trier, Toul, Verdün und andre in sich begriff, ward **Theodorich I.** (511–530) zu Theil, und sein Herrschersitz war **Metz**; das westliche Frankenreich aber (Neuster, Neustrien) erhielten die drei übrigen Prinzen, von welchen **Chlodomir** (511–524) **Orleans**, **Childebert** (511–558) **Paris**, und **Chlotar I.** (511–561) **Soissons** zum Orte ihres Aufenthalts wählten.

Dem väterlichen Beispiele gemäß wurden auch die Söhne Eroberer.

In **Thüringen** regierten um diese Zeit drei Söhne eines Vaters. Aber **Hermanfried**, der mittlere dieser Brüder, verführt durch seine stolze Gemahlin Ama-

laberg, die Tochter Theodorichs des Großen, strebte nach Alleinherrschaft. Erst mordete er den jüngern Bruder Berthar, hierauf wurde auch der ältere Bruder Baderich mit Hülfe des fränkischen Theodorichs von ihm geschlagen und getödtet. Doch bald wurde der Brudermörder selbst von dem Frankenkönige, für dessen Unterstützung er nicht hinreichenden Dank geleistet hatte, des Lebens beraubt, und Thüringen (531) mit Austrasien vereinigt.

Mittlerweile suchten die drei jüngern Könige Burgund zu erobern. Hier war dem Könige Gundobald (516) sein Sohn Sigismund nachgefolgt. Dieser führte den Untergang des burgundischen Reichs dadurch herbei, daß er den Sohn, welchen seine erste Gemahlin, Ostgotha, die Tochter Theodorichs des Großen, ihm geboren hatte, der Rachesucht seiner zweiten Gemahlin aufopferte. Einen Krieg, in welchen sich Sigismund hierüber mit den Ostgothen verwickelte, benützte Chlotilde, die Wittwe Chlodowigs, deren Vater Chilperich einst von Gundobald, seinem Bruder und dem Vater Sigismunds, ermordet worden war, die drei jüngern Frankenkönige, ihre Söhne, zur Rache des Großvaters aufzufodern. Den Ostgothen und Franken unterlag der schwache Sigismund bald; aber sein Bruder Gundomar behauptete noch einige Jahre klug und unverzagt das väterliche Reich. Mit diesem schlossen zwar die Ostgothen Frieden, nachdem er ihnen einen Theil Burgundiens abgetreten hatte; aber desto unversöhnlicher waren die Franken, besonders als (524) Chlodomir in der Schlacht von Gundomar erschlagen worden war. In einem äußerst verheerenden Kriege unterlagen endlich Gundomar und die Burgunder; ihr Reich kam (534) an die Franken.

Auch in der Verfolgung ihres eigenen Hauses ahmten die Söhne Chlodowigs den Vater nach. Chlodomir hatte drei Söhne hinterlassen, welchen das Recht auf das väterliche Erbe zustand. Aber Childebert und Chlotar beredeten sich zu dem Untergange der drei Neffen: zwei derselben mordete Chlotar mit eigener Hand, der dritte mußte in den geistlichen Stand treten; das Erbe Chlodomirs wurde unter seine Brüder vertheilt. Gleiches

Schicksal wandte Theudebert (530 – 553), der Sohn Theodorichs, nur durch die Macht seiner Getreuen von sich ab. Eben dieser Theudebert gewann durch die Theilnahme an dem Kampfe der Byzantiner mit den Ostgothen die Herrschaft über denjenigen Theil der Alemannen, welcher sich nach der Schlacht bei Zülpich in die südliche Schweiz, nach Graubündten und in die Berge nördlich von Verona in den Schutz Theodorich des Großen begeben hatte. Um eben diese Zeit erkannten auch die Baiern die frankische Oberherrschaft an.

Endlich im Jahre 558 kam das ganze Frankenreich an Chlotar I., den jüngsten Sohn Chlodowigs, welcher alle seine Brüder und deren männliche Nachkommen überlebt hatte. Als dieser aber 561 starb, wurde das Reich abermal getheilt, und zwar unter vier Söhne, welche er hinterlassen hatte. Charibert (561 – 570), Guntram (561 – 593) und Chilperich (561 – 584) erhielten Neustrien, mit den Königs-Sitzen: Paris, Orleans, Soissons; auf Sigibert (561 – 575) fiel Austrasien und sein Aufenthaltsort war Rheims.

Dießmal zeigte sich aber die Sitte, das Reich zu theilen, noch weit verderblicher, als unter den Söhnen Chlodowigs. Ein halbes Jahrhundert (561 – 613) voll von Unruhen, Verwirrungen und Gräueln erfolgte jetzt im Frankenreiche. Auf eine schauervolle Weise wüthete das Haus Chlodowigs gegen sich selbst. Brüder ergriffen die Waffen wider Brüder, Bürger wider Mitbürger; die Gemahlin ermordete den Gemahl, die Mutter reizte den Sohn gegen den Sohn auf; fast auf keine Tugenden, nur auf Laster stößt man. Eine Hauptquelle dieser Zerrüttungen war die Gewaltthätigkeit Chilperichs, vornehmlich aber die Ruchlosigkeit Fredegundens, seiner Gemahlin, und die grausame Herrschsucht Brunehildens, der Gemahlin Sigiberts, welche mit jener in Schandthaten wetteiferte. Freilich je mehr die Franken sich von ihrem ursprünglichen einfachen Leben entfernten, und sich mit den gesunkenen Provinzialen vermischten, desto mehr mußte ihre Barbarei wachsen. Auch wurde der verderbliche Zwist durch den Ehrgeiz der Großen, welche aus der Zerrüttung des Königshauses mannigfaltige Vortheile zogen, genährt und

unterhalten. Erst als endlich 613 Chlotar II., der Sohn Chilperichs und Fredegundens, der einzige Beherrscher des Frankenreichs wurde, kehrte einige Ruhe zurück; aber die Verfassung des Reichs war unter den Söhnen Chlodowigs und besonders unter den Verwirrungen zur Zeit seiner Enkel sehr verändert worden.

Die Burgunder (414–534). Nicht ohne Einstimmung der Römer ließen sich die Burgunder, angeführt von Gonthahar, um 414 auf der östlichen Seite Galliens nieder. Als bald hierauf das weströmische Reich seinem Untergang entgegeneilte, breiteten sie sich, besonders unter Gundioch um 454, immer mehr aus, so, daß ihr Reich das ganze Land zwischen der Saone und Rhone, die Städte Lyon, Vienne, Genf und einen großen Theil von der nachmaligen Dauphiné, von Provence und Savoyen begriff. Das eingenommene Land wurde zwischen ihnen und den Galliern getheilt. Jedem der Burgunder wurde ein bestimmtes Landgut angewiesen, dessen gallischer Besitzer mit ihm theilen mußte. Von Hof und Garten bekam nun der Burgunder die Hälfte, vom angebauten Lande zwei Drittheile, desgleichen ein Drittheil Sclaven: Wälder blieben gemeinschaftlich. Die freien Burgunder, welche später nachkamen, erhielten ein Drittheil. – Durch diese Niederlassung in der Mitte gebildeter Völker in einem schönen Lande, und durch den frühen Übertritt zum Christenthum wurden die Burgunder bald milder, als andre teutsche Völker. Sie nahmen Vieles von dem gesitteten Leben der Gallier an, behandelten diese nachgiebig, Ackerbau und Weinbau kamen bei ihnen empor, und König Gundobald veranstaltete (um 500) eine Sammlung burgundischer Gesetze, welche nicht ohne Spuren römischen Rechtes ist. Drei Dinge führten indessen ein schnelles Ende der Selbstständigkeit dieses Staates herbei. Erstens, die Burgunder waren Arianer, die Gallier Catholiken; dann ward Burgundien öfters durch Theilungen geschwächt, vornehmlich aber war für dasselbe die aufblühende Macht der Franken verderblich. Schon König Gundobald († 516) ward von Chlodowig hart bedrängt. Und bereits im Jahre 534 ward der burgundische Staat von den Söhnen Chlodowigs mit dem Frankenreiche vereinigt. Doch behielten die Burgunder ihre eigene Verfassung, Gesetze und Gewohnheiten, und waren ihren neuen Beherrschern, den Franken, nur zu einer gewissen Steuer und zu Kriegsdiensten verpflichtet.

3. Die Verfassung des Frankenreichs.

Chlodowigs Macht war in Bezug auf die Franken selbst sehr beschränkt. Zwar hatte er große Gewalt als

Anführer im Kriege, auch rief er die Volks-Versammlungen zusammen, und hatte auf denselben den Vorsitz und Vortrag; aber sein Richteramt war sehr beschränkt, die höchste vollziehende und gesetzgebende Gewalt wurde von der Nation selbst auf den National-Versammlungen (Märzfeldern) ausgeübt, und nur zur Theilnahme an demjenigen Kriege war jeder freie Franke verbunden, zu dessen Unternehmung er selbst seine Stimme gegeben hatte.

Anders, als die Franken, wurden freilich die Gallier behandelt. Diese waren Unterthanen Chlodowigs; er ihr Gebieter im römischen Sinne des Worts. Nicht der Franke, aber der Gallier mußte Abgaben entrichten. Die Krongüter, welche Syagrius inne gehabt hatte, erhielt nun Chlodowig.

Diese höhere Macht und der größere Reichthum des Königs brachten indessen bald auch wenigstens einen Theil der Franken in größere Abhängigkeit von ihm. Für Geschenke, Ehrenstellen oder den Nießbrauch einträglicher Güter (*beneficia*) entsagten manche Franken in Kurzem ihrer unbeschränkten Freiheit, und wurden Getreue (*Leudes*) des Königs, wie einst die Gefolgehaufen Getreue ihrer Anführer gewesen waren.

Mit Hülfe solcher Schaaren von Getreuen, welche einem stehenden Heere ähnlich waren, wurden die Könige immer mächtiger, der Heerbann ward ihnen weniger Bedürfniß, auch die National-Versammlungen, immer beschränkend für die Könige, konnten leichter vermieden werden.

Jedoch nur zu bald wurde diese neue Art von Gefolgehaufen verderblich für die königliche Macht. Vornehmlich diese Leudes waren in jener verwirrungsvollen Zeit der Söhne und Enkel Chlodowigs äußerst mächtig geworden. Je unentbehrlicher dieselben den Königen bei den vielfachen Streitigkeiten und Familien-Kriegen waren, desto mehr stieg die Anzahl und zugleich das Ansehen derselben. Für den Mord eines Getreuen mußte dreimal mehr, als für den Mord eines freien Franken bezahlt werden. Bald wurden die Märzfelder höchst selten; nur die Leudes wurden in den hohen Rath der Könige berufen. Je höher diese Schaaren gestellt wurden, desto mehr drängte man

sich unter sie, und mit den neuen Mitgliedern ergoß sich zugleich neuer Glanz über dieselben. Alles, was bei Hofe lebte, oder mit dem Hofe in unmittelbarem Zusammenhange stand, gehörte in die Zahl der Leudes, schützte sie und wurde wieder von ihnen geschützt. Die Vorsteher größerer oder kleinerer Bezirke (*Duces, Comites*) gehörten meistens zu den Leudes, oder verstärkten doch deren Partei. Auch hatten die vornehmeren Leudes wieder eigene, ihnen untergeordnete Leudes. — Das Haupt der Leudes war der Major Domus. Er ward von den Leudes gewählt, die, unter einem Haupte vereinigt, nur um so nachdrucksvoller wirken konnten. Jedes der drei Reiche, Burgund, Neustrien und Austrasien, hatte gewöhnlich seinen eigenen Major Domus.

Eine zweite Classe, welche sich in dem Frankenreiche bald große Macht erwarb, war die Geistlichkeit. Schon die Würde ihres Berufes vermehrte ihr Ansehen, je mehr es ihr im Laufe der Zeit gelang, die Gemüther durch ihre Lehren zu gewinnen; mit ihrem Ansehen wuchs auch ihr Reichthum, besonders da man reiche Gaben an die Kirchen für verdienstlich hielt; ihre Kenntnisse machten sie für manche Staats-Geschäfte unentbehrlich; auch ließen sich viele Mitglieder derselben unter die Getreuen des Königs aufnehmen, und andere hinwiederum hatten sich der vornehmen Geistlichkeit als Leudes ergeben.

Eine solche Aristocratie, welche sich in dem Herzen des Frankenreichs gebildet hatte, war für das Königthum in zweifacher Hinsicht verderblich, einmal, indem sie fast alle Staats-Güter an sich riß, und dann, indem sie sich zu einer Macht erhob, welcher die Könige nicht mehr zu widerstehen vermochten. Wohl gab es gegen die Mitte des siebenten Jahrhunderts immer noch eine bedeutende Anzahl mächtiger und reicher Güterbesitzer, welche, von einem Anhange umgeben, noch nach alter Sitte als freie Franken lebten. Aber sie waren doch nicht stark genug, um jener Aristocratie das Gleichgewicht zu halten; und die Vorzüge der Getreuen hatten so vielen Reiz, daß auch diese Classe freier Männer im Laufe des nächsten Jahrhunderts beinahe gänzlich in den Kreis der Leudes übertrat. Das übrige Volk lebte unter dem Drucke der Optimaten,

wie man die Schaaren der Getreuen auch wohl zu nennen pflegte.

4. Die Übermacht der Major Domus.

Mit dem Ansehen und der Macht der Getreuen wuchs auch das Ansehen und die Macht ihres Hauptes, des Major Domus. Dieser wurde daher bald für das Königthum ganz besonders gefährlich. Als derjenige, welcher den mächtigsten Stand im Staate leitete, unterwarf er sich allmälig die Könige; aber der Stolz, über den Königen zu stehen, verleitete ihn bald zu Versuchen, über alle, sonach auch die mächtigen Großen, zu herrschen. Alle diese Versuche erzeugten neuen Kampf und neue Verwirrung.

Schon Dagobert (622 – 638), der Sohn Chlotars II., welchem dieser noch bei seinen Lebzeiten (622) Austrasien abgetreten hatte, wurde lang von Pipin von Landen, dem Major Domus dieses Reiches, geleitet; jedoch zum Wohl des Staates. Pipin und Bischof Arnulph von Metz, welcher Pipins Einfluß theilte, machten die Regierung dieses Königs wahrhaft ruhmwürdig. Die Rechtspflege insbesondere war nie vorher so vortrefflich im Frankenreiche verwaltet worden, wie jetzt; auch gehört wahrscheinlich in diese Zeit die Sammlung oder doch die erneute Durchsicht der ripuarischen, alemannischen und baierischen Gesetze. Allein als der König nach Arnulphs Tode sich von Pipin frei machte, fand er an diesem einen harten Gegner. Pipin ruhte nicht eher, als bis Dagobert den Austrasiern einen eigenen König in der Person seines dreijährigen Prinzen Sigiberts II. gegeben hatte, welcher nun ganz, wie vordem sein Vater, von dem Major Domus beherrscht wurde.

Dieß war von nun an das Schicksal aller merowingischen Könige; ihre Gewalt war in den Händen der Major Domus; sie waren bloße Schattenbilder, von dem Major Domus und dem Adel zu eigennützigen Absichten gebraucht. Schon Grimoald, der Sohn Pipins von Landen, und dessen Nachfolger im Majorat, wagte es sogar, seinen eigenen Sohn, mit Verdrängung der Merowinger, auf den Thron zu setzen, büßte aber doch seinen Versuch mit dem Leben: denn

so wie vorher die Großen gegen die königliche Macht gekämpft hatten, so kämpften sie nun gegen den Major Domus.

Endlich siegte Pipin von Heristal (687 – 714) über den König und die Großen, und wurde allvermögender Major Domus in dem ganzen Frankenreiche. Er war ein Enkel Pipins von Landen und des Bischofs Arnulf von Metz. Er besaß schöne Güter an den Ufern der Maas; und von einer daselbst gelegenen Burg, in welcher er sich aufzuhalten pflegte, führte er den Namen Pipin von Heristal. Ihm übertrugen die Austrasier, als ihnen Ebroin, der gewaltige Major Domus von Neustrien und Burgund, Theodorich III. zum Könige aufdringen wollte, die Verwaltung ihres Reiches. Endlich als der Major Domus Berthar unbesonnen und gewaltthätig über Neustrien herrschte, baten ihn selbst die Neustrier wider ihren König Theodorich und dessen Major Domus um Hülfe. Bei Testri, unweit St. Quentin, (687) siegte Pipin über den König und Berthar; dieser verlor das Leben, Theodorich aber verlieh dem Sieger das Majorat über das ganze Frankenreich.

Pipin stand mit Ruhm an der Spitze dieses Reiches. Seine gelassene Klugheit siegte über den wilden Ehrgeiz der Großen, und er, welcher im Stande war, sich selbst zu beherrschen, erlangte die Herrschaft auch über alle andere. Wie seinen Großvätern lag ihm die Rechtspflege am Herzen. Auch veranstaltete er, daß, der alten Sitte gemäß, Versammlungen aller Franken gehalten wurden. Doch konnte er seine Macht nicht so befestigen, um dieselbe auch nach Außen zu behaupten. So vermochte er die Baiern und Alemannen keineswegs zu dem Gehorsam zurückzuführen, welchen sie einst den Merowingern gelobt hatten, wovon sie sich aber entbunden glaubten, als diese der That nach zu herrschen aufgehört hatten. In Aquitanien hatte sich unter den bisherigen Verwirrungen durch einen Sprößling der Merowinger ein eigenes, jetzt schon erbliches, Herzogthum gebildet, das eigentlich nur die Landstriche von den Pyrenäen bis zur Mündung der Garonne umfassen sollte, nun aber immer mehr erweitert wurde. Pipin wagte es nicht, dieses Herzogthum in

engere Gränzen einzuschließen. Desto besser gelang es ihm, das Ansehen der Könige mehr und mehr zu schwächen, wobei ihn hauptsächlich der Zufall unterstützte, daß, so lang er regierte, die Könige entweder in der Blüthe ihrer Jahre starben, oder wenigstens in einem unmündigen Alter auf den Thron kamen, sonach eines Vormundes bedürftig waren.

Wenige Jahre, nachdem Pipin gestorben war, gelangte sein Sohn Carl Martell (716–741), jedoch nicht ohne einen harten Kampf mit den Neustriern, zu gleicher Würde im Frankenreiche. Wie der Vater durch Klugheit geherrscht hatte, so der Sohn durch Stärke und Tapferkeit. Durch seine überlegene Kraft und durch seine Schaaren von Getreuen, welche er auf Kosten der Geistlichkeit bereicherte, hielt er die Großen in den Schranken der Ordnung, die Schwächeren aber gewann er durch Schutz gegen die Mächtigen. So hielt er fünf und zwanzig Jahre lang das Frankenreich aufrecht. Die Sachsen, Friesen und Thüringer wurden von ihm zur Ruhe gebracht; die Alemannen und Baiern versprachen den alten Gehorsam; auch Aquitanien erkannte die fränkische Oberherrschaft an.

Vornehmlich glorreich aber waren Carl Martells Siege über die Araber. Diese hatten sich um 721 der Besitzungen der Westgothen in dem südlichen Gallien bemächtigt. Zehn Jahre später (731) ging Abdorrahman, der Statthalter Spaniens, mit großer Macht über die Pyrenäen. Aquitanien, das Frankenreich, ja das ganze christliche Europa waren in Gefahr, das Christenthum mit dem Islam vertauschen zu müssen. Aber wie einst Marius gegen die Cimbern und Teutonen, Aetius gegen die Hunnen, so trat jetzt Carl Martell als Retter Europa's gegen die Araber auf. Als diese sich schon bei Tours gelagert hatten, zog er ihnen mit der ganzen Macht seines Heeres entgegen. In den leichten Gefechten der sechs ersten Tage behaupteten die Reiter und Bogenschützen dieser begeisterten Krieger ihre gewohnten Vortheile, aber an dem siebenten Tage, in dem Haupttreffen, trug (732) unter Carl Martell die Kraft und Tapferkeit der Franken, besonders der Austrasier, den vollkommensten Sieg

über die Araber davon. Die Beute der Sieger war sehr groß; nur 1500 Franken sollen auf dem Schlachtfelde geblieben, der Araber aber 375000 an Männern, Weibern und Kindern erschlagen worden seyn. Bald darauf erhob sich zwar die Macht der Saracenen von neuem, aber Carl Martell schlug sie (737, 739) bei Narbonne und am Fluße Berre dergestalt, daß sie sich völlig zur Ruhe bequemten. Eine Folge von diesen wiederholten Siegen war die Eroberung von Languedok, und bald hierauf vereinigte Carl Martell auch die Provence mit dem Frankenreiche.

In Hinsicht auf die Könige ging Carl Martell noch weiter als sein Vater. Bei dem Tode Theodorichs IV. (737) ließ er den fränkischen Thron ganz unbesetzt, und Niemand wagte es, sich gegen diese Verfügung aufzulehnen. So fest war seine Herrschaft im Frankenreiche gegründet, daß er dieselbe auf den Fall seines Todes unter seine Söhne Carlmann und Pipin theilte.

8. Pipin der Kleine (741–768).

Erst verwalteten die Brüder den Staat gemeinschaftlich; als aber Carlmann, der Welt müde, (747) in das Kloster ging, ward Pipin Alleinherrscher. Bald hierauf wagte es dieser, das Geschlecht Chlodowigs ganz von dem Throne zu verdrängen. Die meisten Großen, seine Leudes, waren dafür. Bonifacius, der päpstliche Legat und Erzbischof von Mainz, welcher in dem Hause Pipins eine wichtige Stütze für die catholische Kirche im Frankenreiche erkannte, billigte das Vorhaben. Papst Zacharias aber gab auf die Frage Pipins: ob wer daheimsitze, oder wer des ganzen Regiments Bürde trage, König zu nennen sey? die erwünschte Antwort: daß nur der König heißen soll, welcher Königs-Gewalt habe. Dieser Beifall des Papstes und der Geistlichkeit heiligte das Unternehmen in der Meinung des Volkes. So ward denn der Merowinger Childerich III. auf einer National-Versammlung zu Soissons (3. May 752) des Thrones entsetzt, Pipin aber einstimmig zum König gewählt. Bonifacius salbte den neuen König. Im Sommer 754 salbte auch Papst Stephan II. den König Pipin und dessen Söhne Carl

und Carlmann zu Königen der Franken, übertrug ihnen das römische Patriciat, und bedrohte die Franken mit Interdict und Bann, sofern sie je einen König aus einem andern Geschlechte wählen würden.

Pipin war aber auch dankbar gegen den Papst. Zweimal (754, 756) zog er über die Alpen und befreite den Papst von den Angriffen Aistulphs, des Königs der Longobarden. Aistulph mußte den Papst in Ruhe lassen, auch mußte er, was er von dem Exarchat erobert hatte, abtreten, wovon Pipin wenigstens einen Theil dem römischen Stuhl übergab.

Wie in diesem lombardischen Kriege, so zeigte sich Pipin auch in den Kriegen mit den Alemannen, Baiern, Sachsen und mit Aquitanien des Thrones vollkommen würdig.

Mit gleicher Kraft herrschte er im Innern. Seines Übergewichts über die Großen versichert, rief er, besonders als König, die Volks-Versammlungen immer häufiger zusammen, verlegte sie aber vom März auf den Mai (Maifelder, *Campi Madii*), der minder rauhen Witterung wegen, vielleicht auch, um die Versammelten desto leichter in das Schlachtfeld zu führen. Denn auch des Heerbannes bediente er sich mehr und mehr. Endlich, gleich seinem Vater, theilte auch er das Frankenreich zwischen seinen Söhnen Carl und Carlmann.

6. Carl der Große (768 – 814).

Drei Jahre regierten die Brüder gemeinschaftlich; nicht ohne Eifersucht; Carl in der nördlichen, Carlmann in der südlichen Hälfte des Frankenreichs. Doch als dieser im Jahre 771 starb, wurde Carl von den Großen zum Alleinherrscher gewählt, obwohl sein Bruder Söhne hinterlassen hatte. Seine Regierung war in jeder Hinsicht merkwürdig.

Durch glückliche Kriege erweiterte Carl sein Reich so sehr, daß östlich der Raabfluß in Ungarn, westlich der Ebro, nördlich die Eider und südlich die Tiber die Gränzen desselben wurden. Vornehmlich wichtig war der langdauernde Krieg mit den Sachsen (772–803), welche, in

mehrere Völkerschaften getheilt, Hessen, Westphalen und Niedersachsen bewohnten. Ihre Angriffe auf das Frankenreich bestimmten ihn, wie seine Vorfahren, zum Kriege wider sie. Eine Unternehmung veranlaßte mehrere; und gelang es ihm, das Christenthum auf den sächsischen Boden zu pflanzen, so war sein Reich, wenigstens von einer Seite her, gegen eine Fortsetzung der Völker-Wanderung gesichert. Lang aber dauerte dieser Krieg, oder vielmehr der Wechsel zwischen Krieg und Frieden, theils, weil Carl zu gleicher Zeit in mehrere andere Kriege verwickelt war, theils wegen der beharrlichen Tapferkeit, womit die Sachsen ihre alte Freiheit und ihre alten Götter vertheidigten. Auch konnte Wittekind, der treffliche Heerführer der Sachsen, lang nicht von Carl gewonnen werden. Endlich nach manchem harten Kampfe und nach Verpflanzung vieler Sachsen in das fränkische Gebiet kam im Jahre 803 der Friede zu Stande. Die Sachsen verbanden sich zur Annahme des Christenthums, sollten aber einen gemeinschaftlichen König und gleiche Rechte mit den Franken haben. So waren nun alle Völker teutscher Zunge in einem Reiche vereinigt; und zugleich ward der Kreis des Christenthums, sonach auch der Geistesbildung, aufs neue beträchtlich erweitert. — Ein Jahr nach dem Anfange des sächsischen Krieges (773) unternahm Carl einen Krieg mit den Longobarden. Papst Adrian I., für welchen der longobardische König Desiderius ein so gefährlicher Nachbar, wie vormals Aistulph für seine Vorfahren war, hatte wohl hauptsächlich den Wunsch bei ihm entflammt, den wankenden Thron von Pavia umzustoßen. Schon im Jahre 774 ward Carl König der Lombarden. Doch ließ er diesem Reiche dem Wesentlichen nach seine bisherige Verfassung. — Bald hierauf (778) baten zwei arabische Emirs Carln um Hülfe wider Abdorrahman, das Oberhaupt der Araber in Spanien. Er entriß aus dieser Veranlassung den Arabern die spanische Mark. — Im Jahre 788 stürzte er Thassilo, den Herzog der Baiern, und hob zugleich das Erbherzogthum der Baiern auf. Die Verwandtschaft des Herzogs mit Desiderius, dann sein Streben, sich von der

fränkischen Oberherrschaft loszumachen, vornehmlich aber der Plan Carls, die großen Herzogthümer in seinem Reiche zu zertrümmern, hatten den Krieg mit Baiern und den Sturz Thassilo's veranlaßt. — An den baierischen Krieg schloß sich der Krieg mit den Avaren an (791, 793, 796, 797), dessen Erfolg mehr glänzend, als dauerhaft war. Zwar unterlagen die, freilich schon vorher geschwächten, Avaren den Waffen der Franken; aber, was Carl für seine Herrschaft und das Christenthum bis tief nach Ungarn hinein anordnete, wurde bald wieder durch die wilden Magyaren ausgetilgt. Als Beherrscher der Sachsen hatte Carl an dem normännischen Könige Gottfried von Südjütland einen gefährlichen Nachbar. Doch als dieser Normann bereits eine Flotte gegen den Frankenstaat auslaufen ließ, ward er von Einem aus seinem eigenen Gefolge ermordet. Gottfrieds Nachfolger Hemming aber machte mit Carln (811) Friede.

Mit gleicher Kraft leitete Carl das Innere seiner Staaten. Wie seine Ahnherrn, und mehr noch wie diese, hielt er den Übermuth der Großen darnieder. Deßhalb zersplitterte er die großen Herzogthümer, und ordnete Sendgrafen (*missi Domini, Dominici*) an, welche von Zeit zu Zeit an Ort und Stelle die Verwaltung der Grafen und Bischöfe untersuchen, und in unmittelbarer Gemeinschaft mit ihm diese Vorsteher der Nation in Ordnung halten mußten. Mehr aber als alle Einrichtungen erwarb ihm der hohe Königssinn, der ihm einwohnte, den Gehorsam und die Ehrfurcht aller Stände seiner Unterthanen. Doch nicht bloß der Gehorsam und die Sicherheit, sondern auch die Bildung und Veredlung seiner Völker war das Ziel seines Strebens: und dadurch hauptsächlich unterschied er sich von seinen ausgezeichneten Ahnherren. Die Religion, die Wissenschaft, die bessere Sitte, die Landwirthschaft, Alles, was das innere Gedeihen seines Staates förderte, suchte er zu pflanzen und zu heben. Dahin ging die vielfache Mühe, welche er sich gab, die Gesetze zu bessern, zu läutern und zu vermehren. Auf den Stände-Versammlungen, deren Würde er durch zweckmäßige Einrichtungen herzustellen suchte, vernahm er

gern den Rath der Großen, der Geistlichen sowohl, als der Laien, über die wichtigen Angelegenheiten der Regierung. Auch wurden auf denselben Gesetze gegeben oder bestätigt. Überall war er selbst gegenwärtig; stets thätig, leitete und beseelte er alle seine Anordnungen. Bei solcher Überlegenheit konnte er es wagen, den Heerbann mit größter Strenge herzustellen. Dadurch war jeder Staatsbürger, der Arme wie der Reiche, genöthigt, so oft die Auffoderung an ihn erging, in allen Kriegen, selbst in entfernteren Ländern, auf eigene Kosten zu dienen. Diese Anstalt war nun freilich, besonders für die Ärmeren, bei den vielen Kriegen Carls höchst drückend. Manche gaben selbst ihre Freiheit an Bischöfe oder Grafen hin, um unter dem Schutze derselben von dem aufreibenden Dienste frei zu werden. Allein ohne die Kriege Carls, deren Anzahl und Dauer ihm strengen Heerbann zum Bedürfniß machte, wären nicht alle Völker teutscher Zunge in ein Reich vereinigt, und nach seinem Tode wären die Verwirrungen durch die herumstreifenden Völker für das westliche Europa wohl noch verderblicher geworden.

Bewundernswürdig waren Carls Bemühungen, die Geistes-Bildung in seinen Staaten zu gründen und zu fördern. Die Zerrüttung in dem Zeitraume der Merowinger hatte selbst diejenige wissenschaftliche Bildung verscheucht, deren sich das Frankenreich noch im sechsten Jahrhunderte erfreute, so daß dieses in Hinsicht auf Geistesbildung in wahrer Barbarei lag, als Carl der Große auftrat. Durch ihn aber ward ein neues Licht angezündet. Ihm selbst war in seiner Jugend kein wissenschaftlicher Unterricht zu Theil geworden, aber aus der ursprünglichen Kraft seines Geistes, und wohl auch aus seiner innigen Ehrfurcht für das Heilige in seiner Religion entwickelte sich bei ihm in der Reife der Jahre ein Sinn für höhere Bildung, welchen er, so wie derselbe erwacht war, mit edelm Eifer zu nähren und zu stärken suchte. Er zog Alcuin aus England, Peter von Pisa, Theodulf aus Italien, Paul Diaconus von Aquileja, Leidrad aus Baiern und andre an seinen Hof, und benützte noch in spätern Jahren mit

seltener Treue den Unterricht gelehrter Männer. Seitdem diese Liebe zu den Wissenschaften bei ihm erwacht war, widmete er denselben fast alle leere Stunden, und ließ sich selbst bei der Tafel aus lehrreichen Schriften vorlesen. Noch in seinen alten Tagen machte er sogar Versuche, das Schreiben zu erlernen. Im Latein, im Griechischen, in der Astronomie, in der Theologie erwarb er sich für seine Zeit und Lage sehr ausgezeichnete Kenntnisse. Auch seine Muttersprache, die teutsche Sprache, suchte er zu veredeln; gleich Cäsarn die Sprachwissenschaft für ein Geschäft achtend, welches auch einen großen Geist ehre. Schon das Beispiel eines solchen Herrschers mußte mit Macht auf sein Volk wirken. Er aber gab überdieß sich viele Mühe, die Bildung, welche ihn erfreute, auch an seinem Hofe, bei seinen nächsten Umgebungen, bei den Geistlichen seines Reiches, und durch diese bei seinem ganzen Volke auszubreiten. An seinem Hofe stiftete er einen Gelehrten-Verein, dessen Haupt Alcuin und dessen thätiges Mitglied er selbst war. Eben so sorgte er unermüdbar für die Bildung seiner Kinder; vornehmlich aber für die Bildung seines Volkes. Zu Tours blühete eine vortreffliche Schule, welche unter Alcuins Leitung der Sammelplatz trefflicher Köpfe und eine fruchtbare Bildungs-Anstalt der Lehrer und Gelehrten für das ganze Frankenreich wurde. Aber auch für die Herstellung anderer Schulen sorgte er, ließ zweckmäßige Lehrbücher abfassen, wohnte öfters selbst den Prüfungen der Schüler bei, munterte die Lehrer auf durch Achtung und Belohnung, und hielt vorzüglich die Geistlichen an, ihre und des Volkes Bildung mit Eifer zu fördern. Von den Geistlichen insbesondere verlangte er, „daß sie, wie wahre Streiter der Kirche, innen voll Andacht, außen gelehrt, keusch im Wandel und unterrichtet in der Rede seyn sollten; damit, wer sie in Gottes Namen und um der heiligen Beschauung willen zu sehen begehrte, sein Auge an ihnen erbauen, gerüstet mit ihrer Weisheit hinweg gehen, und den allmächtigen Gott, dafür dankend, preisen möchte.“ Und obwohl manche Keime, welche er ausgestreut hatte, durch die Stürme der folgenden Zeiten wieder vertilgt wurden, so wucherten

doch auch manche fort, und es war ein bleibender Grund für die Bildung des westlichen Europa's gelegt.

An dem Christenthum hing Carl mit ganzer Seele. Deßhalb, und als die wichtigsten Stützen der Geistesbildung in seiner Zeit ehrte er die Geistlichen, ehrte er, doch schlechthin ohne blinden Gehorsam, vornehmlich den römischen Bischof, und befestigte dessen Einfluß auf das Abendland für lange Zeiten. Insbesondere war Papst Adrian I. ein väterlicher Freund für ihn. Den Papst Leo III. schützte er gegen eine mächtige Partei, welche sich wider denselben erhoben hatte. Carl hatte sich deßhalb nach Rom begeben.

Als er nun in der Peters-Kirche daselbst am Weihnachtsfeste (25. Dec. 800) der Gedächtnißfeier der Geburt Christi beiwohnte, setzte ihm Leo die Krone auf das Haupt, und salbte ihn mit dem heiligen Öle. Die Kirche aber hallte wieder von dem freudigen und dreimaligen Zurufe des Volkes: Carln August, dem von Gott gekrönten, frommen, großen und Friede bringenden Kaiser von Rom Leben und Sieg! So ward Er, der einen großen Theil des Abendlandes sich unterworfen hatte, und mit Ruhm beherrschte, mit der Würde des abendländischen Kaiserthums geschmückt. Solchen Schmuckes, dessen Werth er fühlte, und auch als Herrscher geltend machte, mochte er denselben nun begehrt oder auch nur angenommen haben, war er vollkommen würdig. Der Glanz des Kaisers strahlte aber auch allerdings auf den Papst zurück.

Carl, mit Recht der Große genannt, starb den 28. Januar 814; aber seine Anstalten, noch mehr aber das Andenken an ihn, wirkten mit Macht auf das ganze Mittelalter.

Zweites Kapitel.

Die abendländische Kirche.

1. Die catholische Kirche gelangte auch im Abendlande zu mannigfaltigen Rechten und Vorzügen.

Nicht nur siegte in den neuen, von teutschen Völkern im Abendlande gegründeten, Staaten die catholische Religion über den Arianismus und das Heidenthum, sondern die catholische Kirche, ihre Vorsteher und Diener gelangten auch hier in kurzer Zeit zu mancherlei Rechten und Vorzügen.

Bald wurde die Kirche reich, besonders an liegenden Gründen. Durch die fromme Andacht, welche Kirchen stiftete und begabte, durch den Fleiß der Mönche und Geistlichen, welcher unangebautes Land urbar machte, durch Precarien und Lehen, endlich seit Carls des Großen Zeiten durch den Zehenten ward ihr dieser Reichthum zu Theil.

Auch wurde den Geistlichen persönliche Befreiung von öffentlichen Diensten und Lasten gewährt. Jedoch, da in diesen neuen Staaten die Verbindlichkeit zum Kriegsdienste sich auf alle freien Männer der Nation ausdehnte, so mußte ein großer Theil der Geistlichen aus dem Stande der Unfreien genommen werden. Auch mußten die Geistlichen lang, wenigstens von einem Theile ihrer Güter, Abgaben an den Staat entrichten. Selbst Kriegsleute mußten sie von ihren kirchlichen Lehensgütern stellen; woher es auch zum Theil kam, daß in diesen Zeiten sogar Bischöfe in den Krieg zogen.

Eben so war auch die Befreiung der Geistlichen von den weltlichen Gerichten am Anfang in dem Abendlande beschränkter, als in dem römischen Staate. Zwar gab man im Allgemeinen zu, daß Geistliche nur von Geistlichen gerichtet werden könnten; aber die wirkliche Gerichtsbarkeit, welche man den Geistlichen zugestand, bezog sich nur auf kirchliche Vergehungen, keineswegs aber auf bürgerliche Verbrechen, auch nur auf Rechts-Streitigkeiten, in welche Geistliche mit Geistlichen, nicht aber mit Laien befan-

gen waren. Dagegen ward den Geistlichen schon durch das, den Kirchen eingeräumte, Recht der Zufluchtsfreiheit für Verbrecher (*jus asyli*), durch welches oft der wilde Zorn gebändigt und die Unschuld gerettet wurde, vielfacher Einfluß auf die weltliche Gerichtsbarkeit gestattet. Ohnehin richteten sie über geistliche Dinge, wozu auch hier, wie in der römischen Welt, außer der Lehre und der Gottesverehrung, Ehesachen und Testamente gehörten. Nicht weniger wußten sie auch in dem Abendlande das kirchliche Strafrecht bald geltend zu machen. Schon im achten Jahrhunderte führten sie die Sende ein. Auch wurde, besonders durch Carl den Großen, den Bischöfen, als den Gebildeten, einige Aufsicht über die untergeordneten Richter ihrer Städte anvertraut. An der gesetzgebenden Gewalt und den wichtigen Staats-Angelegenheiten überhaupt nahmen die Bischöfe als Räthe der Könige, als Mitglieder der Volks-Versammlungen und als Reichsstände vielfachen Antheil. Als Stände erhielten die Bischöfe sogar großen Einfluß auf die Königs-Wahlen, und sie waren es vorzüglich, welche das Ansehen des neuen Staats-Oberhauptes in den Augen des Volkes heiligten.

2. Die Verfassung der catholischen Kirche im Abendlande.

Mit dem Christenthum nahmen die Abendländer zugleich auch jene Verfassung der catholischen Kirche, welche sich im Laufe der vier ersten christlichen Jahrhunderte gebildet hatte, wenigstens dem Wesentlichen nach, an. Sie waren unfähig, das Bedürfniß einer andern Verfassung auch nur zu fühlen. — Das wichtige Verhältniß zwischen Clerus und Laien, die Einrichtung des Standes der Geistlichkeit, die bischöfliche Verfassung, kurz, die Grundzüge der kirchlichen Verfassung nahmen sonach die Abendländer zugleich mit dem Christenthum an.

Die Macht der Metropoliten hatte zwar unter den Stürmen der Zeit sehr gelitten; aber desto fester hielten die Bischöfe ihre Sprengel zusammen. Eben jenes Sinken der Metropoliten, dann der wichtige Einfluß der Bischöfe auf die Angelegenheiten des Staates, endlich der Umstand,

daß der Clerus der meisten Kirchen fast bloß aus den Zugehörigen der Kirchen besetzt wurde, waren die vornehmsten Ursachen, weßhalb das Ansehen und die Macht der Bischöfe immer höher stieg.

Zahlreicher und geehrter zugleich wurde auch im Abendlande der geistliche Stand dadurch, daß die Mönche, welche sich hier ebenfalls bald ausbreiteten, und denen Benedict von Nursia (um 515), ein wahrer Wohlthäter seines Zeitalters, außer der Andacht, Ehelosigkeit, Armuth und dem blinden Gehorsam gegen ihre Obern, auch Handarbeit und wissenschaftliche Beschäftigung zum Gesetze gemacht hatte, sich demselben immer mehr anschlossen, so daß gegen das Ende des achten Jahrhunderts fast jeder Mönch Geistlicher ward. Durch die Annahme des canonischen Lebens, wozu Bischof Chrodegang von Metz (um 760) die erste Veranlassung gab, trat sogar ein großer Theil der Welt-Geistlichen selbst in den Kreis der Mönche.

3. Der Bischof von Rom.

Der Bischof von Rom wurde gegen das Ende dieses Zeitraums in dem Abendlande mehr und mehr als Haupt der Kirche anerkannt.

Hierzu trug vornehmlich die Pflanzung vieler neuen Kirchen in Teutschland bei. Diese wurden sogleich bei ihrer Entstehung von dem römischen Stuhle abhängig. Denn auf Veranlassung des römischen Bischofs hatten der h. Kilian, Ruprecht, Corbinian, Pirmin und mehrere andre, besonders englische und irländische Mönche, christliche Kirchen im Innern Teutschlands gegründet. Vornehmlich aber war der Engländer Winfried oder Bonifacius recht eigentlich der Apostel der Teutschen. Aber auch dieser stand in engem Zusammenhange mit dem römischen Stuhle. Er wurde schon in dem Jahre 719 von dem Papste Gregor II. mit dem Character eines päpstlichen Legaten nach Teutschland geschickt. Er wurde späterhin von Gregor III. zum Erzbischof von Mainz, zum Primaten und beständigen päpstlichen Vicar in Teutschland ernannt. Er verpflichtete sich dabei feierlich, für den Papst zu wirken und zu arbeiten. Um das Jahr 743

unterschrieben auch wirklich die sämmtlichen teutschen Kirchen eine, ihnen von Bonifacius vorgelegte, Urkunde, worin sie förmlich und feierlich dem römischen Stuhle beständigen Gehorsam gelobten. Diese Abhängigkeit der teutschen Kirchen von dem römischen Stuhle erstreckte sich bald auch über die Kirchen des Frankenreichs, vornehmlich deßhalb, weil die fränkischen Machthaber den Wunsch hegten, daß die schöne Ordnung, welche Bonifacius in den teutschen Kirchen hergestellt hatte, auch in den fränkischen herrschen möchte. Überdieß ward das Ansehen des Papstes in dem Frankenstaate dadurch erhöht, daß Pipin der Kleine von demselben in der Königs-Würde bestätigt wurde. Hierzu kam, daß Pipin und Carl der Große die Ländereien des Papstes in Italien sehr vermehrten. Dadurch stieg natürlich auch sein Ansehen in Italien. Und ob ihn wohl Carl der Große von dem fränkischen Hofe abhängig machte, so war er dagegen jetzt doch frei von der byzantinischen Herrschaft und frei von den Longobarden, diesen stets gefährlichen Feinden des römischen Stuhls. Endlich die Ehrfurcht, welche Carl der Große dem Bischofe von Rom zollte, hob diesen mit Macht in der Meinung der Völker empor. Wie das Hohe in dem Christenthum den Kaiser fesselte, so mußte auch die Hierarchie seine Bewunderung auf sich ziehen.

4. Die Wirkungen des Christenthums und der kirchlichen Anstalten auf das Abendland.

Freilich war das Christenthum, welches man in dieser Zeit im Abendlande lehrte, mangelhaft, unvollkommen und nicht ohne heidnische Zusätze und mannigfaltige Entstellungen. Allein wie entstellt auch die göttliche Lehre seyn mochte, so blieb sie doch für Einzelne der neuen Bekenner nicht ohne beseligende Kraft, und pflanzte, wenigstens in edlere Gemüther, heilige, tröstende oder gebietende Begriffe.

Andere, welche für das Innere des Christenthums keinen Sinn hatten, wurden durch das Äußere desselben, durch die Pracht des Gottesdienstes, durch die Einrichtungen, Gesetze und Zucht der Kirche umgebildet und gebes-

sert. In einer Zeit, wo das Wesen des öffentlichen Lebens in einer beständigen Ebbe und Fluth bestand, waren die Klöster, die Würde der Bischöfe und der geordnete Stand der Geistlichen unschätzbare Stützen der Ordnung, Ruhe und Bildung. „Barbaren haben für innere Würde wenig Sinn, ihre Lehrer mußten groß, wie Bischöfe, oder wunderbar, wie Einsiedler, seyn."

Hauptsächlich durch die Kirche kam allmälig mehr Festigkeit in die Verbindung der neuen Staaten, mehr Menschlichkeit in ihre Gesetze, mehr Gerechtigkeit in die Rechtspflege, höhere Werthschätzung des Menschen überhaupt unter das Menschen-Geschlecht. Hauptsächlich durch die Kirche wurden die Abendländer erzogen.

Drittes Kapitel.

Das byzantinische Kaiserthum.

1. Von der Fortdauer des byzantinischen Kaiserthums überhaupt.

Das byzantinische Kaiserthum überdauerte den Hauptsturm der Völkerwanderung, theils wegen der geographischen Lage seiner Hauptstadt, theils wegen seiner trefflichen Festungen, theils wegen seines blühendern Wohlstandes, endlich auch wegen seiner minder ordnungslosen Regierung. Nachdem es aber einmal diesen Sturm überstanden hatte, konnte es um so eher fortdauern, da es, seiner vielen und großen Gebrechen ungeachtet, in Hinsicht auf Geistesbildung, Anstalten und Einrichtungen des Lebens überhaupt lange Zeit die gleichzeitigen Staaten übertraf. Die Herrschaft des Mittelmeeres insbesondere war nicht nur durch den byzantinischen Handel, sondern vornehmlich auch durch den gänzlichen Mangel aller Schifffahrt in den neuen Staaten (das vandalische Reich auf kurze Zeit ausgenommen) gesichert, und ein großer Theil der Reichthümer der westlichen Welt floß nach der östlichen hin. Oft schien zwar der altersschwache Staat völlig darnieder zu sinken, aber unvermuthet raffte er sich wieder zu neuer Kraft auf.

2. Zeno (474–491), Anastasius (491–518), Justinus I. (518–527).

In den ersten fünfzig Jahren dieses Zeitraums wurden die Byzantiner durch die aufblühende Macht der Ostgothen in Italien sehr verdunkelt.

Zeno's Regierung (474 – 491) zeichnete sich nur durch Empörungen aus. Während derselben führte Theodorich sein Volk nach Italien.

Als Anastasius (491 – 518) den Thron bestieg, rief ihm das Volk zu: regiere, wie du gelebt hast! Auch hob er wohlwollend mehrere Mißbräuche auf, aber durch die Geistlichkeit, welche ihn nicht für rechtglaubig hielt, ward auch seine Regierung auf mannigfaltige Weise beunruhigt. Daher auch Kriege gegen die Perser und gegen die Nationen an der Donau unglücklich geführt wurden.

Justinus I. (518 – 527) war ein Bauern-Sohn aus Bulgarien, welcher vom Pfluge hinweg unter die kaiserliche Leibwache trat, in einem fünfzigjährigen Dienste von einer Stufe der Ehre zur andern emporstieg, bis er endlich Hauptmann der Leibwache und durch diese Ka s r wurde. Seine Kriegs-Erfahrenheit, sein ehrwürdiges Alter und seine Rechtgläubigkeit empfahlen ihn dem Kriegsheere, der Geistlichkeit und dem Volke; aber die Staats-Geschäfte besorgte der Quästor Proclus, und bald Justinianus, der Schwestersohn des Kaisers, welchen dieser zum Erben seines Thrones bestimmte. Diese Erhebung seines Neffen, so wie der Gehorsam gegen die rechtgläubige Geistlichkeit verleiteten den Greis nicht selten zur Grausamkeit. Durch sein strenges Gesetz wider die Arianer ward besonders auch Theodorich, der große Beherrscher Italiens, aufgereizt.

3. Justinianus I. (527–565).

Unter Justinians I. langer Regierung erhob sich das östliche Kaiserthum zu neuem Glanze. Er verschönerte Constantinopel mit herrlichen Gebäuden, sicherte das Reich durch Festungen, ließ Brücken und Kranken-Häuser bauen und Wasser-Leitungen anlegen. Handel und Kunstfleiß gewannen unter ihm durch die Einführung des

Seidenbaues. Das rühmlichste Denkmal seiner großen Thätigkeit aber war unstreitig die merkwürdige Sammlung römischer Gesetze, welche er mit Hülfe des gelehrten Tribonians veranstaltete. Durch diese Sammlung, welche, die Pandecten (bekannt gemacht 533), die Institutionen (533), den *Codex repetitae praelectionis* (534) und die Novellen (534–559) in sich begreifend, in spätern Zeiten den Namen *Corpus juris civilis* erhielt, wurden die wichtigen Erfahrungen, womit die Römer die Rechtswissenschaft bereichert hatten, künftigen Geschlechtern aufbewahrt. — Auch die Gränzen des Reichs wurden unter Justinianus I. sehr erweitert. Belisar, ein, besonders in Hinsicht auf seine Zeit, vortrefflicher Feldherr, stürzte das Reich der Vandalen (534), und machte Africa zur griechischen Provinz. Zwanzig Jahre später (554) ward auch Italien dem Scepter Justinians I. unterworfen.

Doch auch nicht ohne große Schatten war diese glänzende Regierung. Durch die Perser und die Nationen an der Donau ward der Staat vielfach bedrängt. — Künste und Wissenschaften hatten in dem byzantinischen Reiche in den letzten zwei Jahrhunderten beinahe ihre einzige Zufluchtsstätte gefunden. Wohlthätig wirkten für die höhere Bildung besonders die Schulen zu Athen, in welchen Redekunst und Philosophie gelehrt wurden, und welche von den edlern Kaisern Roms mannigfaltige Gunst erfahren hatten. Aber während Justinianus durch seine Bauten die Künste förderte, hemmte er das Gedeihen der Wissenschaften durch die Aufhebung der attischen Schulen. — Schon vor Justinianus war zu Constantinopel und in dem ganzen östlichen Reiche die Lust an Rennspielen bis zur Wuth gestiegen, und aus Spielern und Zuschauern bei denselben hatten sich gefährliche Parteien gebildet, welche sich über das ganze Reich ausdehnten, und nicht selten die Grundfesten des Staates erschütterten. Einst war es nahe daran, daß Justinianus der Wuth solcher Parteien unterlag, wäre er nicht durch die Geistes-Gegenwart seiner Gemahlin, Theodora, und durch ihren männlichen Zuruf: der Thron ist ein glorreiches Grab; wer geherrscht hat, darf den Verlust

seiner Würde und Herrschaft nie überleben! zum standhaften Ausharren in der Gefahr ermuntert worden. Überdieß war der Kaiser, so sehr in manchen Dingen die Sparsamkeit übertrieb, doch wieder in anderer Hinsicht verschwenderisch. Selbst seine glorreichen Kriege und Eroberungen waren schädliche Anstrengungen für einen Staat, welchem die wahre Lebenskraft mangelte. Endlich mit blindem Eifer, über das Maß seiner Kraft und gegen die Würde seines Amtes nahm Justinianus I. an den Streitigkeiten der Theologen Antheil, wollte auch in der Sache des Glaubens den Gesetzgeber machen, und gebrauchte nicht selten die grausamsten Mittel für die Ausbreitung und Aufrechthaltung der Religion der Liebe.

Die Vandalen. Beinahe ein halbes Jahrhundert lang (429 - 478) waren die Vandalen in Africa durch Geiserich allen ihren Nachbarn furchtbar. Aber schon sechs und fünfzig Jahre nach dem Tode dieses ausgezeichneten Barbaren ward sein Reich zerstört. Durch ihn vornehmlich waren die Vandalen so furchtbar geworden; mit ihm endigte daher auch ihre Größe. Eine zweite Ursache von dem frühen Verfalle des vandalischen Reiches waren Streitigkeiten über die Thronfolge. Geiserich, welcher zwei Söhne, Hunnerich und Theodorich, auch Enkel von diesen Söhnen, so wie von seinem schon früher verstorbenen Sohn Genzo hinterließ, hatte verordnet: der Älteste des königlichen Hauses sollte immer die Regierung haben. Aber von nun an war kein Ältester der königlichen Familie seines Lebens mehr sicher; indem jeder Jüngere der Älteste seyn wollte, mordeten die Mitglieder des königlichen Hauses einander; mit schauervoller Grausamkeit verfolgten sich Geiserichs Nachkommen. Dieß that vornehmlich Hunnerich (478 - 486), der unmittelbare Nachfolger Geiserichs. Drittens. Die Vandalen versanken, besonders seit Geiserichs Tode, mehr und mehr in alle Üppigkeit und Trägheit des africanischen Erdstriches. Viertens. Sie waren Arianer, ihre africanischen Unterthanen aber Catholiken. Mit diesen lag die Regierung fast in stetem Streite, und verfügte zum Theil die wüthendsten Verfolgungen über sie. Schon Hunnerich nahm ihnen fast alle ihre Rechte, und behandelte sie mit unmenschlicher Grausamkeit. Eben so unduldsam war sein Nachfolger Gundamund (486 - 497). Milder war Trasamund (497 - 524). Dieser rief die vertriebenen catholischen Bischöfe zurück, und erwarb sich dadurch die Liebe des zahlreichsten Theils seiner Unterthanen. Noch günstiger für die catholische Religion war sein Nachfolger, Hilderich (524 - 531), gestimmt. Aber eben diese Duldsamkeit,

dann, daß er mit dem griechischen Hofe Verbindungen unterhielt, wie auch sein unkriegerischer Character entzogen ihm die Neigung der Vandalen. So ward er mit leichter Müh durch Gelimer, Genzo's Enkel, (531) von dem vandalischen Throne verdrängt. Dieß gab Justinianus I. eine erwünschte Gelegenheit, das Glück seiner Waffen, welche in einem persischen Kriege so eben mit Schmach bedeckt worden waren, in Africa zu versuchen, und auch hier die Rechte der catholischen Kirche, für welche er so sehr eiferte, geltend zu machen. Belisar erhielt den Auftrag zur Eroberung von Africa. Im September 533 landete dieser fünf Tagereisen östlich von Carthago, und ward von den Catholiken überall sehr freundlich aufgenommen, da er und sein Heer, in Wort und That, als Befreier derselben auftraten. Mehrere Städte brachten ihm bald ihre Huldigung dar. In der Nähe von Carthago kam es zur Schlacht zwischen ihm und Gelimer; die Vandalen wurden geschlagen, hauptsächlich weil Gelimer gezaudert hatte, ihre glücklichen Angriffe zu verfolgen; er selbst flüchtete sich in die numidische Wüste. Um eben diese Zeit ließ der verzweifelnde König den gefangenen Hilderich hinrichten, so, daß nun die Griechen Africa desto leichter für sich erobern konnten. Auch öffnete bald hierauf Carthago den Siegern freiwillig die Thore, wo jetzt der Vandale den Eingebornen, der Arianer den Catholiken um Gnade anflehte. Belisar stellte mit unglaublicher Eilfertigkeit die Mauern und Wälle Carthago's wieder her, und beschloß dann, die Vandalen vollends aufzureiben. In einer zweiten Schlacht (Nov. 533) erhielten diese, alle zaghaft, am meisten Gelimer, eine zweite Niederlage, wurden aus einander gestäubt, und somit Africa in drei Monaten erobert. Auch Sardinien, Corsica, die balearischen Inseln und in Africa die Küstenstädte bis Ceuta huldigten bald und willig den Griechen. Selbst Gelimer, durch Hunger gezwungen, ergab sich endlich (März 534) dem Sieger. So ward Africa (534) eine Provinz des griechischen Kaiserthums. Gelimer, der Urenkel des großen Geiserichs, schmückte den Triumph Belisars, und beschloß sein Leben auf einem Landgute, welches ihm Justinianus I. in Galatien anwies.

4. Justinus II. (565 – 578), Tiberius II. (578 – 582), Mauritius (582 – 602), Phocas (602 – 610), Heraclius (610 – 641).

Der Schimmer, welcher sich unter Justinians I. Regierung über das byzantinische Reich verbreitet hatte, verlor sich alsbald nach dessen Tode. Innere Unruhen, besonders der Streit über die Verehrung der Bilder, und äußere Feinde, die Perser, Longobarden, Avaren,

Araber und andre, zerrütteten und schwächten diesen Staat immer mehr.

Schon unter Justinus II. (565–578), dem Neffen und unmittelbaren Nachfolger Justinians I., kam ein großer Theil Italiens an die Longobarden, und auch Perser rissen Theile der Monarchie an sich. Ungerechtigkeit herrschte in der Hauptstadt, wie in den Provinzen. Justins Wille war indessen besser, als seine Einsicht und seine Kraft. Ein großes Verdienst erwarb er sich wirklich dadurch, daß er den Befehlshaber der Leibwache, den edeln Tiberius, zu seinem Nachfolger ernannte.

Tiberius II. (578–582). Ihm war die Pflicht heilig, und Wohlthun Freude. Allein noch ehe er vier volle Jahre regiert hatte, raffte ihn der Tod hinweg.

Auf seinen Vorschlag folgte ihm Mauritius (582–602). In der Verwaltung des Innern befolgte dieser die Grundsätze Tibers, obwohl er seinem Vorgänger an Reinheit der Gesinnung nicht gleich kam; aber auch den äußern Glanz des Staates erhielt er, so weit es dessen schwache Kräfte erlaubten. Vergebens suchte er zwar den Fortschritten der Longobarden in Italien Gränzen zu setzen, aber durch sein Heer ward der persische König Cosroes II. wieder auf den Thron seines Großvaters Nushirvans gesetzt. Selbst ein Krieg gegen die Avaren, dem er, wenigstens eine Zeit lang, persönlich anwohnte, ward nicht unglücklich geführt. Allein seine große Strenge und öfters zu weit getriebene Sparsamkeit entzogen ihm die Liebe seines Volkes. Als er im Kriege gegen die Avaren zwölf tausend Soldaten, welche in Gefangenschaft gerathen waren, einem grausamen Tode preis gegeben hatte, wählte das Heer den Centurio Phocas zum Kaiser. Nun empörte sich auch Constantinopel; Mauritius flüchtete sich, ward aber bald ergriffen, und auf Befehl seines Nachfolgers sammt seinen Kindern hingerichtet.

Phocas (602–610). Klein und häßlich von Person, roh, unwissend, nichts als Soldat, wüthete er erst gegen das Haus des Mauritius, dann gegen das Reich

überhaupt. Die Pflichten des Regenten, wie des Feldherrn hintansetzend, ergab er sich überdieß bald der Wollust und dem Trunke. Eines solchen ruchlosen Herrschers müde, foderte man endlich von Constantinopel aus den ehrwürdigen Heraclius, Exarchen von Africa, zur Befreiung des Vaterlandes auf. Dieser aber überließ das gefährliche Unternehmen seinem Sohne Heraclius und dessen Freunde Nicetas; jener sammelte eine Flotte, und dieser führte ein Landheer durch Ägypten und Asien. Die Flotte stand der Kaiserstadt gegenüber, ehe Phocas ernstlich an Gegenwehr dachte; alsbald erfolgte der Abfall von ihm; er ward getödtet; Heraclius als Kaiser gekrönt; Nicetas, welcher später eintraf, unterwarf sich dem Glücke seines Freundes.

Heraclius (610–641). Ein sonderbarer Wechsel des Glücks zeichnete die Regierung dieses Fürsten aus. Cosroes II., König von Persien, eroberte 611 Syrien, 614 Palästina, 616 Ägypten und Cyrene, und endlich Kleinasien. Überdieß wurde Constantinopel von den Avaren sehr beunruhigt. Diese plünderten selbst die Vorstädte der Hauptstadt, und schleppten zweimal hundert und siebzig tausend Gefangene hinweg. Aber die Noth machte den Kaiser und sein Volk wider Vermuthen groß. Heraclius eroberte in sechs Feldzügen alle Provinzen wieder, welche ihm Cosroes entrissen hatte. Allein in den letzten Jahren seiner Regierung verlor er diese Provinzen abermal, nämlich an die Araber.

Von nun an ziehen sich die Gränzen des byzantinischen Staates immer enger zusammen; die bessere Kraft wird auf einen Streit verwendet, für dessen wahre Würdigung diese Griechen keineswegs reif waren, und mit dem Volke sank auch zugleich die Geschichtschreibung bei demselben immer tiefer.

5. Constantinus III. (641), Constans II. (641–668), Constantinus IV. (668–685), Justinianus II. (685–695), Leontius (695–698), Tiberius III. (698–705), Justinianus II. (705–711), Philippicus Bardanes (711–713),

Anastasius II. (713 – 716), Theodosius III. (716 – 717).

Constantinus III. (641). Heraclius hatte zwei Söhne, Constantinus III. und Heracleonas, jenen aus erster, diesen aus zweiter Ehe. Seinem Willen gemäß sollten beide Söhne gleiche Erben des Thrones, Martina, seine zweite Gemahlin, aber Beherrscherin des Reiches seyn. Allein eine Gegenpartei schloß die letztere sammt ihrem Sohne bald nach des Kaisers Tode von der Regierung aus; und da Constantinus III. schon in dem ersten Jahre seiner Regierung starb, ward der Kaiserin Martina, welche man als Urheberin dieses Todes anklagte, die Zunge, ihrem Sohne Heracleonas aber die Nase abgeschnitten, und beide in das Exil geschickt.

Constans II. (641 – 668), der älteste von den Söhnen Constantins III. Wegen Brudermords mußte er Constantinopel verlassen, und ward endlich zu Syracus von einem Diener im Bade erschlagen.

Constantinus IV. (668 – 685), der älteste Sohn Constans II. Auch seine Regierung wurde durch brüderliche Uneinigkeit entehrt. Constantinus hatte seinen beiden Brüdern, Heraclius und Tiberius, den leeren Titel der Auguste ertheilt. Von ihnen aufgereizt, foderte ein Theil des Heeres, daß auch ihnen Antheil an der kaiserlichen Regierung gegeben werde. „Wir sind," riefen die Soldaten aus, „aufrichtige Verehrer der heiligen und ungetheilten Dreieinigkeit. Da nun drei gleiche Personen im Himmel sind, so ist es billig, daß auch drei gleiche Personen auf Erden seyen." Doch die Empörer wurden bald zum Gehorsam gebracht; aber da die Brüder ähnliche Versuche wiederholten, wurden sie ihrer Titel und Nasen beraubt.

Justinianus II. (685 – 695), der Sohn Constantins IV., war übermüthig, verschwenderisch, grausam. Zehn Jahre weidete er sich an den Leiden seiner Unterthanen, bis endlich das Maß seiner Verbrechen voll war. Nun wurde Leontius, ein wackerer Feldherr, zum Kaiser erhoben, Justinianus aber verstümmelt ins Elend gesandt. Leontius (695 – 698). Schon nach drei Jahren gewann ein anderer Feldherr, Apsimar, das Heer, stieß

den Leontius vom Throne, und setzte sich unter dem Namen Tiberius auf denselben. Tiberius III. (698 – 705). Auch er regierte nur wenige Jahre. Denn Justinianus II. ward von den Bulgaren, bei welchen er Schutz gefunden hatte, wieder eingesetzt, und regierte ohne Nase und Zungenspitze noch sechs Jahre. Justinianus II. (705 – 711). Seine Grausamkeit dauerte noch immer fort. Leontius und Apsimar erschienen in Ketten vor dem kaiserlichen Throne niedergeworfen, und Justinianus sah, mit dem Fuße auf ihren Nacken gestemmt, dem Wagenrennen über eine Stunde zu, indeß das unbeständige Volk Constantinopels den Worten des Psalmisten: „du sollst auf Ottern und Basilisken treten,“ lauten Beifall zuklatschte. Während der sechs Jahre seiner Wiederherstellung schien Justinianus das Beil, den Strang und die Folter als die einzigen Werkzeuge der königlichen Würde betrachtet zu haben. Endlich ward er ermordet, und Philippicus Bardanes (711 – 713) auf den Thron gesetzt. Kaum aber saß dieser zwei Jahre auf demselben, als ehrsüchtige Große ihn herunterstießen, und ihm die Augen ausstachen.

Hierauf ward der Geheimschreiber Artemius durch freie Wahl des Volks zur höchsten Würde erhoben. Dieser regierte unter dem Namen Anastasius II. (713 – 716). Er war des Thrones werth. Allein so sehr waren jetzt die Thron-Veränderungen an der Tages-Ordnung, daß auch er nur drei Jahre regierte. Bei einer Empörung der Flotte wurde ein gemeiner Beamte wider seine Neigung mit dem Purpur bekleidet, und Anastasius legte freiwillig den Scepter nieder. Der Neuerwählte regierte unter dem Namen Theodosius III. (716 – 717), aber nur ein Jahr, als er ebenfalls abdankte, und sich Leo, dem Isaurier, dem Feldherrn und obersten Anführer der orientalischen Truppen, unterwarf.

6. Leo III. der Isaurier (717 – 741), Constantinus V. (741 – 775), Leo IV. (775 – 780), Constantinus VI. (780 – 797), Irene (797 – 802).

Leo III. der Isaurier (717 – 741). Ein Fürst von vieler Kraft, der Sohn eines Landmanns, welcher sich von der untersten bis zu der höchsten Stufe der Ge-

sellschaft emporgearbeitet hatte. Unter ihm und durch ihn begann ein Streit über die Verehrung heiliger Bilder, welcher das Morgen- und Abendland hundert und zwanzig Jahre beunruhigte.

Seit dem vierten Jahrhunderte hatte man angefangen, mehrere heilige Bilder, zum Behufe frommer Erinnerung, in den Kirchen der Christen aufzustellen. Schon hundert Jahre nachher ward die Verehrung dieser Bilder immer größer. Endlich verwechselte die Menge das Bild selbst mit dem Gegenstande, welchen es darstellte; und von Juden und Muhammedanern wurden die Christen Götzendiener genannt. Gegen solchen Mißbrauch der heiligen Bilder war schon lang geeifert worden. Endlich trat Leo III., welchem vielleicht im Umgange mit Juden und Muhammedanern diese Ausartung recht anschaulich geworden war, mit Macht dagegen auf. Erst befahl er, daß die Bilder von den Altären und geweihten Plätzen weggenommen, und in einer gewissen Höhe aufgehängt werden sollten. Doch damit waren weder Feinde, noch Freunde der Bilder zufrieden. In einer zweiten Verordnung sprach daher der Kaiser über die Bilder und den religiösen Gebrauch derselben das Urtheil der Verdammung aus. Nicht ohne Härte und nicht ohne Gefahr der Person Leo's III. selbst, welcher freilich, dem Geiste dieser Zeiten gemäß, für Schonung fremder Überzeugung in Sachen des Glaubens keinen Sinn hatte, ward dieß Urtheil auch wirklich vollzogen.

Noch weit leidenschaftlicher setzte Leo's Sohn und Nachfolger, Constantinus V. (741–775), unter dem Spottnamen Copronymus bekannt, während einer vier und dreißigjährigen Regierung diesen Streit fort. Eine Synode zu Constantinopel, welche er (754) veranstaltet hatte, wiederholte das Verdammungs-Urtheil Leo's III. über den Bilderdienst. Aber dieser Beschluß fand die heftigsten Gegner, und Constantins lange Regierung war beinahe ein ununterbrochener Kampf gegen die religiösen Überzeugungen seiner Unterthanen. Seine Feinde schilderten ihn daher als ein wahres Ungeheuer, aber auch die unpartheiische Geschichte kann ihn von großer Grausamkeit nicht frei sprechen. Besonders hatte er große Widersacher

an den Mönchen. Desto härter verfuhr er mit ihnen, und hob zuletzt den ganzen Mönchs-Orden auf. Dragon. Sonst hob sich der innere Wohlstand des Reichs unter ihm, und auch seine Heere führte er siegreich an. – Sein Sohn Leo IV. (775 – 780) wird ebenfalls den Bilderstürmern beigezählt. – Fünf Stiefbrüder dieses Kaisers wurden, der eine ohne Augen, die vier andern ohne Zungen, ins Elend geschickt, weil man sie verdächtiger Anschläge wider den Thron beschuldigte.

Constantinus VI. (780 – 797), der Sohn Leo's IV. Er war kaum zehn Jahre alt, als er den Thron bestieg. Dem väterlichen Willen gemäß, führte daher seine Mutter Irene die Zügel der Regierung. Als aber der heranwachsende Sohn, des mütterlichen Joches überdrüssig, endlich allein regieren wollte, ließ die Mutter ihn des Augenlichtes berauben, und stieß ihn vom Throne. Irene (797 – 802). Noch als Vormünderin ihres Sohnes stellte sie die Mönche und den Bilderdienst wieder her. Eine Synode zu Nicäa (787), von ihr veranstaltet, widerrief das Verdammungs-Urtheil der Synode von Constantinopel, und auch diese widerrufenden Beschlüsse wurden mit aller Strenge in Ausübung gebracht. Kaum hatte indessen Irene wenige Jahre allein regiert, als sie dem Patricier Nicephorus den Thron abtreten, und als Verbannte auf der Insel Lesbos ihren dürftigen Unterhalt durch die Arbeit ihres Spinnrades verdienen mußte.

Die Perser. Der Kampf, welchen Persien seit Crassus mit Rom bestand, ward auch mit dem oströmischen Reiche fortgesetzt. Er wurde für dieses um so schwerer, da die Sassaniden seit dem Anfange des sechsten Jahrhunderts zu einer vorher nie erreichten Größe emporstiegen. Gegründet wurde diese Größe durch Kabades (491 – 532), den Sohn des Königs Perozes, der im Kriege mit einem hunnischen Stamme das Leben verloren hatte. Seine Waffen waren siegreich gegen die Griechen; Anastasius I. erkaufte den Frieden sehr theuer von ihm, und sah sich genöthigt, die Gränzfestung Dara anzulegen. Vornehmlich aber glänzte Persien unter Cosroes I. (Nushirvan) (532 – 579), einem hochgefeierten Herrscher des Morgenlandes. Seine Regierung war fest, strenge, unparteiisch. Er verbesserte die Gesetze, und hielt die Richter unter genauer Aufsicht. Erziehung und Ackerbau waren Gegenstände seiner vorzüglichen Sorgfalt; in jeder persischen Stadt wurden die Waisen und Kinder der

Armen auf öffentliche Kosten erzogen, und der Landbau ward auf mannigfaltige Weise unterstützt. Auch die Wissenschaften ehrte und förderte Nushirvan. Auf seinen Befehl wurden altgriechische und indische Schriftsteller in die persische Sprache übersetzt; und zu Gardi Sapor wurde eine Schule der Arzneiwissenschaft errichtet, in welcher bald auch Dichtkunst, Beredsamkeit und Philosophie blühten. Auch die Jahrbücher der Monarchie wurden abgefaßt; und selbst bei theologischen Streitigkeiten suchte der Kaiser das in dieser Zeit so seltene Recht freier Untersuchung geltend zu machen. Gleichergestalt zeichnete sich Nushirvan durch Tapferkeit aus. Belisars Siege in Africa und Italien hatten seine Aufmerksamkeit rege gemacht, so daß er den Bitten des ostgothischen Königs Witiges um Beistand gern Gehör gab. Er drang in das Herz von Syrien ein, zerstörte Antiochia, und wäre vielleicht bis Constantinopel vorgerückt, wenn nicht Belisar seinen Fortschritten Gränzen gesetzt, und den Krieg, wenigstens für einige Zeit, geendiget hätte. Bald hierauf brach ein Krieg über Kolchis, damals das Königreich Lazica genannt, aus, und Justinianus I. mußte einen unvollkommenen Waffenstillstand mit vielem Gelde von dem persischen Hofe erkaufen. Auch über die Türken und andre morgenländische Völker gewann Nushirvan glorreiche Siege. Bei vielen und großen Tugenden kann indessen dieser Herrscher von Härte und Eroberungssucht nicht ganz freigesprochen werden. Die letztere mußte er noch am Abende seines Lebens büßen. Im Jahre 572 begann er, schon ein achtzigjähriger Greis, den letzten Krieg mit den Griechen. Als aber die Perser bereits in Syrien eingedrungen waren, bewirkte Tiberius II. einen dreijährigen Waffenstillstand, welchen er weise zu Rüstungen benützte. Nach einer Niederlage bei Melitene mußten sich die Perser zum Rückzuge entschließen, und schon nahten sich die Griechen dem persischen Königs-Sitze, als der Tod den großen Nushirvan von einem schmachvollen Ausgange seines thatenreichen Lebens befreite. Hormisdas (579–598) entehrte den Thron seines Vaters Nushirvans durch Geiz und große Grausamkeit, so, daß mehrere Provinzen die Fahne der Empörung aufpflanzten. Um die Abgefallenen wieder zum Gehorsam zu bringen, nahm Hormisdas die gefährliche Hülfe der Türken an, welche, in geheimem Einverständnisse mit den Griechen, den Thron der Sassaniden stürzen wollten. Nur durch seinen Helden Bahran ward Persien von dem nahen Untergange gerettet. Hormisdas, welcher diesem Befreier des Reiches mit dem schnödesten Undanke gelohnt hatte, ward abgesetzt, geblendet und bald darauf getödtet. Glücklicher war die Regierung seines Sohnes Cosroes II. (Parwitz) (598–628). Von dem griechischen Kaiser Mauritius ward er auf den väterlichen Thron wieder eingesetzt, von welchem ihn der Held Bahran vertrieben hatte. Dafür war Cosroes dankbar, und hielt Friede und Freundschaft mit Constantinopel, so lang sein Wohlthäter lebte. Als aber dieser, ein

Opfer der Grausamkeit des Kaisers Phocas, fiel, nahm Cosroes davon eine Ursache oder einen Vorwand zum Kriege mit den Griechen. Er brachte den Kaiser Heraclius an den Rand des Verderbens, indem er demselben fast alle Provinzen entriß. Doch als die Griechen mit wunderbarem Glücke das Verlorne wieder eroberten, und selbst bis zu dem persischen Königs-Sitze vordrangen, ward Cosroes abgesetzt, und von seinem Sohne Siroes sammt achtzehn seiner Söhne (628) ermordet. Allein noch in demselben Jahre erfuhr Siroes dasselbe Schicksal. Überhaupt riß von nun an die größte Verwirrung in dem persischen Staate ein, bis derselbe endlich unter dem Könige Jezdedscherd eine Beute der Araber wurde.

Die Avaren, ursprünglich zu dem großen mongolischen Völkerstamme gehörig, kamen um 558, wahrscheinlich durch die Türken verdrängt, in die Küstenländer des schwarzen Meeres und der Niederdonau. Justinianus I. gewährte ihnen Jahrgelder und Wohnsitze in Pannonien, damit sie den Longobarden das Gleichgewicht halten möchten. In Gemeinschaft mit den letztern zerstörten sie bald hierauf (566) das Reich der Gepiden, und ganz Pannonien kam in ihre Gewalt, als Alboin (568) mit seinem Volke nach Italien zog. So besaßen sie bald nach ihrer Ankunft in Europa ein mächtiges Gebiet; über zwei Jahrhunderte behaupteten sie diese Herrschaft; vornehmlich glänzend aber ward dieselbe in der zweiten Hälfte des sechsten und in der ersten des siebenten Jahrhunderts. Chan Bajan um 580 war der Attila dieser Avaren. Dalmatien kam unter ihre Herrschaft; sie trugen den Krieg in die Lombardei und in das Frankenreich, und unterwarfen sich die an der Donau und weiter nordwärts wohnenden Slaven, die Bulgaren und andre Völker bis an das schwarze Meer. Obwohl der byzantinische Hof die Jahrgelder erhöhte, so war er doch immer, vornehmlich während der Kriege mit Persien, den Einfällen oder den Drohungen dieser Barbaren ausgesetzt. Besonders unter Heraclius brachten sie in Gemeinschaft mit den Persern das byzantinische Reich an den Rand des Unterganges. Doch seit der Mitte des siebenten Jahrhunderts fing ihre unsichere Macht zu zerfallen an, ihre Tapferkeit erschlaffte, und mehrere Völkerschaften entzogen sich ihrer Herrschaft. Seit 640 waren sie beinahe auf Pannonien eingeschränkt. Ihre Ringe. Endlich wurden sie von Carl dem Großen auch aus Pannonien verdrängt, und um 827 von den Mähren und Petschenegern vollends aufgerieben.

Die Bulgaren, ein asiatisches Volk, dessen Abstammung im Dunkeln liegt, thaten seit dem Ende des fünften Jahrhunderts verderbliche Einfälle in das byzantinische Kaiserthum. Um 560 mußten sie sich den Avaren unterwerfen; errangen aber um 635 ihre Freiheit wieder, und gründeten um 678 ein Reich in der jetzigen Bulgarei, welches, besonders seit dem Verfalle der Avaren, immer mehr an Macht zunahm. Von diesem

Bulgarien aus ward nun das griechische Reich neuerdings vielfach durch sie beunruhigt.

7. Die Gelehrsamkeit in dem byzantinischen Reiche.

Üppigkeit, Sitten-Verdorbenheit, Willkühr der Herrscher, kurz, alle Übel des alten Roms waren auf das östliche Reich übergegangen, und wucherten auf dem Boden Asiens noch üppiger, als vorher in Italien. Zu diesen ererbten Gebrechen kamen noch eigenthümliche hinzu; vornehmlich Aberglauben, theologische Streitigkeiten und vielfache Einmischung der Geistlichen in die Angelegenheiten des Staates. Daher die vielen Gräuel in der Geschichte dieses Reiches.

Bei allen großen Gebrechen war aber doch dieses Reich in Bezug auf Erhaltung der Wissenschaften, und besonders des herrlichen Nachlasses der alten Griechen, sehr wichtig. — Bis zum Anfange des siebenten Jahrhunderts blühten die Schulen zu Constantinopel, Athen und Alexandrien, durch die Stürme der Zeit nur von fern getroffen. Hierauf wirkten zwar die Einfälle der Perser, der Araber, die oft wiederkehrenden Empörungen, der Bilderstreit, die Vertilgung des Mönchswesens durch Constantinus Copronymus und andre Unfälle nachtheilig auf die Pflege der Wissenschaften. Doch konnte den Byzantinern die Gelehrsamkeit, unstreitig jetzt ihr größter Vorzug, nicht entrissen werden. Stephanus Byzantinus (vor 500) verfaßte ein Wörterbuch der Geographie, wovon uns leider! nur noch ein Bruchstück übrig ist. Justinianus I. veranstaltete die berühmte Sammlung römischer Gesetze. Auch die mathematischen Studien wurden betrieben. Kaiser Mauritius schrieb über die Kriegskunst. Johann von Damascus (um 754) wagte den Versuch, die christliche Glaubens-Lehre in wissenschaftlichem Zusammenhange darzustellen. Auch die Geschichte ward von den Byzantinern nicht vernachläßigt. Procopius (bl. 562) und Agathias (um 592) werden nicht mit Unrecht noch den alten griechischen Geschichtschreibern angereiht; Theophylactus Simokatta (um 629), Theophanes (um 800), und Nicephorus († 828) haben we-

nigstens schätzbare Beiträge zu der Geschichte ihrer Zeit geliefert.

Vornehmlich aber danken wir den byzantinischen Gelehrten die Erhaltung vieler Werke des griechischen Alterthums. Die Unfälle, welche in diesem Zeitraume das oströmische Reich betroffen haben, zerstörten zwar unstreitig auch Manches aus jenem herrlichen Nachlasse; aber die Mehrzahl der alten griechischen Schriftsteller erhielt sich doch unter diesen Griechen, welche immer noch mit Liebe die Schriften ihrer großen Vorfahren, mit denen sie auch die Sprache gemein hatten, lasen und bearbeiteten.

Viertes Kapitel.

Die Araber.

1. Die Araber vor Muhammed.

Am Anfange des siebenten Jahrhunderts n. Chr. trat unter den Arabern Muhammed auf, stiftete eine neue Religion, und veranlaßte große, weitausgedehnte Bewegungen, deren Wirkungen zum Theil noch jetzt fortdauern.

Bei den Arabern, ob sie gleich bis auf Muhammed zu den geräuschloseren Völkern der Weltgeschichte gehört hatten, vereinigte sich Vieles, den Plan des neuen Propheten zu begünstigen. Durch den Handel, den Arabiens Lage so sehr begünstigt, und für welchen ihm die Natur das nützliche Kameel gegeben hat, mußten mit den Waaren des Auslandes zugleich auch mancherlei Kenntnisse zu den Arabern gelangen. Mittelst der schauerlichen Wüste Arabiens waren seine Bewohner vor den Zügen asiatischer Eroberer geschützt; auch erhielt sie das, in den meisten Gegenden ihres Landes nothwendige, Hirten-Leben tapfer und muthvoll. Im Ganzen waren sie daher von jeher frei. Das Gefühl der Unabhängigkeit aber erzeugte bei ihnen einen edeln National-Stolz, diesen reichen Quell mannigfaltiger Tugenden. Überhaupt zeichnete sich diese Nation, wo man sie auch antraf, in Städten und in Wüsten, durch einen gewissen edeln und hohen Sinn, eine glückliche Fassungskraft und durch Gaben des Geistes aus, welche nur

der Bildung bedurften. Schon lange vor Muhammed hatte die Dichtkunst unter den Arabern geblühet, ihr Leben erheitert und ihre Sprache bereichert. Auch in der Religion behaupteten sie ihre Freiheit; eine große Anzahl verschiedener Götzenbilder war zur Verehrung für die verschiedenen Stämme Arabiens zu Mecca in der Kaaba, dem National-Tempel der Araber, aufgestellt. Auch wohnten seit langer Zeit Genossen anderer Religionen in diesem Lande, besonders Juden und Christen. Schon hatte die Lehre von einem einigen Gotte und von dessen Offenbarungen an die Menschen, bei vielen Arabern Eingang gefunden, und bereits vor Muhammed war die Bibel in das Arabische übersetzt worden. So durften nur die vielfachen, zerstreuten Strahlen höheren Lichtes in einen Brennpunkt gesammelt werden, um eine neue, weit leuchtende Flamme zu entzünden. Dieß war die Bestimmung Muhammeds.

2. Muhammed.

Muhammed, geboren wahrscheinlich 569, war von dem Stamme Koreisch, aus der Familie der Haschemiten, welche das Recht, die Kaaba zu beschützen und Mecca zu beherrschen, erblich besaß. Die Natur hatte ihn sehr gütig begabt; der Mangel bildenden Unterrichts ward ihm durch seltene Anlagen des Geistes und den Umgang mit den vielen Fremden, welche in Mecca zusammenströmten, ersetzt; seiner Armuth half die wohlhabende Wittwe Kadischa ab, welche die Treue, womit er ihre Handlungs-Geschäfte geleitet hatte, in dem fünf und zwanzigsten Jahre seines Lebens mit ihrer Hand belohnte.

Seit er durch diese Vermählung der Sorgen des Lebens enthoben war, gab er sich dem Nachdenken über göttliche Dinge, wozu sein Inneres ihn von Jugend an getrieben hatte, nicht selten die Einsamkeit suchend, mehr und mehr hin. In dem vierzigsten Jahre seines Lebens (609) nahm er die Würde eines Propheten an, und begann seine Lehre (Islam, Moslem): „es ist kein Gott, außer Allah, und Muhammed ist dessen Gesandter“, als ein Gottbegeisterter zu verkünden. — Er fügte dieser Lehre

das Gebot vieler Waschungen, das Gebot fünf täglicher Gebete, die Ramadan-Fasten, das Gebot, daß man Almosen gebe, und andere, den Umständen gemäße, Gesetze bei, auch stellte er die Strafen und Belohnungen des künftigen Lebens ganz dem asiatischen Sinne gemäß dar; aber die Ergebung in den Einen Ewigen war der Grund seiner Lehre.

Drei Jahre lang theilte er indessen den Islam nur seiner Gemahlin Kadischa, seinem Vetter Ali, seinem Freunde Abubekr, seinem Sclaven Said und zehn andern Personen mit. Erst im vierten Jahre seiner Familie, und dann bald auch Andern.

Doch schon im Jahre 622 mußte er vor dem Neide der Koreischiten aus Mecca flüchten. Da nahm Medina, damals als die Stadt der Gelehrsamkeit berühmt, und seit langer Zeit die Nebenbuhlerin von Mecca, ihn auf, und ergab sich ihm. Hier ward er nicht nur als Prophet, sondern auch als König verehrt, und der Anfang der großen Bewegungen, welche er veranlaßt hat, wird billig mit seiner Flucht nach Medina (Hedschra 16. Juli 622) gemacht. Hier bildete er seine Anhänger zu Kriegern, und führte sie zu vielfachem Kampfe an, mit den Koreischiten, welche ihre Verfolgungen gegen ihn immer noch fortsetzten, und mit jüdischen Stämmen in Arabien, welche den Islam verschmähten.

Nach einer Verbannung von sieben Jahren eroberte er selbst Mecca (629). Diese Hauptstadt Arabiens und bald hernach auch beinahe ganz Arabien huldigten ihm als König und Propheten. Aber auch diese Bekehrung des übrigen Arabiens geschah zum Theil nicht ohne die Gewalt der Waffen. Überhaupt vertraute Muhammed keineswegs bloß der siegenden Kraft seiner Lehre. Als Arabien ihm gehorchte, befahl er, in alle Länder den Islam zu bringen, durch Glauben oder Waffen die Nationen zu vereinigen, und schärfte seinen Anhängern den Grundsatz ein: „Streitet wider die, welche weder an Gott, noch an den Tag des Gerichtes glauben; auch wider Juden und Christen streitet so lang, bis sie sich bequemen, Tribut zu bezahlen und sich zu unterwerfen.“

Ob aber wohl Lehre und Leben dieses arabischen Propheten viel Irdisches und Sinnliches hatten, so bleibt ihm doch das große Verdienst, daß er die Einheit und All-Erbarmung des Ewigen zum Glauben der größern Hälfte der alten Welt gemacht hat. Er starb im Jahre 632.

3. Das Haus Muhammeds.

Auf die Würde Muhammeds hatte unstreitig Ali gegründete Ansprüche, nicht nur als Gemahl der Fatima, der geliebtesten Tochter des Propheten, als Bluts-Verwandter und treuer Freund desselben, sondern auch weil er (ein Sohn Abutalebs, des Oheims Muhammeds) vermöge erblichen Rechtes, als Haupt der Familie Haschems, der Fürst oder Beschützer der Stadt und des Tempels von Mecca war. Allein Muhammed selbst, welcher keinen Sohn hinterließ, hatte sich nicht bestimmt über seinen Nachfolger erklärt; die Koreischiten wollten durchaus dem Hause Haschem keinen Vorzug zugestehen; vornehmlich aber war Ayescha, die Tochter Abubekrs, und die als Mutter der Gläubigen hochverehrte Wittwe des Propheten, wider Ali. So ward denn Abubekr (632–634) von den angesehensten Muselmännern zum Nachfolger Muhammeds (Chalifen) in der Würde eines Oberhauptes der Gläubigen gewählt. Was der Prophet über weltliche und göttliche Dinge gelehrt hatte, sammelte, wie die Sage lehrt, dieser sanfte und ehrwürdige Nachfolger desselben in ein Buch (Koran). Fürstliche Pracht war ihm so fremd, als dem Propheten; er zog die Dürftigkeit dem Reichthum vor. Aber sein Feldherr Kaled, das Schwert Gottes genannt, trug den Krieg, nicht ohne Glück, zuerst nach Persien, hierauf nach Syrien, wo er ein zahlreiches Heer der Griechen schlug, und Damascus, die alte Hauptstadt dieses Landes, eroberte.

Die Begeisterung für den Islam, aber auch die Eroberungssucht ergriff die Araber jetzt immer mächtiger. Zwar führten Abubekr und seine Nachfolger die Heere nicht selbst in das Feld, aber der Heldengeist, welcher einmal erwacht war, gab den Chalifen mehrere große Feldherrn. Überhaupt war die Größe, wozu die Araber sich erhoben, weit mehr

eine Frucht des, durch Muhammed neu belebten, Geistes der Nation, als der Fähigkeit ihrer Oberhäupter. Indessen wurden ihre Unternehmungen auch durch die fehlerhafte Beschaffenheit des griechischen sowohl, als des persischen Reiches ungemein erleichtert.

Unter Omar (634 – 644), welchen Abubekr zu seinem Nachfolger bestimmt hatte, wurden Persien, Syrien, Phönicien, Mesopotamien, Armenien und Palästina erobert. Von Palästina aus brach (638) Amru, ein Held, dessen Ruhm ein ganzes Kriegsheer aufwog, nach Ägypten auf, und eroberte in kurzer Zeit Pelusium (Farama), den Schlüssel dieses Landes. In Ägypten selbst wurde das Glück seiner Waffen hauptsächlich durch die Jacobiten oder Kopten gefördert, welchen er eine mildere Behandlung, als sie bisher von den Byzantinern erfahren hatten, zusagte. Aber den heißesten Kampf kostete die Eroberung von Alexandria. Erst (640) nach einer Belagerung von vierzehn Monaten konnte die Fahne Muhammeds auf den Mauern dieser Hauptstadt Ägyptens aufgepflanzt werden. Ägypten ward nun eine arabische Provinz, und Amru der erste Statthalter derselben.

So war unter Omar, welchen ein aufgebrachter Sclave durch Meuchelmord den Gläubigen nach einer kaum zehnjährigen Regierung entriß, der Kreis der arabischen Eroberungen ungemein erweitert worden. Während Omar regierte, erzählt man, brachten die Araber sechs und dreißig tausend Städte unter seinen Gehorsam, zerstörten vier tausend Kirchen, und erbauten vierzehn hundert Moscheen zur Ausübung des muhammedanischen Gottesdienstes.

Doch gab Omars Enthaltsamkeit und Demuth den Tugenden Abubekrs nichts nach. Seine Nahrung bestand aus Gerstenbrod oder Datteln; sein Trunk war Wasser; in einem schlechten Gewande hielt er das Gebet und die heilige Rede an die Gläubigen.

Solche Einfalt herrschte unter dem Hause Muhammeds auch in der ganzen Verfassung der Araber. Keinen andern sahen sie für ihren Herrn an, denn Gott; und ein göttliches Gesetzbuch (dafür galt ihnen der Koran) foderte unbegränzte Ehrfurcht selbst von dem Chalifen, dessen Ge-

walt sich auf Anordnungen beschränkte, welche die Polizei, die Staatsämter und die Kriegszucht betrafen. Die Gefährten des Propheten, einen höhern Adel bildend, standen dem Chalifen zur Seite, und übten das Recht der Rüge über dessen gesetzwidrige Handlungen aus. Auch wurden die öffentlichen Angelegenheiten zur allgemeinen Kunde gebracht. Die Sparsamkeit der Chalifen machte nur wenige Abgaben nöthig. Das Gesetz war für alle Gläubige gleich, und die Richterstühle von dem Einflusse der Regierung unabhängig. In Bezug auf die eroberten Länder waren die Araber weise genug, bestehen zu lassen, was mit dem Islam nicht im Widerstreite war. Eine edle Natur-Einfalt, ein männlicher Ernst und eine hohe Kraft der Gemüther, aus dem Glauben an Gott entsprungen, zeichnete die Araber in diesen Zeiten vor allen Völkern der Erde aus.

Othman (644 – 656). Dieser nahm die Bedingungen, welche ihm die angesehensten Muselmänner in Bezug auf die Regierung vorschrieben, willig an. Durch ihn wurde der Koran, welchen Abubekr gesammelt hatte, durchgesehen, berichtiget und bekannt gemacht. Auch die Eroberungen gingen fort. Die Araber machten nicht unglückliche Versuche auf die westlichen Provinzen Africa's, zogen sich jedoch wieder an die Gränzen Ägyptens zurück. Dagegen vollendeten sie die Eroberung Syriens und Persiens, griffen Cypern und Rhodus an, und drangen in Nubien und Isaurien ein.

Nachdem Othman, als Opfer einer Empörung, welche er durch eine parteiische Begünstigung seiner Verwandten veranlaßt hatte, gefallen war, kam das Chalifat endlich an Ali (656 – 661). Doch gelangte dieser nicht zum ruhigen Besitze der höchsten Würde. Ayescha war immer noch seine unversöhnliche Feindin. Sie benützte ihren ganzen Einfluß für Moawia, welcher, vertrauend auf die Macht Syriens, dessen Statthalter er war, den Titel eines Chalifen angenommen hatte. In Kurzem war das ganze Reich bis auf Kufa von Ali abgefallen. Drei Schwärmer wollten diesen Streit um das Chalifat durch Ermordung des Chalifen und seiner Nebenbuhler endigen.

Von einem dieser Schwärmer ward Ali tödtlich verwundet. Ihm war Herrschers-Glück nicht bestimmt, aber der seltenen Erhabenheit seiner frommen Seele, so wie dem Edelsinne seiner, meist unglücklichen, Abkömmlinge, ward bis auf unsere Zeiten in dem Morgenlande, besonders in Persien, seltene Verehrung zu Theil. Aliten (Schiiten); Sunniten. Auch Hassan, Ali's Sohn, ward bald von Moawia zur Niederlegung der höchsten Würde bewogen, und so der neue Herrscherstamm der Ommajaden gegründet. Dieser Moawia war ein Enkel von Ommaja, einem Sohne Abu-Sophians, welcher vor Andern die Vertreibung des Propheten aus Mecca bewirkt hatte. So hatten also Muhammeds ehemalige Verfolger das Erbtheil seiner Kinder an sich gerissen.

4. Die Ommajaden (661 – 750).

Auch unter den Ommajaden gingen die Eroberungen der Araber mit Macht fort; aber an die Stelle der frühern Einfalt der Chalifen trat allmälig Pracht und Üppigkeit, das Feuer frommer Begeisterung fing zu erlöschen an, durch die Parteien der Aliten und Haschemiten wurden viele Unruhen veranlaßt, und bald offenbarte es sich, wie schwer es sey, ein Reich von so großem Umfange zusammen zu halten.

Schon Moawia (661 – 680) hatte keineswegs jenen einfachen, frommen Sinn der früheren Chalifen, übertraf diese aber an Staatsklugheit. Er wählte Damascus, im Lande der, ihm ergebenen, Syrer, zum Herrschers-Sitze; auch gelang es ihm (675), das Chalifat in seinem Hause erblich zu machen. Überhaupt mit der Einfalt der Sitten verfiel von nun an immer mehr auch die ursprüngliche Einfalt und Freiheit der Verfassung. Doch überlebten die Rechtspflege und die durch den Koran angeordneten Gebräuche den Sturz der Wahlregierung, und wenigstens die Mehrzahl der Ommajaden, die Partei der Haschemiten fürchtend, überschritt in Behandlung der Gläubigen selten die Gränzen des Rechts und der Billigkeit.

Die Eroberungen, welche unter Ali stille gestanden hatten, begannen wieder unter Moawia; auch gründete er eine Seemacht. Zwar wurden seine Versuche auf Constantinopel, hauptsächlich durch die Wirkungen des griechischen Feuers, vereitelt, aber im Osten drangen die Araber von Chorasan aus über den Gihon, und nahmen Samarkand und Sogdiana weg; im Westen eroberten sie von Ägypten aus einen Theil von Cyrene, und gründeten (670–675) die Pflanzstadt Kairwan, einen festen Punkt, von welchem aus sie die Barbaren in Ordnung halten, und wohin sie sich selbst in Nothfällen flüchten konnten.

Die Regierungen Jesids I. (680–683) und Merwans I. (683–684) zeichneten sich hauptsächlich durch Streitigkeiten mit den Haschemiten und Aliten aus. Doch ward unter Jesid Chowaresm erobert, die innere Ruhe des Reichs aber unter Abdal-Malek (684–705) wieder hergestellt. Unter dem letztern ward auch Carthago erobert, und die Provinz Africa den Griechen entrissen.

Noch glücklicher in Erweiterung des Reichs war der Chalife Walid (705–714). Unter ihm wurden im Osten die türkischen Länder jenseits des Gihons, im Westen aber die Besitzungen der Westgothen in Africa und überdieß ganz Spanien erobert. Auch für das innere Wohl des Chalifats war er sehr thätig, hatte aber schon gegen den Ungehorsam entfernterer Statthalter zu kämpfen.

Unter Soliman (714–717) ward abermal ein fruchtloser Versuch auf Constantinopel gemacht, dafür aber Georgien erobert. Soliman ließ in Ägypten den berühmten Nilmesser aufrichten, und that vieles für die Erweiterung des Handels.

Von der Gränze Indiens und der Tartarei bis an die Küste des atlantischen Meeres erstreckte sich jetzt das arabische Reich, und in dem weiten Umfange desselben war Sitte, Denkart, Glaube und Sprache der Araber herrschend. So viel vermag die Begeisterung.

Für die Ommajaden indessen wurden die Parteien der Aliten und Haschemiten immer gefährlicher. Omar II.

(717–720), ein trefflicher Herrscher, wollte daher einen Aliten zu seinem Nachfolger wählen, ward aber dafür von seinen Verwandten ermordet. Unter Hescham (724–743) erfocht Carl Martell den berühmten Sieg über die Araber. Jesid III. (744) machte das Heer, die vornehmste Stütze der Ommajaden, durch Verminderung des Soldes unwillig.

Bald hierauf erfolgte der Untergang der Ommajaden. Vornehmlich die Nachkommen von Abbas, dem Oheime Muhammeds, suchten das alte Recht ihres Hauses geltend zu machen. Nach blutigem Kampfe erlag endlich Merwan II. (744–750), der letzte Ommajade, ein vortrefflicher Herrscher, dem Abbasiden Abul-Abbas, mit welchem im Jahre 750 die Herrschaft des Hauses Abbas begann, welche bis zum Jahre 1258 dauerte.

5. Die ersten Zeiten der Abbasiden (750–809).

Die ersten achtzig Jahre der Abbasiden waren sehr glänzend: denn Handel, Kunstfleiß und selbst wissenschaftliche Bildung blühten jetzt in den weiten Kreisen des Chalifats. Doch schon bald nach dem Anfange des neunten Jahrhunders lösete sich ein Theil des großen Reichs nach dem andern ab, und bereits seit der Mitte des zehnten Jahrhunderts waren die Chalifen fast bloß auf ihr oberpriesterliches Amt beschränkt. Aber auch in dem Zeitraume des Verfalls des arabischen Reichs hob und verbreitete sich Bildung mannigfaltiger Art in den vielen und weitausgedehnten Ländern, welche von den Bekennern des Islams bewohnt wurden.

Abul-Abbas (750–754) ist hauptsächlich als Gründer des Herrscher-Stammes der Abbasiden berühmt. Er ward Al Saffah (der Blutvergießer) genannt, weil er sein Haus durch große Grausamkeit gegen die Ommajaden auf dem Stuhle Muhammeds befestigte. Abu-Moslem, ein Held, welchem Abbas seine Erhebung vornehmlich zu danken hatte, ließ allein sechsmal hundert tausend Anhänger der Ommajaden durch Scharfrichter hinrichten. Fast das ganze Haus Ommaja's ward ermor-

det, selbst die unmündigen Kinder entgingen der Rache nicht, die Leichname der ommajadischen Chalifen wurden sogar in ihren Grüften entweiht.

Al Mansur (754 – 775) gründete Bagdad, einen Herrschers-Sitz, dessen bewundernswürdige Pracht dem stolzen Sinne, welcher seit Mansur den Chalifen mehr, wie vorher, eigen ward, ganz entsprach. Damit die Statthalter, welche über die Kriegsmacht sowohl, als über die Staats-Einnahmen verfügten, nicht zu mächtig würden, ließ er sie öfters wechseln. Auch war es sein Grundsatz, die vornehmsten Familien von den Staats-Ämtern entfernt zu halten, und Jeden, ohne Rücksicht auf vormalige Verdienste, zu stürzen, dessen Größe verdächtig schien. Freilich bedurfte es aller Kraft, um das große Reich zusammen zu halten. Abdorrahman, einer der verfolgten Ommajaden, war nach Spanien geflohen, wo er (756) den Thron von Cordua gründete, so, daß Spanien von nun an von dem Stamme des Chalifats abgesondert blieb. Bald wurde dieß Beispiel auch von Andern nachgeahmt. — Übrigens suchte Al-Mansur auch durch Beförderung gelehrter Bildung seinem Reiche Glanz zu geben. Die Ommajaden hatten bloß den Handel und diejenigen Künste, welche ihrer Prunkliebe dienten, zu heben gesucht; die Abbasiden suchten durch Geistesbildung die unterworfenen Völker zu veredeln. Almohdi (775 – 785). Dem väterlichen Beispiele getreu, förderte auch er Künste und Wissenschaften.

Vornehmlich aber glänzte Harun Al Raschid (786 – 809) unter den Abbasiden. Ausgezeichnet als Krieger focht er glücklich gegen die Chazaren, zwang den griechischen Kaiser Nicephorus (805) zum Tribut, und behauptete die Herrschaft zur See. Seine Unterthanen nannten ihn den Gerechten. Unter ihm begann das goldene Zeitalter der Wissenschaften im Chalifat, und seiner Aufmunterung vornehmlich ist es zuzuschreiben, daß die Morgenländer fast in jedem Theile der Gelehrsamkeit ausgezeichnete Namen hervorbrachten. Er versammelte Dichter, Ärzte, Sternkundige und Mathematiker an seinem Hofe, ehrte und bereicherte sie. Er ließ vortreff-

liche Werke des griechischen Alterthums in das Arabische übersetzen. Auf seinen Hof und alle seine Umgebungen verpflanzte er seine Liebe für die Wissenschaften. Carl den Großen ehrte er durch eine prächtige Gesandtschaft und viele kostbare Geschenke. Wie dieser der Stolz des Abendlandes war, so Harun Al Raschid des Morgenlandes.

Zweiter Zeitraum.

Von 800 bis 1096. Von der Erhebung Carls des Großen zum Kaiser bis zu dem Anfange der Kreuzzüge.

Übersicht dieses Zeitraums.

Am Anfange dieses Zeitraums hatte nicht nur das Chalifat den Gipfel seiner Macht erreicht, sondern auch der Eifer der Araber für die Wissenschaften ward immer reger. Neben zahlreichen und glänzenden Anstalten für die wissenschaftliche Bildung erhoben sich überdieß auch Werkstätten des Kunstfleißes in den weiten Kreisen des Chalifats. Zudem dauerte das Zeitalter der arabischen Gelehrsamkeit über fünf Jahrhunderte, und traf mit dem dunkelsten Zeitraume der westeuropäischen Völker zusammen. Indessen bald nach dem Anfange des neunten Jahrhunderts fing die Macht des Chalifats mehr und mehr zu sinken an, so, daß die Chalifen bereits seit der Mitte des zehnten Jahrhunderts fast bloß auf ihr oberpriesterliches Amt beschränkt waren. Allein auch diese Zertrümmerung des Chalifats hatte mehrere wohlthätige Folgen. Durch dieselbe ward nicht nur eine größere und mannigfaltigere Regsamkeit überhaupt in den Reichen der Araber verbreitet, sondern insbesondere auch der wissenschaftlichen Bildung ein vielfacherer

Spielraum geöffnet. — Die Byzantiner zeichneten sich immer noch in Hinsicht auf Handel, Kunstfleiß, Gesittung und bessere Einrichtungen des Lebens überhaupt, so wie durch Liebe für die Wissenschaften aus. Durch die byzantinischen Gelehrten insbesondere wurde fortwährend wenigstens der größere Theil des herrlichen Nachlasses der alten Griechen erhalten. Nur die wahre, innere Lebenskraft kehrte für diesen Staat nicht wieder. Vornehmlich aber war der Hof zu Constantinopel ein Schauplatz großer Verdorbenheit; obwohl Einige der Herrscher, welche den byzantinischen Thron in dieser Zeit inne hatten, besonders als tapfere Vertheidiger des Reichs gegen die vielen äußern Feinde (Araber, Bulgaren, Normänner Russen und Türken), Achtung verdienten. — In den im südlichen und westlichen Europa von teutschen Völkern gegründeten Staaten herrschte in diesem Zeitraum große Verwirrung; die Gewalt der Fürsten unterlag fast überall der Übermacht der Großen. Wie einst in den Wäldern Teutschlands wollten die Teutschen auch jetzt im gesellschaftlichen Vereine ihre Unabhängigkeit behaupten. Darüber ging fast alle öffentliche Ordnung und Sicherheit verloren. Durch Einfälle der Normänner, Araber und Ungarn ward diese Verwirrung noch vermehrt. Indessen leisteten wenigstens einzelne Könige, besonders Mehrere der teutschen Könige in der zweiten Hälfte dieses Zeitraums, den mächtigen Großen kraftvollen Widerstand. Auch war es unstreitig ein Glück, daß die westeuropäischen Völker in ihrem Heldenalter einer, die Gränzen überschreitenden, Königsmacht nicht unterlagen. Selbst für den Anbau des Bodens war die, durch das Lehenswesen bewirkte, Vertheilung seines Besitzes und der Macht überhaupt wohlthätig. Endlich mitten unter den Stürmen dieser Zeit breitete sich die christliche Kirche im Abendlande nicht nur aus, sondern befestigte auch ihr, in Bezug auf die Bildung der Abendländer sehr wichtiges, Ansehen mehr und mehr. Allerdings suchten auch die Bischöfe, wie die Großen überhaupt, ihre Macht

zu erweitern; aber ohne äußern Glanz würden sie unstreitig minder wohlthätig in diesen Zeiten gewirkt haben. Auch hätte sich das Ansehen der Bischöfe ohne das steigende Ansehen des Papstes wohl nicht erhalten, und überhaupt bei der Wildheit dieser Zeiten war es in vielen Fällen heilsam, daß sich die Großen der Erde wenigstens vor der Macht des Oberhaupts der Kirche zu scheuen hatten. Eben so war der neue Geist der Ordnung, welcher sich (seit 910) von Clugny aus über die Klöster verbreitete, für diese Zeiten sehr erfreulich. Überdieß machten sich die Geistlichen und Mönche wenigstens um die Anfänge der Wissenschaft und Kunst unter den Abendländern immer verdienter. — Auch die Bruchstücke der Geschichte des nördlichen Europa's werden reichhaltiger; aber um des Zusammenhangs willen behalten wir dieselben, so wie die Anfänge der Geschichte Ungarns dem folgenden Zeitraume auf.

Die Geschichte dieses Zeitraums zerfällt sonach in folgende Kapitel: 1) die Araber; 2) das byzantinische Kaiserthum; 3) West- und Süd-Europa; 4) die abendländische Kirche.

Erstes Kapitel.

Die Araber.

1. Die Abbasiden (809 – 1258).

Auf Harun Al Raschid folgte sein Sohn Amim (809 – 813), welcher aber bald durch seinen Bruder Al Mamum (813 – 833) verdrängt wurde.

Al Mamum übertraf sogar seinen Vater an Eifer für die Wissenschaften. Aus wahrer Achtung für die Bildung des Geistes förderte er dieselben mit rastloser Thätigkeit und seltener Freigebigkeit. Er schmückte Bagdad mit einer Akademie der Wissenschaften, und trug Sorge,

daß die Früchte gelehrter Bildung auch über die Provinzen seines Reiches verbreitet wurden. Er ließ griechische, persische, coptische und chaldäische Handschriften kaufen, und wandte sich sogar an den Hof von Constantinopel, um mit dessen Bewilligung griechische Handschriften zu erhalten. Der ganze, weite Kreis, in welchem der Islam herrschte, bekam eine neue Gestalt. Es erhoben sich prächtige Palläste, Gärten, Wasserwerke, Schulen und Werkstätten des Kunstfleißes. Nur zu sehr gab Mamûm selbst sich der Gelehrsamkeit hin, so, daß er die Geschäfte der Regierung beinahe ganz seinem Großvezier überließ.

Solche Unthätigkeit bemächtigte sich von nun an mehr und mehr der Chalifen; die öffentlichen Angelegenheiten wurden ihnen fremd und gleichgültig, und geriethen in Hände von Günstlingen. Überhaupt geschah es, daß seit eben dem Zeitpunkte, als gelehrte Bildung unter den Bekennern des Islams sich sehr glücklich ausbreitete, die Macht des Chalifats mehr und mehr zu sinken anfing. Erst machten sich die Statthalter der entferntern Provinzen unabhängig, hierauf näherte sich das Übel dem Sitze des Chalifats selbst, endlich wurde der Chalife fremder Herrschaft in seinem eigenen Pallaste unterthänig.

Der Umfang dieses Reiches war zu groß, als daß es lang dauern konnte. Die Begeisterung erlosch oder verzehrte sich in neuen feindlichen Parteien, und je höher die Üppigkeit stieg, desto größer ward die Erschlaffung. Auch die Liebe zum Kriegsdienste nahm immer mehr ab, so daß die Chalifen Miethsoldaten für nöthig erachteten.

Schon der Chalife Motassem (833 – 842) nahm eine türkische Leibwache an. Damit aber ergoß sich ein neues Übel über das arabische Reich. Schon früher waren die türkischen Sclaven sehr beliebt bei den Arabern gewesen, und der Gebrauch derselben daher sehr häufig. Aber das Gefühl ihres Werthes, besonders ihrer kriegerischen Vorzüge, machte sie um so übermüthiger, je zahlreicher sie waren, so, daß Motassem selbst bald durch sie beunruhigt wurde. Schon Motawakkel (847 – 861), Motassems Sohn, ward von ihnen ermordet, und bald hierauf fielen kurz nach einander drei andre Chalifen (Mostain 862 – 866, Motaz

866–869 und Mohtadi 869–870) als Opfer des Übermuthes derselben. Mehrere Türken machten sich in den Statthalterschaften, welche ihnen anvertraut waren, unabhängig, und reizten durch ihr Beispiel andere zu ähnlicher Empörung. Hierzu kam noch, daß die zahlreichen Anhänger Karmaths, welcher um 890 den Islam reiner und geistiger darstellen wollte, Theile des Chalifats an sich rissen. Mehr und mehr wurde das Chalifat zertrümmert.

Aber auch die Behauptung eines beschränkteren Gebietes überstieg bald die Kräfte der Chalifen. Im Gedränge der Noth übertrug daher Alrhadi (934–940) einem Türken, Ebn Rajek, Herrn von Basra, (935) die unumschränkte Gewalt in allen öffentlichen Geschäften (unter dem Titel eines Emirs al Omra), sich einzig die Oberhoheit im Staate vorbehaltend. Allein eben dieses vermeinte Rettungsmittel führte bald den Verlust aller Macht für die Chalifen herbei. Die Geschichte des Chalifats wurde eine Geschichte der Emirs al Omra; diese waren die eigentlichen Beherrscher des Staates; die Chalifen, auf ihre oberpriesterlichen Verrichtungen beschränkt, schmachteten nicht selten in Dürftigkeit.

Doch auch die Geschichte dieser Emirs al Omra war nicht ohne vielen Wechsel und viele Verwirrung. In den ersten zehn Jahren (935–945) war der Besitz dieser Würde höchst unsicher; mehrere wurden schnell nach einander daraus verdrängt. Dann kam diese Gewalt an die Buiden, welche dieselbe hundert und zehn Jahre (945–1055) inne hatten, und bei vieler Kraft, womit sie sie behaupteten, doch nicht verhindern konnten, daß nicht Antiochia, die Städte von Cilicien und die Insel Cypern wieder an die Griechen kamen. Auch gründeten die Fatimiden in dem Jahre 972 das Chalifat von Ägypten. Von 1055–1153 waren die Seldschuken Herren der Chalifen, deren Abhängigkeit immer noch fortdauerte.

Erst, als die Seldschuken, theils durch Theilungen, theils durch den Kampf mit dem Staate von Chowaresm geschwächt waren, wurden die Chalifen (1153) frei von dem seldschukischen Joche, und wieder Herren von Bagdad und dessen Umgebungen. Im Jahre 1171 kehrte sogar

Ägypten, wenigstens dem äußern Scheine nach, wieder unter ihre Oberherrschaft zurück, nachdem Saladin die Fatimiden verdrängt hatte. Doch im Jahre 1195 mußten sie chowaresmische Hoheit anerkennen; und 1258 wurde Bagdad von den Mongolen im Sturme eingenommen, und Mostasem (1242 – 1258), der letzte Chalife, in eine Kuhhaut genäht, durch die Stadt geschleift. In Ägypten erhielten sich indessen bis zum Jahre 1538 Nachkömmlinge der Abbasiden, mit dem Titel der Chalifen.

2. Die durch Losreißung vom Chalifat in Africa entstandenen Reiche.

1. Die Edrisier.

Edris, ein Nachkomme von Ali und Fatima, flüchtete sich vor den Verfolgungen der Abbasiden aus Irak nach Africa. Hier sammelten sich um ihn, als einen ächten Abkömmling Muhammeds, zahlreiche Schaaren der Berbern, mit deren Hülfe er in kurzer Zeit unumschränkter Beherrscher der Länder von Ceuta an bis an die Gränze Mauretaniens ward. Auf schönen Gefilden gründete sein Sohn, Edris II., (788) die Stadt Fez, und machte sie zum Sitze eines auch in Bezug auf wissenschaftliche Bildung blühenden Staates. Aber im Jahre 908 wurden die Edrisier von den Fatimiden gestürzt.

2. Die Aglabiden.

Um 800 warf sich Ibrahim, der Sohn Aglabs, gelockt durch das Glück der Edrisier, zum unumschränkten Beherrscher der Provinz Africa auf, deren Verwaltung ihm anvertraut war. Kairwan war sein Herrschers-Sitz, welchen aber einer seiner Nachfolger (894) nach Tunis verlegte. Allein nicht lange nachher (907) wurden die Aglabiden von den Fatimiden gestürzt.

3. Die Tuluniden.

Ahmed, Sohn Tuluns, eines Türken, Statthalter Ägyptens, warf sich (877) zum unabhängigen Beherrscher Ägyptens auf, und brachte (878) auch die vornehmsten Städte Syriens in seine Gewalt. Aber die Herrschaft der

Tuluniden war von kurzer Dauer. Erst rissen die Karmathen Syrien weg, und 904 ward Ägypten unter dem Chalifen Moktafi wieder für das Chalifat erobert.

4. Die Ichschididen.

Schon im Jahre 935 machte sich Abubekr Muhammed, Statthalter Ägyptens, ebenfalls ein Türke, zum unabhängigen Herrn Syriens und Ägyptens. Er nahm den stolzen Titel Ichschid (König der Könige) an. Aber bereits im Jahre 969 machten die mächtigen Fatimiden der Herrschaft der Ichschididen in Syrien und Ägypten ein Ende.

5. Die Fatimiden.

Um 893 erhob sich auf der africanischen Küste Mahadi Obeidallah, ein Nachkomme, wie er vorgab, von Ali und Fatima, und stürzte (907) die Aglabiden. Sein Sohn Muhammed eroberte (908) Fez, und der Fatimide Moez (969) Ägypten. Eben dieser Moez gründete (972) Cairo, und machte es zu seinem Herrschers-Sitze und zur ersten Stadt Ägyptens. Sicilien und Sardinien, wie auch Syrien wurden ebenfalls von Moez erobert, und sein Sohn Aziz ward auch zu Mosul und in dem glücklichen Arabien als Herrscher anerkannt. Seit 1020 aber lösete sich immer schneller ein Theil nach dem andern von diesem großen Staate der Fatimiden ab; allein erst 1171 fiel Ägypten an die Kurden.

6. Die Zeiriden.

Zeir, ein Abkömmling der Hamjaren, der alten Könige des glücklichen Arabiens, gründete (935) eine kleine Herrschaft in Africa, deren Sitz die Stadt Aschir war. Sein Sohn Jusuf, begünstigt (971) von dem fatimidischen Chalifen Moez, erhob sich zum Beherrscher von Magrab und der Provinz Africa. Aber seit 1069 hatten die Zeiriden gefährliche Feinde an den Morabethen, und bald nachher auch an den Normännern.

7. Die Morabethen.

Unter den Stämmen auf der westlichen Küste Africa's facht en Dschuhar und Abdallah, der Sohn Jassins, (1056) aufs neue die Begeisterung für den Islam an.

Abubekr, der Sohn Omars, führte die Anhänger dieser neuen Propheten (Morabethen) zu Eroberungen; Jusuf, sein Nachfolger, gründete (1069) Marocco, welches bald der Sitz eines sehr ausgedehnten und machtigen Reiches ward.

3. Die durch Losreißung vom Chalifat in Asien entstandenen Staaten.

1. Die Thaheriden.

Thaher machte sich um 820 in der wichtigen Statthalterschaft Chorasan, welche ihm Al-Mamum anvertraut hatte, unabhängig. Aber schon der fünfte Thaheride ward (873) von den Soffariden verdrängt.

2. Die Soffariden.

Leith, zuerst ein Kupferschmid, hatte sich bei dem Fürsten Darham in Sedschestan durch Tapferkeit so geltend gemacht, und seinem Hause solches Ansehen erworben, daß Jacub, der älteste seiner Söhne, es wagen konnte, nach dem Tode Darhams sich zum unumschränkten Beherrscher Sedschestans aufzuwerfen. Bald eroberte dieser Jacub auch Chorasan, Thabarestan und andere Länder, und gründete (873) den Herrscherstamm der Soffariden. Diese wurden gestürzt durch die Samaniden.

3. Die Samaniden.

Ismael, der Urenkel Samans, eines Kameeltreibers, machte sich in der Provinz Transoxana, deren Verwaltung ihm anvertraut war, unabhängig. Um das Jahr 900 eroberte er Chorasan, und bald noch mehr. Er herrschte von Bokhara aus über die Länder jenseits des Gihons bis Turkestan, über Chorasan und den größten Theil von Persien. Doch theils innere Unruhen, theils türkische Stämme, besonders die Gasnaviden, brachten den Samaniden bald den Untergang.

4. Die Hamadaniden.

Abu Muhammed Hassan, ein Enkel Hamadans, aus dem arabischen Stamme Thaaleb, erhielt von dem

Chalifen Moktafi, welchen er siegreich vertheidigt hatte, Mosul und einen großen Theil Mesopotamiens zur Belohnung, so wie seinem Bruder, Abul Hassan Ali, wegen gleicher Verdienste, das Fürstenthum Aleppo ertheilt wurde. Der Letztere ragte nicht bloß als Held, sondern auch als Dichter und Gelehrter rühmlich hervor; Aleppo ward unter ihm der Sammelplatz geistreicher Männer. Die Fürstenthümer erbten auf die Nachkommen der beiden Brüder fort. Allein durch die Buiden und andere erobernde Horden wurden diese Hamadaniden bald gestürzt; die Fürsten von Mosul um 978, die Fürsten zu Aleppo um 1014.

5. Die Dilemiden.

Dilem, obwohl von der Natur selbst zum Sitze der Freiheit bestimmt, war von den Arabern erobert worden. Doch am Anfange des zehnten Jahrhunderts traten Abkömmlinge des alten Fürstenhauses wieder auf. Einer derselben, Mekjan, unterwarf sich Dilem und Ghilan, wurde aber von seinem Verwandten Asfar dieser Länder wieder beraubt. Für diesen eroberte sein Feldherr Merdawidsch (927) auch Dschordschan und Thabarestan. Doch Merdawidsch warf sich hierauf selbst zum Herrn von Ghilan, Dschordschan und Thabarestan auf, und dehnte seine Eroberungen bis nach Irak und Fars aus. Seldschuken und Ismaeliten brachten dem Dilemiden-Staate den Untergang.

6. Die Buiden.

Ali, Hassan, Ahmed, Söhne Bujah's, eines armen Fischers aus Dilem, hatten sich bei Gründung des Dilemiden-Staates durch Tapferkeit hervorgethan. Der älteste derselben, Ali, warf sich, nachdem der Dilemiden-Fürst Merdawidsch ermordet worden war, (934) zum Herrn von ganz Persien auf, und gründete dadurch die Herrschaft der Buiden. Bald eroberte er auch das persische Irak und Kerman, behielt für sich Persien, und gab seinem Bruder Hassan das persische Irak, so wie seinem Bruder Ahmed Kerman. Als Ahmed, ein glücklicher Eroberer, (945) Bagdad bedrohte, erhob ihn der Chalife Mostakfi zum Emir al Omra, und ertheilte ihm den Ehren-

Titel Moez ed dulat (Arm und Kraft des Staates). Mit solcher Würde bekleidet, unterwarf er sich den Chalifen selbst, und Alles, was demselben noch gehorchte. In gleicher Macht folgte ihm (967) sein Sohn Azz ed dulat. Aber in der Nachbarschaft des letztern war ein noch größerer Buiden-Staat entstanden, indem der Sohn Hassans, Adhad ed dulat, außer dem väterlichen Erbe nach Ali's Tode auch Persien erhalten hatte. Dieser mächtige Buide verlangte nun auch nach der Würde eines Emirs al Omra. Er unterwarf sich auch wirklich Bagdad und das Chalifat, verdrängte (977) das Haus Ahmeds, und brachte die ganze Macht der Buiden an sein Haus. Aber um 1029 wurden die Buiden von dem Hause Gasna aus dem persischen Irak, und im Jahre 1055 von dem Hause Seldschuk aus ihren übrigen Besitzungen vertrieben.

7. Die Gasnaviden.

Sebekteghin, ursprünglich ein türkischer Sclave, begnügte sich nicht damit, von dem Samaniden-Fürsten Nuh in der Statthalterschaft von Gasna bestätigt zu seyn, sondern machte sich zum unumschränkten Herrn dieser Provinz. Sein Sohn Mahmud (997 – 1030) erwarb sich nicht nur durch große Eroberungen, besonders in Indien, sondern auch als Beförderer der Wissenschaften hohen Ruhm. Bald ward indessen das Haus Gasna von den Seldschuken geschwächt, und endlich (1183) von den Gauriden verdrängt.

8. Die Seldschuken.

Togrulbek, der Enkel Seldschuks aus Turkestan, nach der Weise seiner Väter Anführer herumziehender und erobernder türkischer Horden, war (1037) nach einem großen Siege über den Gasnaviden Massud, den seine eigenen Feldherrn, aus dem Geschlechte der Türken, verlassen hatten, zu Nisabur, der Hauptstadt von Chorasan, zum Sultan gekrönt worden. Bald hierauf schuf er sich ein wahres Kaiserthum. Binnen sechzehn Jahren (1038 – 1054) eroberte er Balk, Chowaresmien, Thabarestan, das persische Irak und Aderbidschan, erkämpfte glorreiche Siege über die Griechen, und beherrschte seit 1055, als Emir al Omra, auch die Chalifen und das Chalifat. Seinem Bru-

der Dschaferbek hatte er Chorasan abgetreten, er selbst aber regierte vom persischen Irak aus, wo er seinen Sitz hatte, die übrigen Theile seines Reichs. Auf ihn (er starb kinderlos) folgte sein Neffe Alp Arslan (1063 – 1072), welcher, da sein Vater Dschaferbek schon früher gestorben war, nun Herr des ganzen Seldschuken-Reichs wurde. Alp-Arslans Regierung war besonders durch glückliche Kriege mit den Griechen ausgezeichnet. Unter seinem Sohne und Nachfolger Malek-Schach (1072 – 1092) wurden nebst Syrien mehrere Theile von Kleinasien erobert. Kaum war indessen Malek-Schach todt, als der große Seldschuken-Staat in mehrere Reiche zerfiel, unter denen vornehmlich der Staat von Iconium oder Rum, welcher während seines ausgedehntesten Umfanges Natolien, Armenien und Georgien umfaßte, zur Zeit der Kreuzzüge viel genannt wurde. Indessen auch diese kleineren seldschukischen Reiche waren nicht von langer Dauer. Dem ewigen Wechsel der asiatischen Staaten gemäß, wurden sie schon im Laufe des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts eine Beute erobernder Völker, besonders der Chowaresmier, Mongolen und osmanischen Türken.

4. Die wissenschaftliche Bildung der Araber.

Selbst die Eroberungen der Araber waren für die Wissenschaften nicht so verderblich, als man gewöhnlich annimmt, und das berühmte Wort des Chalifen Omars (als Amru 640 Alexandrien erobert hatte): „Stimmen diese Schriften mit dem Koran überein, so sind sie überflüssig und der Aufbewahrung unwerth; stimmen sie aber nicht überein, so sind sie schädlich und müssen vernichtet werden,“ traf vielleicht nur unnütze theologische Streit-Schriften.

Als aber der erste Sturm ihrer Eroberungen vorüber war, entstand unter ihnen ein sehr reges Streben nach wissenschaftlicher Bildung. Seit der zweiten Hälfte des achten Jahrhunderts fingen sie an, sich auch auf dem Gebiete der Wissenschaften Ruhm zu erwerben, und insbesondere glänzen die Namen Al Mansur, Harun Al Raschid und Al Mamum in Hinsicht auf die Beförderung gelehrter Bildung herrlich in der Geschichte hervor.

Das hohe Selbstgefühl der Araber, dieses natürliche Erzeugniß ihrer Begeisterung und ihres Waffen-Glückes,

mußte nothwendig sehr wohlthätig auf die Entwickelung ihrer schönen Natur-Anlagen wirken. Auch waren ihre Umgebungen für die Erweiterung ihrer Kenntnisse sehr günstig: sie hatten Syrien und Ägypten auf der einen, Indien und China auf der andern Seite, und Persien in der Mitte. In Syrien insbesondere, wohin die Ommajaden bald ihren Herrschers-Sitz verlegten, fanden sich noch viele Überbleibsel griechischer Literatur, und die Schriften der alten Griechen konnten überdieß leicht aus syrischen Übersetzungen in die arabische Sprache übergetragen werden. Es war aber natürlich ein Anliegen der Besiegten, sich durch Künste und Wissenschaften bei ihren Siegern geltend zu machen. So gewannen besonders griechisch-syrische Ärzte bald das Zutrauen der Chalifen, und hoben den Eifer der Araber für die Schriften der alten Griechen.

Mit Hülfe griechischer Schriftsteller erhoben sich die Araber vornehmlich zu wissenschaftlicher Bildung. Philosophie, Mathematik, Astronomie und Medicin waren insbesondere die Wissenschaften, worin sie, den alten Griechen folgend, sich auf die vielfachste Weise übten, und welche sie selbst zum Theil erweiterten. — Platon und auch die Neu-Platoniker waren ihnen nicht fremd; doch hielten sie sich hauptsächlich an Aristoteles. Gleich den christlichen Philosophen trugen auch viele Philosophen der Araber ihre Ansichten auf ihre Religion über. Indessen gab es auch unter diesem Volke Denker, welche sich durch eigene und freie Forschung auszeichneten. — Alfarabi († 954), Ebn Sina († 1036), Algazali († 1127), Ebn Tophail (um 1150), Ebn Roschd († 1206). — In der Mathematik hatten die Araber den alten Griechen vieles zu danken, trugen aber auch selbst sehr vieles zur Berichtigung und Erweiterung dieser Wissenschaft bei. Von ihnen kamen unsere jetzigen, ursprünglich indischen, Zahlen nach Europa. Auch legten sie den Grund zur Algebra. Die Astronomie ward von ihnen gleichfalls mit Eifer und Glück bearbeitet. Eben so die Medicin und die Naturwissenschaften überhaupt. Zu Bagdad, Dschondisabur, Isspahan, Firuzabad und Bokhara, zu Kufa und Balsora, zu Damascus,

zu Alexandrien und vorzüglich zu Cordua in Spanien blüheten treffliche Anstalten zur Beförderung der Heilkunde.

Für die Erhaltung und Veredlung ihrer reichen und weit herrschenden Sprache arbeiteten die Araber mit unermüdbarer Sorgfalt. Geschichtschreiber hatten sie sehr viele; freilich nicht im Geiste der großen Alten, als welchem der Geist des Chalifats zu sehr entgegengesetzt war. Von Vielen derselben wissen wir indessen bis jetzt kaum ihr Daseyn. Abdollatif († 1225), Abulfaradsch († 1286), Almakhin († 1302), Abulfeda († 1332). Auch die Erdkunde ward von ihnen sehr erweitert, wozu ihnen theils die weite Ausdehnung des Chalifats, theils ihr ausgebreiteter Handel treffliche Gelegenheit gab. Um die Größe der Erde näher zu bestimmen, ließ der Chalife Mamum (833) auf der Ebene Singar zwischen den Städten Palmyra und Rakka einen Grad der Erde messen, und Abulfeda wiederholte (vor 1332) bei Kufa dieselbe Messung.

Die Dichtkunst hatte schon lange vor Muhammed unter den Arabern geblühet. Sie war eine angeborne Gabe dieses Volkes, geweckt, belebt und genährt durch das Land und die ganze Lebensweise desselben, und durch die Ehre und den Ruhm, welche dem Dichter zu Theil wurden. Auch der Prophet achtete die Dichtkunst sehr hoch: „Lehret eure Kinder,“ sagte er, „die Dichtkunst; sie öffnet den Verstand, sie verschönert die Weisheit, und macht die Heldentugenden erblich.“ Der Koran selbst enthalt viele Spuren ächten Dichter-Geistes. Das neue Leben, welches Muhammed seinem Volke mittheilte, ging auch auf ihre Poesie über. Diese ward bis zu dem Zeitpunkte hin, da das Chalifat sich seinem Untergange näherte, mit leidenschaftlicher Liebe gefördert und gepflegt, und der Geschmack daran in Asien selbst auf tatarische, in Spanien auf christliche Fürsten und Edle ausgebreitet. In dem Hirten-Gedichte, in der Elegie, in dem Sinn-Gedichte und in mannigfaltigen andern Arten der Dichtkunst versuchten sich die Araber ein halbes Jahrtausend hindurch, freilich auf ihre Weise, das ist, auf die Weise des Morgenlandes. — Ali (um 650), Abu-Theman (um 830), Abu-Nawas (um 830), Bochteri (um 880), Motanabbi († 965), Abul Ola († 1058), Thograi († 1120),

Ebn Faredh († 1234). Lockman war der Äsop der Araber. Auch an Sprichwörtern waren sie sehr reich. Vornehmlich aber waren sie dem Mährchen hold, womit sie jede Lage des Lebens sich erheiterten, und welches sie, besonders von Spanien aus, auch den West-Europäern zusangen.

Fast durch alle Reiche der Araber verbreitete sich dieses schöne Streben nach Bildung des Geistes; in Balsora, Kufa, Samarkand, Rosette, Cairo, Tunis, Marocco und in andern Städten waren berühmte Anstalten zur Beförderung der Wissenschaften. Der Hauptsitz der arabischen Gelehrsamkeit war Bagdad, wo oft mehrere Tausende gezahlt wurden, welche um der Wissenschaften willen dahin gekommen waren.

Dieses Zeitalter der arabischen Gelehrsamkeit dauerte über fünf hundert Jahre bis zu dem großen Einbruche der Mongolen, und traf mit dem dunkelsten Zeitraume der germanischen Völker zusammen. Aber als die Sonne der Wissenschaften im Abendlande aufging, neigte sich dieselbe im Morgenlande zum Untergang.

Zweites Kapitel.

Das byzantinische Kaiserthum.

1. Geist der byzantinischen Geschichte in diesem Zeitraum überhaupt.

Durch Handel, Kunstfleiß, Gesittung, bessere Einrichtungen des Lebens überhaupt, so wie durch Liebe zu den Wissenschaften zeichneten sich die Byzantiner immer noch aus. Diese Tugenden des Volkes und die Schätze der Bildung, welche dasselbe von seinen Vätern geerbt hatte, waren es hauptsächlich, die den byzantinischen Staat vor innerer Auflösung bewahrten. Jedoch auch bei dem Volke machte der Geisteszwang in Bezug auf die Religion jede freiere Entwickelung unmöglich, und verewigte die alte Erschlaffung. Wohl erfreuten sich die Byzantiner der Geistes-Werke der alten Griechen, aber nimmer kehr-

te jener Geist wieder, welcher dieses herrliche Erbe geschaffen und zur Vollkommenheit gebracht hatte. Vornehmlich aber war die Geschichte des Hofes zu Constantinopel fortwährend eine fast ununterbrochene Reihe hinterlistiger Ränke und schändlicher Verräthereien. Doch erwarben sich einige der Beherrscher, welche den byzantinischen Thron in diesem Zeitraum inne hatten, gerechten Anspruch auf Achtung, andere vertheidigten das Reich mit Tapferkeit gegen die vielen äußern Feinde (Araber, Bulgaren, Normänner, Russen und Türken), mit denen es zu kämpfen hatte, endlich die Geschichte anderer wurde entweder durch Verleumdung, oder weil man über der Verwerflichkeit ihres Privatlebens ihre Regenten-Tugenden übersah, entstellt.

2. Nicephorus I. (802 – 811), Staurakius (811), Michael I. (811 – 813), Leo V. (813 – 820), Michael II. (820 – 829), Theophilus (829 – 842), Michael III. (842 – 867).

Nicephorus I. (802 – 811) wird des Geizes, der Undankbarkeit und Heuchelei beschuldigt; vielleicht mehr, als er verdiente (er war ein Bilderfeind). Harun Al Raschid nöthigte ihn zum Tribut, und in einem Kriege mit den Bulgaren fand er seinen Tod. Sein Sohn und Erbe Staurakius (811) hatte kaum einige Monate regiert, als der Stolz seiner Schwester Procopia ihm den Thron raubte. Aber ihr schwacher Gemahl Michael I. (811 – 813) dankte, als ein Theil des Heeres sich wider ihn empörte, und den tapfern Leo den Armenier zum Kaiser wählte, freiwillig ab, und lebte hierauf noch über dreißig Jahre als Mönch.

Mit kraftvoller Hand stützte Leo V. (813 – 820) das sinkende Reich, vertheidigte dasselbe gegen die Bulgaren und hielt die Ordnung im Innern aufrecht. Wie in dem alten Rom, so gab auch zu Constantinopel das Heer nicht selten dem Reiche treffliche Beherrscher. Überdieß setzte Geld-Reichthum die Byzantiner in den Stand, ärmere Nationen in ihren Sold zu nehmen. Noch hatte indessen Leo nicht acht volle Jahre regiert, als er auf

Anstiften Michaels, eines seiner ehemaligen Kriegsgenossen, dem er den Thron hauptsächlich zu danken hatte, und der sich von ihm dafür nicht reich genug belohnt glaubte, ermordet wurde.

Ihm folgte eben dieser Michael II. der Stammelnde (820 – 829), und hielt die Zügel des Staates gleichfalls mit Kraft.

Ruhig ging hierauf der Thron vom Vater auf den Sohn über.

Theophilus (829 – 842) förderte Künste und Wissenschaften; aber seine Gerechtigkeitsliebe artete nicht selten in große Grausamkeit aus, und im Kriege fehlte ihm zwar nicht der Muth, aber die Besonnenheit des Helden.

Sein Sohn Michael III. (842 – 867) stand lang unter der Vormundschaft seiner Mutter Theodora, welche den Bilderdienst wieder herstellte, und die Bilderfeinde mit Härte unterdrückte. Dieser Sieg veranlaßte (19. Februar 842) ein großes Fest, und noch jetzt wird jährlich die Wiederherstellung der Bilder unter dem Namen des Festes der Orthodoxie gefeiert. Als indessen Theodora ihrem Sohne lästig zu werden anfing, zog sie sich (855) in die Einsamkeit des Privatlebens zurück. Michael aber, nun erst ein achtzehnjähriger Jüngling, rief nur Laster und Thorheit an seinen Hof. Gleich Nero, weidete er sich an den Ergötzungen des Theaters, besonders des Wagenrennens. Die reichen Schätze, welche seine Vorfahren gesammelt hatten, verschwendete er an Nichtswürdige, so, daß er sich genöthiget sah, den Pallast und die Kirchen ihrer kostbarsten Geräthschaften zu berauben. Mit niedriger Wollust verband er unsinnige Grausamkeit. Dabei spottete er über die Religion seines Volkes, und machte die heiligen Gebräuche derselben verächtlich. Sein Oheim, der Cäsar Bardas, war es hauptsächlich, der den Staat noch in einiger Ordnung hielt. Eben dieser war es auch, welcher, entweder aus eigenem Antriebe, oder aufgemuntert durch das Beispiel der Araber, den Eifer für die Wissenschaften, der während den Unruhen des Bilderstreites unter den Byzantinern fast ganz erloschen war, wieder zu beleben

suchte. Zwei treffliche Gelehrte, der berühmte Mathematiker und Philosoph Leo, besonders aber der eben so geistreiche, als gelehrte Photius, welcher durch ihn (858) zur Würde eines Patriarchen von Constantinopel erhoben wurde, unterstützten sein edles Streben. Wiederherstellung der Schulen in den verschiedenen Städten des Reichs war das große Verdienst, welches sich Bardas um die Wissenschaften erwarb. Der ausschweifende Michael III. ward endlich von Basilius, dem Gründer des macedonischen Herrscherstammes, gestürzt.

3. Basilius I. Macedo (867 – 886), Leo VI. (886 – 911), Constantinus VII. (911 – 919), Romanus Lecapenus (919 – 944), Constantinus VII. (944 – 959), Romanus I. (959 – 963), Nicephorus Phocas (963 – 969), Johannes Zimisces (969 – 976), Basilius II. (976 – 1025), Constantinus VIII. (1025 – 1028), Romanus II. (1028 – 1034), Michael IV. (1034 – 1041), Michael V. (1041 – 1042), Constantinus IX. (1042 – 1054), Theodora (1054 – 1056).

Basilius I. Macedo (867 – 886). Dieser, ob er wohl mit allen Mitteln des Lasters sich den Thron verschafft hatte, herrschte doch weise und gütig. Er stellte die Kriegszucht her, und beugte den Stolz der Araber. An die Stelle sinnloser Verschwendung trat wieder Sparsamkeit und Ordnung. Die Rechtspflege war ihm heilig. Seine Thätigkeit war unermüdbar, aber sein Eifer verständig und gemäßigt. Auch ehrte er gelehrte Bildung, und machte sie in seinem Hause einheimisch. Sein Sohn und Nachfolger Leo VI. der Philosoph (886 – 911), ein Schüler des gelehrten Photius, zeichnete sich selbst als Schriftsteller unter seinen Zeitgenossen rühmlich aus. Eben dieser war indessen als Regent zwar milde, genoß aber mehr, was der Vater erworben, als daß er dessen Thätigkeit nachahmte. Von den Vormündern Constantins VII. Porphyrogenitus (er war ein Sohn Leos VI.) (911 – 919) ward das Reich so verwirrt, daß Romanus Lecapenus, der Anführer der Seetruppen, sich mit leichter

Mühe erst zum Beschützer des Kaisers emporschwang, dann die volle Unabhangkeit der kaiserlichen Würde sich zueignete. Eben dieser Romanus Lecapenus (919 – 944) war indessen auf dem Throne sehr unthätig und dem Vergnügen ergeben. Zuletzt verdrängten ihn seine eigenen Söhne, aber die öffentliche Stimme rief wieder Constantinus VII. zur höchsten Würde zurück. Constantinus VII. (944 – 959). Die Gabe des Herrschers mangelte ihm, er überließ das Ruder des Staates den Launen seiner Gemahlin Helena; aber für gelehrte Bildung that er viel. Er selbst war nicht nur Freund der Wissenschaften, sondern auch selbst Schriftsteller. Er ermunterte den Fleiß der Gelehrten, sorgte für die Verbesserung der Schulen zu Constantinopel, belebte die Liebe für die Schriften der alten Griechen, und ließ das Wichtigste, was über Geschichte, Ackerbau, Medicin und Thierarzneikunst geschrieben war, in zweckmäßigen Auszügen sammeln. Sein Beispiel reizte in der Nähe und in der Ferne. Die zerstreuten Werke des griechischen Alterthums wurden in neue Bibliotheken gesammelt.

Romanus I. (959 – 963), der Sohn Constantins VII., schwach und träge, wurde von seiner Gemahlin Theophania vergiftet. Diese Mörderin erhob hierauf Nicephorus Phocas (963 – 969), einen ausgezeichneten Feldherrn, auf den Thron, stürzte aber denselben schon nach sechs Jahren wieder durch Johannes Zimisces, welcher Kaiser ward, sie selbst aber verbannte.

Johannes Zimisces (969 – 976) erwarb sich hohen Ruhm durch Siege über die Russen. Überhaupt ergoß sich unter Nicephorus und ihm ein neuer Glanz über das griechische Kaiserthum, durch ihre Siege, theils über äußere Feinde, theils über innere Unordnungen. Doch ward Zimisces vergiftet.

Auf ihn folgte Basilius II. (976 – 1025), ein Sohn Romanus I. Erst besiegte er die Nebenbuhler, welche ihm den väterlichen Thron streitig machten, dann erwarb er sich hohen Ruhm in Kriegen mit den Arabern, vornehmlich aber durch Zerstörung des bulgarischen Reichs (1018). Ein halbes Jahrhundert lang herrschte er rühmlich über das griechische Reich. Mit seinem Bruder Con-

stantinus VIII., welcher erst in Gemeinschaft mit ihm, dann aber (1025–1028) allein regiert, oder vielmehr dem Vergnügen gelebt hatte, erlosch die männliche Linie des macedonischen Stammes.

Auf Constantinus folgte der Gemahl seiner Tochter Zoe, Romanus II. (1028–1034), ein Patricier. Aber bald war Zoe ihres Gemahls überdrüssig, vergiftete ihn, und gab ihre Hand und den Thron einem schönen Paphlagonier, Michael.

Michael IV. (1034–1041). Er selbst war kränklich und schwächlich, aber sein Bruder, der habsüchtige Eunuche Johannes, beherrschte ihn, das Reich und Zoe, und nöthigte endlich die letztere, seinen Neffen, Michael Kalaphates, dessen Vater sich mit Ausbesserung der Schiffe beschäftigt hatte, zum Sohne, und dann erst zum Cäsar, und als ihr Gemahl starb, zum Kaiser zu erheben.

Michael V. Kalaphates (1041–1042). Die Verbannung, wozu er Zoe verurtheilte, veranlaßte einen Aufstand; Zoe und ihre Schwester Theodora wurden auf den Thron gerufen; er geblendet.

Zoe und Theodora (1042). Nur zwei Monate dauerte die Regierung dieser Frauen. Bald gab Zoe einem dritten Gemahl, Constantinus IX. Monomachus (1042–1054), mit ihrer Hand das Kaiserthum, aber Constantinus zeichnete sich nur durch Ausschweifung aus. Er überlebte Zoe. Nach seinem Tode übernahm Theodora (1054–1056) wieder den Thron. Ihre Regierung, von Eunuchen geleitet, war ziemlich ruhig. Das von Basilius I. abstammende Kaiserhaus starb mit ihr aus.

4. Michael VI. (1056–1057), Isaac Comnenus (1057–1059), Constantinus X. Ducas (1059–1067), Eudocia (1067–1068), Romanus III. Diogenes (1068–1071), Michael Parapinazes, Andronikus, Constantinus (1071–1078), Nicephorus Botaniates (1078–1081), Alexius Comnenus (1081–1118).

Zu ihrem Nachfolger hatte Theodora Michael VI. Stratiotikus (1056–1057), einen schwachen Greis,

erwählt, welcher bald von dem Heere genöthiget wurde, dem trefflichen Isaac Comnenus (1057 – 1059) den Thron abzutreten. Im Gefühle abnehmender Kräfte legte aber auch dieser bald wieder die höchste Würde nieder, und da sein Bruder Johannes den Purpur ablehnte, ward derselbe von Constantinus Ducas, einem Freunde und Verwandten des comnenischen Hauses, angenommen.

Constantinus X. Ducas (1059 – 1067). Die Vertheidigung des Reichs vernachlässigte er, so, daß dasselbe durch die Seldschuken und Uzen verheert wurde. Aber das innere Wohl seines Staates lag ihm sehr am Herzen, besonders die Rechtspflege. Auch beförderte er, so wie seine geistreiche Gemahlin Eudocia, eine Tochter Isaacs Comnenus, mit Eifer, was den Wissenschaften wohl that. Michael Psellus der Jüngere, der Photius seines Jahrhunderts, ein Mann von viel umfassender Gelehrsamkeit, war sein Freund, der Erzieher seines Sohnes Michael, und Oberauffeher der gelehrten Schulen in Constantinopel. So ward der Eifer der Wissenschaften, der nach Constantinus VII. ermattet war, jetzt aufs neue angefacht.

Ihm folgte seine Wittwe Eudocia (1067), welche aber bald dem Romanus Diogenes ihre Hand und das Kaiserthum gab.

Romanus III. Diogenes (1068 – 1071). Er behauptete den Thron mit Ruhm und Würde. Aber nachdem er in türkische Gefangenschaft gerathen war, wollten ihm die Griechen, auch als er wieder frei war, den Thron nicht zurückgeben, sondern ertheilten denselben den drei Söhnen von Constantinus Ducas.

Michael Parapinazes, Andronikus, Constantinus (1071 – 1078). Den beiden jüngern Brüdern blieb nur der Glanz des Purpurs, aber auch Michael, sich zu sehr mit gelehrten Dingen beschäftigend, war so schwach, daß er bald den Thron an den Feldherrn Nicephorus Botaniates abtreten mußte.

Nicephorus Botaniates (1078 – 1081). Er hatte mit inneren Empörungen zu kämpfen, und ward zuletzt, von den Comnenen verdrängt, zum Mönche geschoren.

Alexius Comnenus (1081 – 1118). In einem sehr gefahrvollen Zeitpunkte lenkte er das Ruder des Staates mit eben so viel Klugheit als Muth. Er war ein trefflicher Feldherr, und stellte die Zucht des Lagers wieder her. In den Unterhandlungen mit den Kreuzfahrern zeigte er eben so viele Geduld, als Schlauheit. Unter ihm wurden die Gränzen des Reiches erweitert, und die Ordnung im Innern aufrecht erhalten. Auch Künste und Wissenschaften förderte er mit Eifer.

5. Verdienste der Byzantiner dieses Zeitraumes um die Gelehrsamkeit.

Von den Früchten, welche der wissenschaftliche Eifer der Byzantiner im Laufe dieses Zeitraums hervorgebracht hat, ist die Bibliothek (*Μυριοβιβλον*) des berühmten Photius († um 891), in welcher mehrere schätzbare Bruchstücke des griechischen Alterthums aufbewahrt sind, besonders bemerkenswerth. Basilius I. Macedo hat treffliche Gedanken über die schwere Kunst, zu regieren, hinterlassen. Von Georgius Syncellus (um 800) haben wir eine Chronik, welche schätzbare eigenthümliche Nachrichten enthält, und von Theophanes Isaacius († 817) fortgesetzt wurde. Nicephorus († 828) beschrieb den Zeitraum von 602 bis 770; Leo Grammaticus aber (nach 949) die Jahre 813 bis 949. Genesius (um 950) hat Lebensbeschreibungen der griechischen Kaiser von Leo dem Armenier bis auf Basilius den Macedonier hinterlassen. Nicht ohne Geist und Kenntnisse hat das Leben des Letztern sein Enkel Constantinus VII. Porphyrogenitus, der Urheber mehrerer Schriften, verfaßt. Noch Anderes könnte erwähnt werden. Erhaltung des gelehrten Nachlasses der alten Griechen war aber auch in diesem Zeitraume bei weitem das größte Verdienst der byzantinischen Gelehrten.

Drittes Kapitel.

West- und Süd-Europa.

I.

Frankreich.

1. Ludwig der Fromme (814–840).

„Nach dem Tode Carls des Großen, als wäre der oft mißbrauchte Geist seinem Stamme genommen, war bei seinen Enkeln unaufhörlicher Wechsel von Schwäche und Lastern, Kinder wider ihre Ältern, Brüder gegen einander in unversöhnlichen Kriegen, Entweihung väterlicher Majestät, Fluch über den Söhnen, der Thron Carls des Großen Spott und Beute für Seeräuber, sein Sohn von zu gerechtem Schmerz verzehrt, seine Enkel geblendet, von Gewissensangst gefoltert, in Schmach und Mangel, vergiftet, in Flucht, gefangen, unterdrückt, und nach mehr als anderthalb hundertjährigem Unglücke vom ersten Thron des Abendlandes in Dunkelheit verstoßen."

Auf Ludwig den Frommen, den Sohn und Nachfolger Carls des Großen, war der Geist seiner Ahnherren nicht übergegangen. Seine große Güte konnte leicht mißbraucht werden, und wurde durch die widrigen Schicksale, welche ihn trafen, allmälig wahre Schwäche. Er war überhaupt weit mehr geschaffen, die Zierde eines Klosters zu seyn, als das Haupt eines so weit ausgedehnten Staates. Es war weit über das Maß seiner Kräfte, gleich seinem Vater, die Großen zu beschränken und die Hierarchie zu begünstigen, ohne von ihr überwältigt zu werden. Diesen beiden mächtigen Parteien, den geistlichen und weltlichen Großen, unterlag Ludwig der Fromme, und, welches doppelt traurig war, seine eigenen Söhne dienten den Parteien zu Werkzeugen.

Schon im Jahr 817 theilte Ludwig der Fromme das Frankenreich zwischen seinen drei Söhnen: Lothar, Pipin und Ludwig, welcher nachher der Teutsche genannt wurde. Jeder der Söhne bekam in dieser Thei-

lung seinen bestimmten Antheil: Pipin Aquitanien, Ludwig Baiern, Lothar das Übrige zugleich mit dem Kaisertitel. Die Regierung dieser Länder wurde ihnen auch sogleich übergeben; jedoch unter der Oberhoheit des Vaters; auch sollten die jüngern Brüder dem ältern Bruder Lothar untergeordnet seyn. — Diese Theilung eröffnete eine ganze Reihe widriger Schicksale für Ludwig den Frommen. Außer dem, daß sie zu früh geschah (Ludwig war, als er sie machte, kaum neun und dreißig Jahre alt), waren die jüngeren Brüder darüber unzufrieden, daß sie dem ältern Bruder Lothar, welchem der Vater die Mitregentschaft im Kaiserthum übertragen hatte, untergeordnet seyn sollten. Vornehmlich aber wurde durch diese Theilung Bernhard gekränkt, welcher als Sohn Pipins, des ältern Bruders Ludwigs des Frommen, und als Besitzer des Königreichs Italien, das ihm Carl der Große (813) gegeben hatte, die ersten Ansprüche auf die Kaiserwürde zu haben glaubte. Er empörte sich deßhalb, wurde aber, als er in die Gewalt Ludwigs des Frommen gerieth, zur Strafe geblendet, und starb bald nachher (818) als Opfer dieser Marter.

Als Ludwig der Fromme um diese Zeit (818) seine Gemahlin Irmengard durch den Tod verlor, schien er nahe daran zu seyn, alle seine Kronen niederzulegen, um in frommer, beschaulicher Stille sein Leben zu vollenden. Allein die Partei, welche ihn beherrschte, gab dieß nicht zu, sondern bewirkte vielmehr, daß sich der Kaiser mit Jutta, der Tochter eines baierischen Grafen Welf, vermählte. Diese gebar ihm im Jahre 823 einen Sohn, den nachherigen Carl den Kahlen, und es war natürlich, daß die mütterliche Zärtlichkeit dafür besorgt war, daß auch dieser Sohn einen Antheil an dem großen Frankenreiche erhalten möchte. Daher veranstaltete Ludwig im Jahre 829 eine neue Theilung des Reiches, in welcher sein Sohn zweiter Ehe Alemannien, Rhätien und einen Theil von Burgund zum großen Verdrusse seiner Söhne erster Ehe erhielt. Um eben die Zeit aber, als Ludwig diese zweite Theilung machte, reizte er viele Große, besonders diejenige Partei, welche ihn bisher beherrscht hatte, dadurch gegen sich auf, daß

er, wahrscheinlich auf Jutta's Antrieb, den gewaltthätigen Bernhard, Grafen von Barcelona und Herzog von Septimanien, zu seinem Vertrauten und alles vermögenden Rathgeber machte. Die Großen traten daher auf die Seite der mißvergnügten Söhne des Kaisers. Nun erneuten sich unter den Carolingern die Gräuel, welche einst den Stamm der Merowinger geschändet hatten. Ludwig, von Allen verlassen, ward (830) der Gefangene seiner Söhne, und konnte Freiheit und Thron nur dadurch wieder erlangen, daß er seine Kinder trennte, indem er den jüngern Söhnen ihren Antheil am Reiche auf Kosten Lothars, dessen Übermuth die Großen ohnehin gereizt hatte, zu erweitern versprach; aber darin versah er es auch jetzt, daß er die Großen, welche sich wider ihn empört hatten, zu milde behandelte.

Hierauf trat der Mönch Gundobald, durch welchen der Kaiser zum Besitz der Freiheit und des Thrones hauptsächlich wieder gelangt war, an die Stelle Bernhards, des Grafen von Barcelona und Herzogs von Septimanien, und ward allesvermögender Rathgeber Ludwigs des Frommen. Dieß reizte die Söhne und die Großen aufs neue wider den Kaiser auf. Es begannen Rüstungen der Söhne wider den Vater, der Unterthanen wider das Oberhaupt des Staats. Schon standen (833) die Heere unweit Colmar gegen einander; aber während jetzt Papst Gregor IV., von Lothar gewonnen, mit dem Kaiser Friedens-Unterhandlungen pflog, verließ diesen sein Heer, den Aufreizungen seiner Gegner gehorsam, beinahe ganz, weßhalb der Ort, wo dieses vorfiel, mit Recht das Lügenfeld genannt wurde. Den Wenigen, die treu blieben, antwortete der Kaiser, als sie fragten, was nun zu thun sey, mit gewohnter Güte: „Geht zu meinen Söhnen, denn ich begehre nicht, daß um meinetwillen auch nur einer das Leben oder ein Glied verliere.“ Hierauf überlieferte sich der Vater in die Gefangenschaft der Söhne. In der Kirche zu Soissons mußte er (833) öffentlich die demüthigendste Buße thun. Erst im Jahre 834 wurden Freiheit und Thron ihm zurückgegeben, weil der Unwille der Nation über solche Schändlichkeiten sich immer mächtiger regte, auch Pipin und Ludwig mit Lothar zerfallen waren.

Noch aber hörte der Kaiser nicht auf, das Reich zu theilen. Im Jahre 837 machte er die dritte Theilung und im Jahre 839, weil Pipin 838 gestorben war, die vierte, worüber er mit seinem Sohne, Ludwig dem Teutschen, in einen Krieg gerieth.

Die Sorge für Carl den Kahlen lag Ludwig dem Frommen zu sehr am Herzen; daher diese neuen Theilungen. Schon die erste derselben empörte die Söhne; gemäß der zweiten sollte Ludwig der Teutsche bloß Baiern behalten; an Lothar aber glaubte der Kaiser die beßte Stütze für seinen jüngsten Sohn Carl gefunden zu haben. Beides that Ludwig dem Teutschen, der bisher dem Vater noch die größte Treue bewiesen hatte, sehr wehe. Es kam zum Kriege zwischen Vater und Sohn. Auf einem Reichstage zu Worms sollte der Streit endlich beigelegt werden. Aber ehe noch der Reichstag eröffnet wurde, starb Ludwig der Fromme (840), entzweit mit dem beßten seiner Söhne.

Feinde von Außen thaten unterdessen dem Reiche Ludwigs des Frommen wenig Abbruch, welches freilich nicht sowohl sein Verdienst, als vielmehr eine Folge theils davon war, daß jetzt überhaupt keine bedeutenden auswärtigen Feinde auftraten, theils, daß noch manche treffliche, unter Carl dem Großen gebildete, Krieger da waren.

2. Der Vertrag zu Verdun (843).

Lothar wollte nach des Vaters Tode sich des ganzen Frankenreichs bemächtigen, aber Ludwig und Carl besiegten ihn bei Fontenai, unweit Auxerres, in einem großen Treffen (25. Juni 841). Es sollen hundert tausend Streiter, der Kern der Franken, in diesem blutigen Treffen ihren Tod gefunden haben. Doch wurde der Sieg nicht gehörig benützt. Statt Lothar zu verfolgen, und ihn, wie es wohl möglich gewesen wäre, aufzureiben, bejammerten die Brüder das Unglück ihres Bruders und der Nation, und ließen dem Besiegten Verzeihung und Friede kund thun. Der ränkevolle Lothar dagegen begann bald den Krieg aufs neue. Hierauf aber schlossen Ludwig und Carl bei Straßburg (14. Februar 842) das eng-

ste Bündniß mit einander, und die Bischöfe und die übrigen Reichsstände nahmen die Partei der beiden Brüder, welche zugleich treffliche Maßregeln für den Krieg ergriffen hatten. So geschah es, daß Lothar sich glücklich preisen mußte, dem Vertrage zu Verdun (843) beitreten zu dürfen.

Durch den Vertrag zu Verdun ward das ganze Frankenreich in drei, von einander unabhängige, Reiche getheilt. Lothar bekam, als Kaiser, Italien, mit der Herrschaft über Rom, und die Länder zwischen dem Rhein und der Schelde, und von dem Ursprunge der Maas an bis zum Einfluß der Saone in die Rhone, und längs dieser bis zu dem mittelländischen Meere. Ludwig der Teutsche erhielt Teutschland diesseits des Rheins, und am linken Rheinufer die Städte: Speyer, Worms und Mainz mit den dazu gehörigen Bezirken. Carl dem Kahlen ward das Übrige des Frankenreichs zu Theil, von der Gränze des lotharischen Antheils an bis in Spanien, nämlich Neustrien, Aquitanien und die spanische Mark; die Gränzen waren also die Rhone, Saone, Maas, Schelde und der Ebro.

3. Carl der Kahle und die übrigen Carolinger in Frankreich.

Durch den Vertrag zu Verdun wurde Frankreich als ein unabhängiges Königreich von dem übrigen Frankenreiche abgesondert. So war also Carl der Kahle (843 –877) König von Frankreich geworden. Im Verfolge der Zeit erhielt er auch noch einen Theil von dem Erbe seines Bruders Lothar.

Im Jahre 855 starb Lothar, nachdem er unter seine drei Söhne sein Reich so getheilt hatte, daß Ludwig II. Italien und die Kaiserwürde, Lothar II. das Land von der Nordsee an, zwischen dem Rhein, der Maas und Schelde, und weiter hin bis zum vogesischen Gebirge (Lothringen), und Carl die übrigen Theile erhielt. Doch schon im Jahre 863 starb dieser Carl, und sein Antheil kam an seine Brüder. Im Jahre 868 starb auch Lothar II., und da um diese Zeit Ludwig II. gerade in Unteritalien mit den Arabern beschäftigt war, theilten sich (870) Carl

der Kahle und Ludwig der Teutsche in Lothringen, wiewohl der letztere (872) seinen Antheil an Lothringen Ludwig II. wieder zurückgab. Einige Jahre nachher (875) starb auch dieser Ludwig II., ohne männliche Nachkommen zu hinterlassen, und sein Antheil an Lothringen fiel an Ludwig den Teutschen zurück. So war nun schon zwanzig Jahre nach Lothars I. Tode sein Stamm erloschen. Dafür also hatte er den Vater und die Brüder bekriegt, damit er und die Seinen wenige Jahrzehende lang das Frankenreich beherrschen konnten.

Nach dem Tode Ludwigs II. gelang es Carl dem Kahlen, den Papst und die Römer so zu gewinnen, daß er feierlich zum Kaiser gewählt, und von dem Papste Johann VIII. (December 875) gekrönt wurde.

Bei allem äußern Glanze, zu welchem Carl der Kahle nach vielfachem Kampfe endlich noch gelangt war, wurde aber doch der innere Verfall Frankreichs und besonders der Königsmacht immer tiefer unter ihm.

Vornehmlich ward das Reich unter Carl dem Kahlen durch die Einfälle der Normänner sehr beunruhigt. Diese **Normänner**, welche seit uralten Zeiten Dänemark, Norwegen und Schweden bewohnt hatten, wurden schon seit dem sechsten Jahrhunderte den West-Europäern bekannt, deren angebaute Länder ihre Beutelust reizten. Seit dem Ende des achten Jahrhunderts wurden ihre Seezüge und Streifereien immer bedeutender, so daß im neunten und zehnten Jahrhunderte beinahe kein Land in Europa vor ihnen sicher war. Besonders litt Frankreich seit dem Tode Ludwigs des Frommen sehr durch sie. Carl der Kahle konnte ihnen nur schwachen Widerstand entgegensetzen, und, indem er ihren Rückzug erkaufte, kehrten sie nur desto öfter wieder. Kein Jahr verging während seiner Regierung, in welchem sie nicht in Frankreich einfielen, mehrmal streiften sie bis nach Tours und Orleans, und plünderten und verheerten, soweit sie vordrangen.

Zu diesem äußern Übel kamen noch große innere Übel. Besonders war unter den vielen Unruhen, welche theils aus den Einfällen der Normänner, theils und vornehmlich aus den vielfachen Familien-Zwisten der Carolinger

entstanden waren, die Macht der geistlichen sowohl, als weltlichen Großen in Frankreich außerordentlich gestiegen. Schon Carl der Kahle mußte sich verpflichten, ohne Einwilligung der Großen in Reichssachen nichts zu verfügen; er mußte nicht nur ihre Güterlehen, sondern auch ihre großen Amtslehen (Herzogthümer, Grafschaften) erblich machen; er mußte ihnen einräumen, daß sie nur dann, wenn auswärtige Feinde das Reich mit einem Einfalle bedrohten, zum Heerbann verpflichtet seyn sollten; ja, sie erhielten das Recht, sich selbst dem Könige, wenn er Ungerechtes von ihnen verlangen würde, mit Waffen-Gewalt widersetzen zu dürfen. Unter den folgenden Carolingern in Frankreich wurden die Anmaßungen der Vornehmen immer größer.

Ludwig II. der Stammler (877–879), der Sohn Carls des Kahlen, konnte nur durch außerordentliche Begünstigung der Großen, indem er ihnen Abteien, Güter, Grafschaften und was sie nur immer verlangten, ertheilte, auf den väterlichen Thron gelangen. — Die Brüder Ludwig III. (879 – 882) und Carlmann (879 – 884), welche das Reich unter sich theilten, wurden durch eine Partei der Vornehmen genöthigt, im Jahr 879 das französische Lothringen an den teutschen König Ludwig den Jüngern abzutreten. Auch riß um diese Zeit (879) Graf Boso von Provence, die Provence, Franche Comté, Dauphiné, sammt einem Theile von Savoyen (cisjuranisches, niederburgundisches Reich) an sich.

Da Ludwig III. und Carlmann keine männlichen Nachkommen hinterließen, ihr Stiefbruder Carl der Einfältige aber bei dem Tode Carlmanns erst fünf Jahre alt war, so wählten die französischen Großen (884) den Kaiser Carl den Dicken zum Könige Frankreichs. Unter ihm ward das Frankenreich, das cisjuranische Burgund und die spanische Mark abgerechnet, noch einmal zu einem Ganzen vereinigt. Doch diese Vereinigung dauerte nur kurze Zeit: denn schon im Jahre 887 ward Carl der Dicke, welcher freilich einer so hohen Würde nicht werth war, abgesetzt, und an seine Stelle Arnulf, der natürliche Sohn seines Bruders Carlmanns,

zum Könige von Teutschland und Lothringen, Odo aber, Graf von Paris, zum Könige von Frankreich gewählt, und um eben diese Zeit (888) riß Rudolph, Herzog im lothringisch-helvetischen Lande, das transjuranische Burgund (Hochburgund) an sich.

Odo (888–898) erwarb sich durch Siege über die Normänner vielen Ruhm. Nach seinem Tode kehrte man jedoch wieder zu dem Hause Carls des Großen zurück; aber unter der schwachen Regierung Carls des Einfältigen (898 (893)–923) trieben die Großen ihre Anmaßungen so weit, daß sie beinahe das ganze Reich in lauter kleine Staaten auflöseten, endlich Carl des Thrones entsetzten, und den Herzog Rudolph von Burgund (923) zum Könige wählten. Auch mußte Carl (912) einen bedeutenden Strich Frankreichs (Normandie) an Rollo, einen mächtigen Anführer normännischer Horden abtreten, um nur einige Ruhe vor den Normännern zu erhalten. Rollo (Robert) trat zum Christenthum über, und gab seinem neuen Staate eine neue und bessere Gestalt.

Rudolph (923–936) stand dem Reiche mit Würde und Kraft vor, konnte aber das zu tief geschwächte Königthum nicht wieder herstellen. Dieß verfiel unter den letzten Carolingern (Ludwig IV. d'outremer (936–954), Lothar (954–986), Ludwig V. Fainéant (986–987) beinahe ganz. Ludwig IV. lag in fortwährendem Kampfe besonders mit Hugo dem Großen, welcher mehr als zwanzig Jahre lang, zwar ohne den Königsnamen, aber mit königlicher Gewalt in Frankreich geherrscht hatte.

So sehr war das Königthum geschwächt, daß die letzten Carolinger nur noch wenige Striche Frankreichs übrig hatten.

Als Ludwig V. starb, bemächtigte sich (987) Hugo Capet, der Sohn Hugo's des Großen, des französischen Thrones.

4. Hugo Capet (987–996), Robert (996–1031), Heinrich I. (1031–1060), Philipp I. (1060–1108).

Nicht nur durch seine Besitzungen, sondern auch durch seine Verbindungen und das alte Ansehen seines Hauses zeichnete sich Hugo Capet vor allen Großen Frankreichs aus. Die Königskrone, lange schon das Ziel der Wünsche seines Hauses, ward ihm daher bald nach dem Tode Ludwigs V. zu Theil. Um sich in dem Besitze derselben zu befestigen, bestätigte er den Großen das Erbrecht ihrer Amts- und Güter-Lehen, und gab überdieß der Geistlichkeit eine beträchtliche Anzahl der Abteien und Klöster zurück, welche er von seinem Vater geerbt hatte. Carl von Lothringen, Oheim Ludwigs V. und einziger rechtmäßiger Erbe des carolingischen Hauses, strengte indessen alle Kräfte an, um seine Rechte auf die Krone geltend zu machen, und setzte sich mit bewaffneter Hand in den Besitz von Laon und Rheims. Allein der Bischof von Laon verrieth den Herzog, und lieferte denselben im Jahre 991 seinem Nebenbuhler aus, von dem er nun in ein Gefängniß zu Orleans gesetzt wurde, worin er sein Leben beschloß.

Der neue König war jedoch nur der Erste unter mehr als vierzig Großen, welche mit ihm den Besitz Frankreichs theilten und sich ihm gleich hielten. Bloß eine Huldigungsceremonie nebst der Macht der Gewohnheit, einen solchen Mittelpunkt zu haben, verband sie mit ihm. Jeder Vasall machte in seinem nun unbezweifelt erblichen Lehen, und jeder Aftervasall in seinem Afterlehen den beinahe unumschränkten Gebieter. Die Fehden waren gränzenlos. Bald war fast jeder unterjocht, der nicht in die Classe der mächtigen Großen gehörte. Doch siegte im Verfolge der Zeit das Königthum in Frankreich über die Macht der Großen, und schon unter den ersten Capetingern ward dieser Sieg wenigstens vorbereitet.

Noch in dem ersten Jahre seiner Regierung nahm Hugo Capet seinen Sohn Robert zum Mitregenten an; sein Beispiel ahmten seine Nachfolger nach. Dadurch kam in die Ordnung der Thronfolge eine Stätigkeit, die

fast volle zwei Jahrhunderte dauerte, und jene Erbfolge-Kriege hörten nun beinahe ganz auf, welche für die Merowinger und Carolinger so höchst verderblich gewesen waren. Hierzu kam, daß der Regentenwechsel in den ersten Jahrhunderten der Capetinger sehr selten war, weil die meisten Könige lang regierten. Innerhalb hundert und vier und achtzig Jahren, von Hugo Capets Tode an bis zum Tode Ludwigs VII., sind nur fünf Regierungen gewesen, und immer folgte dem Vater der Sohn. Da ferner die eigenthümlichen Besitzungen der Capetinger in der Mitte des Reichs lagen, so waren die Könige um so leichter im Stande, die Großen zu beobachten, und zu verhindern, daß keiner den andern an Macht übertraf. Auch hatten die ersten Capetinger den Grundsatz, sich in auswärtige Streitigkeiten so wenig als möglich zu verwickeln, sondern mit ruhiger Beharrlichkeit hauptsächlich nur der einheimischen Regierung zu leben. Die Kreuzzüge, welche unter der Regierung Philipps I. begannen, waren für das Wachsthum der Königsmacht ebenfalls in mehrfacher Hinsicht wohlthätig. Überdieß machten mehrere der ersten Capetinger sich des Zutrauens der Nation würdig. Hugo Capet zeichnete sich durch Mäßigung, sein Sohn Robert, der Schüler des gelehrten Gerberts, durch Güte aus; Heinrich I. behauptete sich wenigstens im Kampfe mit den Großen, und wenn auch Philipp I. zu nachgiebig gegen die Kirche und überhaupt zu unthätig war, so war das Reich wenigstens am Anfange seiner Regierung, wo (1060 – 1067) Graf Balduin von Flandern, der Vormund des Königs, das Ruder des Staats mit Würde und Nachdruck führte, wie auch am Ende seiner Regierung, wo Philipps trefflicher Sohn, der nachherige Ludwig VI., wieder Leben und Ordnung in die Staats-Verwaltung brachte, gut berathen. Endlich Vieles that die Kirche auch hier für das Gedeihen einer bessern Ordnung der Dinge. Ihre Verfassung war Vorbild für eine geordnetere Verfassung des Staates. Auch hatte man ihr den Gottes-Frieden *(Treuga Dei)* zu danken, eine wohlthätige Anstalt, welche (um 1033) zur Beschränkung des Unheils der Fehden getroffen wurde.

II.

England.

1. Die Dänen. Alfred der Große (872–900).

Seit dem Anfange des neunten Jahrhunderts ward England mehr und mehr von den Dänen (Normannern) beunruhigt. Egbert, durch den die sieben angelsächsischen Königreiche vereinigt wurden, schlug zwar die dänischen Horden, welche in England landeten, siegreich zurück; allein seit der Regierung Ethelwolfs (837–858), welcher besser zu einem Vorsteher eines Klosters als zum Haupte eines Staates taugte, unterlag beinahe die ganze Insel den Einfällen der Dänen.

Erst mit Alfred dem Großen, dem jüngsten Sohne Ethelwolfs, begann eine bessere Zeit für England. Alfred ragte herrlich unter seinem Volke und in seiner ganzen Zeit hervor. — Ein schöner, munterer Knabe, hatte er schon in früher Jugend die altsächsischen Lieder seinem Heldensinne tief eingeprägt. Kaum zwei und zwanzig Jahre alt, begann er die Regierung Englands mit glorreichen Siegen über die Dänen. Doch im Jahre 878 fielen diese Feinde mit solcher Macht ein, und breiteten sich so schnell über das ganze Königreich aus, daß viele von Alfreds Unterthanen sich genöthigt sahen, nach Friesland zu entfliehen, die meisten aber sich den Dänen unterwarfen. Alfred selbst, von seinen Unterthanen verlassen, rettete sich mit wenigen Getreuen in waldige, sumpfige Gegenden. Eine Zeit lang war er in der Hütte eines seiner Hirten verborgen. Doch allmälig sammelten sich mehrere Edle um ihn; und Siege, welche er und seine Getreuen bald in kleinen Gefechten mit den Dänen gewannen, machten ihnen Muth zu einem größern Unternehmen. Dazu bedurfte es aber einer genauern Kenntniß von dem Zustande des Hauptlagers der Feinde. Als ein sächsischer Balladen-Sänger verkleidet ging Alfred in dasselbe, und indem er die Dänen und selbst ihren Fürsten Guthrum durch Lieder, welche er zur Harfe sang, ergötzte, hatte er Gelegenheit genug, alles auszuforschen. In Kurzem stand er mit einem starken Heere bei dem feindlichen Hauptlager. Er erfocht einen vollständigen, aber

blutigen Sieg. Guthrum floh in eine Feste, ward aber bald durch Hunger genöthigt, sich an den König zu ergeben. Hierauf versprach der Fürst der Dänen im Friedensvertrage (880), mit seinem Gefolge zur christlichen Religion überzutreten, alle übrigen Dänen aber, welche bei dem Glauben ihrer Väter verharren wollten, schwuren, daß sie England verlassen würden. Dieser Friedensschluß ward redlich von den Dänen erfüllt. Diejenigen Dänen, welche das Christenthum annahmen, erhielten Sitze in Ostangeln und Northumberland, aber unter Alfreds Oberhoheit. Noch mehrmals machten zwar hierauf dänische Horden Versuche, in England einzufallen, aber indem ihnen der König Muth, Beharrlichkeit und treffliche Vertheidigungs-Anstalten entgegensetzte, verschaffte er seinem Staate eine Ruhe, dergleichen derselbe seit Egberts Zeiten nicht mehr genossen hatte.

Eben so weise und unermüdbar sorgte Alfred für die innere Sicherheit seines Reiches. Man erzählt, daß er goldene Halsbänder an die Bäume auf den Landstraßen hängen konnte, ohne daß es Jemand wagte, sie zu stehlen.

Auch in Hinsicht auf höhere Bildung leuchtete Alfred mit seinem Beispiele seinem Volke vor. Durch täglichen, vertrauten Umgang mit gelehrten Männern, unter welchen der Mönch Asser aus St. David in Wales sein Alcuin gewesen zu seyn scheint, suchte er sich Kenntnisse zu erwerben und sich selbst zu bilden. Sächsische Volkslieder belebten und bereicherten seinen Geist; lateinische Schriftsteller nährten und stärkten ihn. Auf zweifache Weise suchte er die Bildung, welche er selbst sich mühsam errungen hatte, auf seine Unterthanen zu verbreiten: nämlich durch die Übersetzung belehrender Schriften in die angelsächsische Sprache und durch Lehranstalten. Er übersetzte des Orosius Geschichte, das Hirtenbuch Gregors des Großen, Beda's Kirchengeschichte, und mehrere andere Schriften, wodurch er auf die Bildung seines Volkes wirken konnte. Solche wissenschaftliche Arbeitsamkeit erregt Erstaunen bei einem Könige, welcher das Schwert nie durfte ruhen lassen, und auch sonst äußerst thätig war. Aber freilich wußte er seine Zeit auszukaufen.

Täglich waren acht seiner Stunden der Andacht und wissenschaftlichen Arbeiten gewidmet, acht den Geschäften der Regierung, die übrige Zeit dem Schlafe, der Mahlzeit und der Erholung. — Kaum ist ein Schatten in der Größe dieses Königs aufzufinden.

2. Dunstan. Die Herrschaft der Dänen in England (1013 – 1041).

Bald nach Alfreds Tode ward Vieles wieder zerstört, was dieser edle König gepflanzt hatte. Schon die Regierungen der ersten Nachfolger Alfreds, Eduard des Ältern (900 – 924), Adelstans (924 – 940), Edmunds (940 – 948), Edreds (948 – 955), wurden durch die Dänen sehr beunruhigt. Hierzu kam, daß der Erzbischof Odo von Canterbury und der Mönch Dunstan die Macht der Kirche bis zur Tyrannei erhoben, und über mehrere Könige eine verderbliche Gewalt übten. Unter Edred war die Regierung ganz in Dunstans Händen, der, weil die Beförderung des strengsten Mönchthums ihm über alles ging, der Fürst der Mönche genannt wurde. Der freisinnigere König Edwy (955 – 958) mußte dafür, daß er unabhängig von diesem Einflusse herrschen wollte, und Dunstans Planen entgegen arbeitete, hart büßen. Es ward ihm zum großen Verbrechen gemacht, daß er sich mit Elgiva, seiner Verwandten, vermählt hatte. Mit bewaffneter Macht ließ Odo die Elgiva vom königlichen Hofe entführen, entstellte mit einem glühenden Eisen die Schönheit ihres Gesichtes, und verbannte sie auf immer nach Irland. Zwar kehrte die Königin nach einiger Zeit wieder zu ihrem Gemahl zurück, gerieth aber zum zweitenmal in die Gewalt Odo's, welcher nun den Befehl ertheilte, ihr alle Nerven zu zerschneiden, so, daß sie unter schrecklichen Qualen starb. Bald sank auch Edwy ins Grab, und der Jüngling Edgar (958 – 975), ein Werkzeug der Mönche, ward König von England. Dunstan erreichte nun alle seine Wünsche in Bezug auf Ausbreitung und Befestigung des Mönchthums, führte aber auch im Übrigen die öffentlichen Geschäfte nicht ohne Klugheit.

Als Edgar starb, verlangte dessen Wittwe Elfrida, daß ihr siebenjähriger Sohn Ethelred statt Eduards, des Sohnes aus Edgars erster Ehe, dem Vater nachfolge. Aber Dunstan war für Eduard. Elfrida hatte die verheiratheten Priester auf ihrer Seite, dem Dunstan hingen alle Mönche an. Der Kampf zwischen beiden Parteien war schauervoll. Endlich ward der junge König Eduard der Märtyrer (975 – 979) auf Anstiften Elfrida's ermordet, und Dunstan selbst mußte Ethelred II. (979 – 1016) zum Könige weihen. Um das Jahr 990 starb der gewaltige Dunstan. Aber bald nachher brachten die Dänen neues Unglück über England.

Die Unvorsichtigkeit Ethelreds, den Rückzug eines Schwarmes Normänner (991) mit Geld zu erkaufen, lockte bald mehrere und zahlreichere Horden derselben herbei. Vergebens suchte der König, sich durch Vermählung mit Emma, der Schwester des Herzogs Richard von der Normandie, Schutz und Verstärkung zu verschaffen. Endlich gerieth er auf den verderblichen Gedanken, alle in England zerstreuten Dänen ermorden zu lassen. Der schreckliche Beschluß ward am 13. November 1002 schrecklich vollzogen. Selbst Gunilda, die Schwester Königs Swens von Dänemark, war unter den Ermordeten. Desto schneller kam die Rache der Dänen über England.

Binnen zehn Jahren (1003 – 1013) eroberte Swen, überall Jammer und Verwüstung verbreitend, ganz England; Ethelred mußte in die Normandie fliehen. Zwar starb Swen schon im Jahre 1014, vererbte aber den englischen Thron auf seinen Sohn Kanut den Großen (1014 – 1036). Diesen suchte Ethelred vergebens zu verdrängen. Auch Edmund (Ironside's, *ferreum latus)*, der herrliche Sohn Ethelreds, fiel wenige Monate nachher (1016), nachdem ihm Kanut wenigstens die südlichen Provinzen hatte abtreten müssen, als Opfer einer schändlichen Verrätherei. Nun erst war Kanut seiner Herrschaft über England gewiß, und suchte nicht nur durch Gewalt, sondern auch durch Beförderung des Wohls seiner Unterthanen, und besonders dadurch, daß er Dänen und Sachsen mit einander auszusöhnen strebte, dieselbe zu befestigen. Doch bald nach seinem Tode (1036) endete

die Herrschaft der Dänen über England. Als im Jahre 1041 Hardicanut, der Sohn Kanuts des Großen, ohne Erben starb, wählten die Engländer, lange schon nach ihrem alten Königs-Stamme sich sehnend, Eduard, den Sohn Ethelreds und Emma's, zum Könige.

3. Eduard der Bekenner (1041 – 1066). Harald. Die Schlacht bei Hastings.

Eduard der Bekenner, der letzte König aus dem Geschlechte des großen Alfreds, war nicht ohne guten Willen, aber ohne Kraft, und zog sich besonders dadurch Haß zu, daß er viele Fremde aus der Normandie, wo er seine frühere Lebenszeit zugebracht hatte, an seinem Hofe aufnahm, und dieselben auf Kosten der Engländer begünstigte.

Als Eduard (1066) starb, hatte Edgar Atheling, der Enkel Edmunds (Ironside's), die nächsten Ansprüche auf den englischen Thron. Allein da dieser Prinz noch jung, ohne Freunde und Unterstützung war, so bemächtigte sich Harald, Graf von Westsex, einer der angesehensten Großen Englands, der königlichen Würde. Große Vorzüge und der Wille der Nation gaben dem Grafen das Recht hierzu. Auch trug er bald nach dem Antritte seiner Regierung über Harald Harfagar, den König von Norwegen, welcher den Thronwechsel in England zu Eroberungen benützen wollte, bei Stanefordsbridge (25. September 1066) einen glorreichen Sieg davon.

Doch wenige Tage nach diesem Siege stand Herzog Wilhelm von der Normandie mit einem zahlreichen Heere auf der Küste von Sussex.

Wilhelm, der Sohn Herzog Roberts von der Normandie, machte als Verwandter Eduards, und weil dieser ihn zum Nachfolger bestimmt hatte, Ansprüche auf den Thron von England. Aber Eduard hatte späterhin sich auch für Harald erklärt, und dieser gründete überdieß sein Recht auf den Willen der Nation.

Allerdings war es ein kühnes Unternehmen Wilhelms, seine Ansprüche auf England mit den Waffen geltend zu machen. Indessen ward sein Plan durch mehrere Umstände

begünstigt. Sein Schwiegervater, Graf Balduin von Flandern, war Vormund König Philipps I. von Frankreich; sein Hof in der Normandie war der Mittelpunkt des Ritterthums, und überall her, besonders auch aus Teutschland, strömten ihm Ritter zu, auch hatte der Papst sein Unternehmen gebilligt.

Den 14. Oktober 1066 kam es bei Hastings zur entscheidenden Schlacht zwischen Wilhelm und Harald. Beide stritten, wie es Helden geziemt. Aber ein Pfeil durchbohrte Haralds Auge, und er sank todt dahin. Die Bestürzung im englischen Heere war verderblich; der Sieg wurde dem Herzoge von der Normandie zu Theil. Vergebens bot Haralds unglückliche Mutter ein großes Lösegeld für ihres Sohnes Leiche. Diese ward am Ufer des Meeres begraben, mit dem Spotte, daß sie die Küste bewachen möge. Wilhelm ward König von England.

4. Wie Wilhelm der Eroberer England beherrscht hat (1066 – 1087).

Durch eine einzige Schlacht wäre freilich die englische Nation nicht unterjocht worden, wenn nicht mehreres sich vereinigt hätte, wodurch Wilhelm dem Eroberer, welcher eben so schlau, als kraftvoll und fest war, die Befestigung seiner Herrschaft erleichtert wurde. Es fehlte den Engländern nach der Schlacht bei Hastings an einem entschlossenen Anführer. Die Großen waren unter sich nicht einig; den Normännern gab Wilhelm die schönsten Güter und ansehnlichsten Ämter; der Papst hatte die Eroberung schon zum voraus als rechtmäßig anerkannt; endlich mehrere Empörungs-Versuche der Engländer wurden von dem Könige mit der ihm eigenthümlichen Kraft vereitelt.

Recht eigentlich als Eroberer und ganz als sein Eigenthum behandelte Wilhelm England. Die altsächsische Verfassung des Reichs ward aufgehoben, und selbst die angelsächsische Sprache nur im gemeinen Leben und bei dem Gottesdienste beibehalten. Ganz England ward in Verfassung, Sprache und Sitten französisch-normännisch. Wilhelm theilte das Land in sechzig tausend

zweihundert und fünfzehn Lehen, wovon er vierzehn hundert und zwei und zwanzig für sich behielt, acht und zwanzig tausend und fünfzehn der Geistlichkeit gab, die übrigen an normännische und angelsächsische Familien vertheilte. Alle Lehensträger waren ihm zinspflichtig und in mehrfacher Hinsicht von ihm abhängig.

In keinem Verhältnisse duldete der Eroberer eine Beschränkung. Als Papst Gregor VII. von ihm verlangte, daß er die Abgaben an den päpstlichen Stuhl genauer entrichten, und wegen Englands huldigen sollte, antwortete er: Huldigen werde er dem Papste nie, aber das Geld sollte überschickt werden, sobald es ihm bequem seyn würde.

Für die Aufrechthaltung der öffentlichen Sicherheit machte er treffliche Anstalten. „Die öffentliche Sicherheit, erzählt man, war unter ihm so groß, daß ein Mädchen, mit Golde beladen, hätte unangetastet durch das Reich gehen können.“

Die große Ausdehnung, welche der Eroberer der königlichen Gewalt gab, veranlaßte indessen, wenigstens in der Folgezeit, die Gründung der englischen Freiheit: denn eben aus dem Übermaße entstand ein Streben nach kräftigem Widerstande und ein Geist der Einigkeit unter den Großen, wodurch allmälig die englische Nationalfreiheit herbeigeführt wurde.

III.

Spanien.

1. Das arabische Spanien.

Das Haus der Ommajaden gab in diesem Zeitraume dem arabischen Spanien einige vortreffliche Herrscher. Abdorrahman III. (912 – 961) behauptete die Würde des Chalifats gegen äußere und innere Feinde, und förderte den Ackerbau, Kunstfleiß und Handel; Abul Abbas Al Hakam aber (961 – 976) machte Cordua zum Sitze der Gelehrsamkeit, welche er auf mannigfaltige Weise emporzubringen suchte, so, daß bald viele Gelehrte

aus Teutschland, Frankreich, England und Italien Bildung und Kenntnisse aus Spanien holten.

Als aber im Jahre 1038 die Herrschaft des Hauses Ommaja's in Spanien sich endigte, ward das arabische Spanien mehreren unabhängigen Fürsten unterthan, welche sich zum Theil schon unter den Ommajaden losgerissen hatten. Diese Trennung schwächte die Macht der Araber in Spanien, und gab den Westgothen Anlaß zu Eroberungen.

Doch gegen das Ende des eilften Jahrhunderts stellte Jussuf, der Morabethe, der mächtigste König Africa's, das Glück der Araber in Spanien wieder her. Motammed, Fürst von Sevilla, hatte ihn wider die Übermacht Alfons VI. von Castilien zu Hülfe gerufen. Jussuf, obwohl in hohem Greisenalter, half zuerst (1087) den Bedrängten, brachte aber dann auch (1091) fast Alles unter seine Gewalt, was die Araber in Spanien besaßen. Doch mißlang sein Plan, sich auch die spanisch-christlichen Staaten zu unterwerfen.

2. Das christliche Spanien.

Der Umfang der Eroberungen, wozu unter Pelayo der Anfang gemacht worden war, wurde unter vielfachem Kampfe erweitert, und nach und nach entstanden wieder mehrere christliche Staaten in Spanien, unter welchen sich gegen das Ende dieses Zeitraums Aragonien und Castilien vorzüglich auszeichneten. Unter den westgothischen Helden dieses Zeitraums ragte besonders Rodrigo Diaz von Vivar, der Cid genannt, († 1099) hervor, welcher in vielen Treffen die Araber besiegte, und sie aus Valentia und vielen andern Plätzen vertrieb. Selbst die Morabethen unter Jussuf fürchteten ihn. Er gehört unter die gefeiertsten Helden der Geschichte. Er war ein Kampfheld ohne Gleichen.

Die neu entstandenen christlichen Staaten in Spanien zeichneten sich in mehrfacher Hinsicht vor andern germanischen Staaten aus.

Je milder im Ganzen die Herrschaft der Araber war, und je mehr sie den Glauben, die Sitten und die Gesetze

der unterworfenen Christen schonten, desto mehr erhielten sich die ererbten teutschen Gewohnheiten und Gebräuche unter den Westgothen. So wurden denn auch in den wieder eroberten Gebieten Verfassungen und Gebräuche der westgothischen Vorzeit hergestellt, jedoch mit dem Unterschiede, daß jetzt der kriegerische Adel, die Miteroberer des neu erkämpften Landes, vorherrschende Macht wurde, und die Geistlichkeit nicht sogleich wieder zur Theilnahme an den Staats-Angelegenheiten gelangte.

Überdieß erfreuten sich die meisten Städte der neu eroberten Länder blühenden Wohlstandes. Die Araber hatten den Kunstfleiß in diese Städte eingeführt, und die Christen, welche in denselben wohnten, mußten, da sie von öffentlichen Ämtern ausgeschlossen waren, durch Betriebsamkeit zu erwerben trachten, was sie auf andere Weise nicht finden konnten. Hierzu kam, daß der lebhafte Verkehr zwischen den Küstenstädten Spaniens und den muhammedanischen Küstenstädten von Nord-Africa, Ägypten und Syrien überall dem Gewerbfleiße neue Ermunterung gab. So hatten die ansehnlichsten Städte, als sie wieder unter die Herrschaft der Christen kamen, schon einen bedeutenden Grad von Wohlstand erreicht, und höher mußte die Macht und der Reichthum dieser Gemeinden steigen, als in ihren festen Mauern der begüterte Adel den Schutz suchte, welchen er in kriegerischen Zeiten auf seinen einsamen Burgen nicht finden konnte.

Glücklich gedieh die bürgerliche Freiheit besonders in Aragonien. Wohl hätten die Aragonier ihre Heimath, den unfruchtbaren Boden, verlassen, und blühendere Gegenden aufgesucht, wenn nicht die herrliche Freiheit ihres Staates sie fest an das Vaterland gebunden hätte.

IV.

Italien.

1. Das lombardische Italien.

Zuerst bemächtigten sich, zum Theil nicht ohne Streit, Nachkommen Carls des Großen, (Lothar I. von 843–855,

Ludwig II. von 855–875, Carl der Kahle von 875–877, Carlmann von 877–880 und Carl der Dicke von 880–888), der königlichen Würde von Italien.

Aber gegen das Ende des neunten Jahrhunderts hatte sich eine mächtige Partei in Italien gebildet, deren Plan es war, sich der fränkisch-teutschen Oberherrschaft zu entziehen, und die Krone des Königreichs Italiens nebst der Kaiser-Krone einem von den eingebornen Großen des Landes aufzusetzen. Zwei dieser Großen, Herzog Guido von Spoleto und Herzog Berengar von Friaul, machten auf diese Würden vornehmlich Anspruch. Zwischen diesen beiden Herzogen und deren Anhänger kam es daher zu vielfachem, verderblichem Kampfe, welcher um so hartnäckiger war, da beide Parteien an Kraft, Ehrgeiz und Muth sich gleich waren.

Durch den Einfluß des Papstes Stephans V. ward indessen Guido (890) als König von Italien anerkannt, und im Jahre darauf (891) auch als Kaiser gekrönt. Zwar wurde nach Guido's Verdrängung (895) dem teutschen Könige Arnulf die italienische Königs-Krone sowohl, als das Kaiserthum zu Theil; jedoch nur auf kurze Zeit. Denn kaum war Arnulf wieder nach Teutschland zurückgekehrt, als Lambert, der Sohn Guido's, sich zum Beherrscher Italiens aufwarf. Nach dem Tode Lamberts (898) wollte Berengar von Friaul aufs neue seine Rechte geltend machen, aber die Gegenpartei rief den König Ludwig von Provence herbei, welcher im Jahre 903 auch als Kaiser gekrönt ward. Doch schon im Jahr 905 verdrängte Berengar den König Ludwig, und erhielt im Jahre 916 von dem Papste Johann X. auch die Kaiserkrone. Nur den unruhigen Geist der Großen vermochte Berengar nicht zu bändigen. Mehrere derselben riefen (921) den burgundischen König Rudolf herbei, und Berengar fiel (924) durch Meuchelmord. Doch kurz hierauf (926) kam die Krone Italiens an den Markgrafen Hugo von der Provence. — Neunzehn Jahre behauptete sich dieser Hugo, kein Recht und kein Gesetz achtend, als König Italiens, und als er im Jahre 945 sich in ein Kloster zurückzog, folgte ihm sein Sohn Lothar in gleicher Würde nach. Als aber dieser Lothar

(950) starb, wurde Markgraf Berengar von Ivrea, ein Enkel des ältern Berengars von Friaul, sammt seinem Sohne Adelbert zum Könige von Italien gewählt. Aber auch Berengars Glück war von kurzer Dauer. Adelheide, die Wittwe Lothars, hart von Berengar gedrängt, rief (951) Otto den Großen von Teutschland herbei, und übergab diesem mit ihrer Hand alle ihre Ansprüche auf die Erbschaft Lothars. Berengar mußte es zufrieden seyn, als er im Jahre 952 von dem teutschen Könige Otto I. Italien als Lehen erhielt. Doch da Berengar sich bald wieder gegen Otto auflehnte, setzte ihn dieser endlich ab, ließ sich (961) zum Könige von Italien krönen, und erhielt im Jahre darauf (962) auch die Kaiser-Krone.

Unter Otto dem Großen war das Partei-Gewühl der italienischen Großen wenigstens nicht mehr so ungebunden, wie bisher. Eben so unter Otto II. und Otto III. Allein während König Heinrich II. mit der Befestigung seines Ansehens in Teutschland beschäftigt war, suchten die Großen Italiens sich abermal der teutschen Herrschaft zu entziehen. Bald nach dem Tode Otto's III. (1002) wurde der Markgraf Arduin von Ivrea zum Könige Italiens gekrönt, und erst im Jahre 1015 gelangte Heinrich II. zum dauernden Besitze Italiens. Fester und kraftvoller waren die Regierungen Conrads II. und Heinrichs III.; aber unter Heinrich IV. fehlte es dem Königreiche Italien abermal an einem Oberhaupte, das der Partei-Wuth mit Nachdruck Gränzen setzte.

Der vielfache Regierungs-Wechsel, welcher, besonders bis zu Otto's I. Zeiten, in Italien statt fand, brachte vieles Unglück über dieses Land. Vor der Wuth der spoletischen, friaulischen und anderer Parteien, von welchen die Könige gehoben oder gestürzt wurden, verschwand fast alle Sicherheit. Hierzu kam, daß die Großen, besonders die Bischöfe, bei der öffentlichen Verwirrung ihre Macht ausnehmend erweitert, und die minder mächtigen Bürger des Staates fast gänzlich darnieder gedrückt hatten. Endlich wurde die Noth Italiens auch dadurch vermehrt, daß die Ungarn in der ersten

Hälfte des zehnten Jahrhunderts (900–950) äußerst verwüstende Einfälle in dasselbe thaten.

Doch trifft man in Bezug auf das Innere des lombardischen Italiens gegen das Ende dieses Zeitraums auf eine schöne Erscheinung. Es ward um diese Zeit der Grund zur bürgerlichen Freiheit in mehreren Städten dieses Landes gelegt. Das Recht, welches diese Städte im neunten und am Anfange des zehnten Jahrhunderts ausübten, zur Vertheidigung gegen die Räubereien auswärtiger Völker, besonders der Ungarn, sich mit Mauern zu umgeben und zu befestigen, bahnte ihnen zuerst den Weg zur Unabhängigkeit. Mit dem Rechte der Selbstvertheidigung kehrte den Städtern das Gefühl ihrer Wichtigkeit zurück. Bald wurde das Streben nach bürgerlicher Freiheit um so reger, da sich in Italien noch mehrere Überbleibsel altrömischer Städte-Verfassungen fanden, oder wenigstens die Erinnerungen daran hier noch lebhafter waren, als in andern Ländern. — Ferner, der um diese Zeit beginnende Handel dieser Städte erzeugte Wohlstand, und mit dem Wohlstand hob sich auch der Sinn für Rechte. Endlich, bald nachdem die städtische Freiheit begonnen hatte, bewarben sich selbst viele Edle, besonders minder mächtige Edle, um das Bürgerrecht in diesen Städten, erhielten dasselbe, und gaben nun den Städten neuen Glanz.

2. Das griechische Italien.

Im Laufe des neunten Jahrhunderts bemächtigten sich die Araber, nachdem sie sich (842) auf Sicilien festgesetzt hatten, auch einiger Gegenden Unter-Italiens. In dem zehnten Jahrhunderte wollten die Ottonen ihre Herrschaft hier gründen, wurden aber durch die vereinte Macht der Araber und Griechen daran verhindert. Desto glücklicher waren seit dem eilften Jahrhunderte die Normänner.

Herzog Sergius von Neapel hatte (1022) einer Schaar Normänner, von welchen er gegen den Fürsten von Capua unterstützt worden war, einen fruchtbaren Strich Landes, zwischen Capua und Neapel, angewiesen.

Hier erbaute der normännische Graf Rainolf Aversa, die erste Niederlassung der Normänner in Italien. Bald kamen mehrere kriegslustige Abentheurer aus der Normandie herbei. Zwischen 1039 und 1041 eroberten normännische Horden, angeführt von Söhnen des Grafen Tankred von Hauteville aus der Normandie, nach und nach Apulien, nahmen dasselbe (1046) von Kaiser Heinrich III. zu Lehen, und breiteten ihre Eroberungen immer weiter aus, so, daß Papst Leo IX. in Person gegen sie zu Felde zog. Die Gefangenschaft, in welche der Papst bei dieser Gelegenheit gerieth, benützte (1053) der schlaue Robert Guiscard, einer der Söhne Tankreds, Apulien sammt Allem, was er von Calabrien und Sicilien noch erobern würde, von dem Papste zu Lehen zu nehmen. Wenige Jahre hernach (1061 – 1072) eroberte Graf Roger, Tankreds jüngster Sohn, auch Sicilien; und Guiscard sann schon auf Unterwerfung des griechischen Kaiserthums. Doch der letztere starb im Jahre 1085, und bald nach ihm erlosch sein ganzer Mannsstamm, so, daß (1098) Graf Roger I. von Sicilien die ganze Macht des Hauses Hauteville vereinigte.

3. Venedig.

Seit dem neunten Jahrhunderte bildeten sich die Venetianer in Kriegen mit den Arabern, von denen selbst der adriatische Meerbusen unsicher gemacht wurde, zu trefflichen Seeleuten, so, daß sich mehrere Städte Dalmatiens (997) unter ihren Schutz begaben. Überhaupt aber benützten sie fortwährend ihre Lage auf den Gränzen des ost- und weströmischen Kaiserthums mit vieler Klugheit. Immer glücklicher hob sich daher auch ihr Handel, und sie genossen bereits am Schlusse des zehnten Jahrhunderts große Handels-Vorzüge im Morgenlande sowohl, als im Abendlande. Mehr und mehr wuchs aber auch mit dem Gedeihen des Handels der Einfluß der reichern Bürger auf die Leitung des Staates; nicht nur die Volks-Versammlungen verloren ihr bisheriges Ansehen, sondern auch die Macht des Doge's ward immer beschränkter.

V.

Teutschland.

1. Die Carolinger in Teutschland (843–911).

Verwirrung und Noth mannigfaltiger Art zeichneten den Zeitraum der Carolinger, wie in Frankreich, so in Teutschland aus.

Schon Ludwig der Teutsche (843–876), dem Teutschland als ein für sich bestehendes Reich in dem Vertrage zu Verdun (843) zugetheilt ward, lag fast in beständigem Kampfe mit den Normännern, besonders aber mit den Wenden. Eben daher verordnete er auch einen Markgrafen über Thüringen (um 849) und einen Herzog über Sachsen (um 850). Aber auch der Schutz dieser mächtigen Befehlshaber reichte gegen die feindlichen Einfälle bei weitem nicht hin. Wer es daher irgend vermochte, baute sich eine Burg, oder einen befestigten Wohnsitz auf einem Berge. — Erwerbung eines Antheils an Lothringen.

Carlmann (876–880), Ludwig der Jüngere (876–882), Carl der Dicke (876–888). — Carl der Kahle, ihr Oheim, wollte diesen Söhnen Ludwigs des Teutschen das teutsche Lothringen und die teutschen Städte am linken Rheinufer entreißen, ward aber von ihnen bei Andernach geschlagen. Hierauf (November 876) theilten sie sich in das väterliche Reich. — Abtretung des französischen Lothringens an Ludwig den Jüngern.

Bald kam der Antheil Carlmanns und Ludwigs des Jüngern an Carl den Dicken, der bereits im Jahre 881 zum Kaiser gekrönt worden war, ja beinahe das ganze Frankenreich wurde (884) ihm zu Theil. Er aber war der hohen Würde nicht gewachsen, und zeigte sich zuletzt der Regierung ganz unfähig. Die Franken, Sachsen, Thüringer, Baiern und Alemannen fielen daher von ihm ab, und wählten (November 887) Arnulf zum Könige von Teutschland. Bald nachher (Januar 888) starb er, ohne Kinder zu hinterlassen.

Arnulf (887–899), ein natürlicher Sohn Carlmanns, des ältesten Sohnes Ludwigs des Teutschen, war ein Herrscher von vieler Kraft. Im Jahre 891 gewann er an der Dyle unweit Löwen den herrlichsten Sieg über die Normänner. Hierauf demüthigte er den mächtigen König Zwentebold von Großmähren, hatte aber freilich dabei die Ungarn nach Teutschland gerufen. Im Jahre 896 ward er zum Kaiser gekrönt, konnte jedoch diese Würde in Bezug auf Italien, wo damals die größte Verwirrung herrschte, nicht behaupten. Seinem natürlichen Sohne Zwentebold suchte er vergebens die teutsche Krone zuzuwenden, bewirkte aber (895) doch, daß wenigstens die Lothringer denselben als König annahmen.

Ludwig das Kind (900–911), der einzige rechtmäßige, aber bei des Vaters Tode erst sechsjährige, Sohn Arnulfs. Seine Regierung war äußerst unruhig; im Innern durch den wildesten Fehdegeist, von Außen durch die immer häufigeren und höchst verwüstenden Einfälle der Ungarn. Daher wurden jetzt der Herzoge immer mehrere. — Übrigens fielen nach Arnulfs Tode die Lothringer von Zwentebold ab, und unterwarfen sich dem neuen Könige der Teutschen; und diese Wiedervereinigung Lothringens mit Teutschland wurde bald (900) durch Zwentebolds Tod befestigt. — Mit Ludwig dem Kinde endete (911) die Herrschaft der Carolinger in Teutschland.

2. Die Verfassung Teutschlands unter den Carolingern.

Das Lehenswesen entwickelte sich in dem verwirrungsvollen neunten Jahrhunderte nach seinen mannigfaltigen Verzweigungen auch in Teutschland, wo es zur Zeit, als dieses einen Theil des Frankenreiches bildete, entstanden war. Bei den innern Zwistigkeiten und äußern Kriegen mußten die Könige die Unterstützung der mächtigen Lehensträger durch immer größere Begünstigung sich erwerben. Vornehmlich aber hob sich die Macht der Herzoge, welche Carl der Große so viel wie möglich zu beschränken gesucht hatte, mehr, wie je vorher. Die gefahrvollen Fehden mit den Normännern, Wenden und Ungarn hatten

die Ertheilung der Herzogs-Würde an ausgezeichnete Heerführer nothwendig gemacht, und bei der Fortdauer jener Fehden ward, besonders unter der schwachen Regierung des letzten Carolingers, die Anzahl der Herzoge vermehrt und ihre Macht befestigt. Endlich theils wegen der Übermacht der Großen, theils wegen der vielen Kriege und des drückenden Heerbannes sank das Volk in eben dem Maße, in welchem das Ansehen der Großen stieg. Die Zahl der nicht-adelichen Freien verminderte sich mehr und mehr.

Auch ward die Geistes-Bildung der Teutschen in ihren Fortschritten gehemmt, theils weil die Carolinger in Teutschland nichts für dieselbe thaten, theils wegen der vielen und verwüstenden Kriege. Doch schrieb Ottfried († um 869), Mönch des Klosters Weissenburg im Elsaß, eine teutsche poëtische Umschreibung der evangelischen Geschichte in fünf Büchern; die erste größere Schrift in teutscher Sprache.

3. Conrad I. aus Franken (911–919).

Nach dem Tode des letzten Carolingers versammelten sich die teutschen Stämme, um ein neues Oberhaupt des Reiches zu wählen. Unter allen teutschen Fürsten aber schien keiner des Thrones würdiger zu seyn, als Herzog Otto der Erlauchte von Sachsen, sowohl wegen seiner persönlichen Tugenden, als wegen der Macht seines Hauses. Aber Otto verweigerte seines hohen Alters wegen die Annahme der Krone, und nun wählte man (November 911) auf seine Empfehlung den ostfränkischen Grafen Conrad einstimmig zum Könige.

Die Würde des Königthums behauptete Conrad, so weit es die allgemeine Verwirrung der Zeit und die Kürze seiner Regierung zuließ. Nur konnte er die Trennung Lothringens von dem teutschen Reiche nicht verhindern. Auch war sein Arm nicht stark genug, um die verheerenden Einfälle der Ungarn abzuwehren. Dafür aber dankte ihm Teutschland die Helden aus dem sächsischen Königsstamme. Denn als Conrad sich dem Tode nahe fühlte, bewog er seinen Bruder Eberhard, den Absichten auf die

teutsche Krone zu entsagen, und empfahl mit edler Selbstverleugnung den teutschen Großen den Herzog Heinrich von Sachsen, den Sohn Otto des Erlauchten, als den Würdigsten zum Könige.

Mit Heinrich I. begann (919) die Reihe der dem größten Theile nach vortrefflichen sächsischen Könige, deren Herrschaft bis zu dem Jahre 1024 fortdauerte.

4. Heinrich I. (919–936).

Im Jahre 912 war Heinrich seinem Vater Otto dem Erlauchten in dem Herzogthume Sachsen nachgefolgt. Conrad I. wollte die Macht des Herzogs, welche allerdings sehr groß war, und für Teutschland gefährlich werden konnte, beschränken. Darüber kam es zum Kriege zwischen Conrad und Heinrich, der jedoch bald durch einen Vergleich beigelegt wurde, in welchem wahrscheinlich der letztere gewann.

Am Anfange seiner königlichen Regierung bewirkte Heinrich theils durch Waffengewalt, theils durch Überredung, daß die Herzoge von Baiern und Schwaben, welche ihm den Gehorsam verweigern wollten, sich ihm unterwarfen. Auch Lothringen führte er wieder zur Abhängigkeit vom teutschen Reiche zurück.

Teutschland von auswärtigen Feinden zu befreien, war hierauf das vornehmste Ziel seines Strebens. Besonders suchte er sein Volk zum Kampfe mit den Ungarn geschickt zu machen. Da der Ungar stets auf seinem leichten Rosse wohnte, so suchte der König die Teutschen in dem, bisher unter ihnen selteneren, Dienste zu Pferde zu üben. Auch bildete er aus Bauern und Räubern ein tüchtiges Fußvolk, und ließ überdieß viele Örter als Zufluchtsstätten bei den Einfällen der wilden Völker befestigen, wodurch er zugleich den Grund zu mehreren Städten, besonders im nördlichen Teutschland, legte. — Seine Vorbereitungen waren nicht fruchtlos. Im Jahre 933 verherrlichte ein Sieg über die Ungarn bei Merseburg den König vor ganz Europa. Die Ungarn kamen, so lang er lebte, nicht mehr nach Teutschland. — Auch ein siegreicher Zug gegen die Dänen,

welchen er Schleswig wegnahm, verherrlichte ihn. Eben so schwächte er die Macht seiner slavischen Nachbarn durch manche blutige Niederlage. Ja, um auch für die Zukunft sein Reich gegen auswärtige Feinde zu sichern, hatte er den glücklichen Gedanken, eine Vertheidigungswehr auf ihre Kosten zu errichten, indem er ihnen ein Stück Land wegnahm, woraus er eine Provinz des teutschen Reiches machte, deren Einwohner sich dann im Laufe der Zeit zu Teutschen bildeten. An einer Linie von festen Schlössern, die in eroberten Provinzen angelegt wurden, brach sich bei dem ersten Sturme die Kraft des andringenden Feindes, und aus der Gegend um solche Burgen entstanden allmälig teutsche Markgrafschaften (Meißen, Nordsachsen oder Brandenburg, Schleswig). Durch die Errichtung dieser Markgrafschaften legte Heinrich den ersten festen Grund zur Cultur von Nord-Teutschland. — Mit Recht wird er als einer der vorzüglichsten Könige Teutschlands verehrt.

5. Otto I. (der Große) (936–973).

Weniger milde als sein Vater, aber mit gleicher Kraft, und überdieß von großem Glücke begünstigt, herrschte Otto I.

Gleich in den ersten Jahren seiner Regierung schlug er die Empörungen Thankmars und Heinrichs, seiner Brüder, Eberhards, des Franken und Bruders Conrads I., und Giselberts, des Herzogs von Lothringen, mit Macht und Glück darnieder. Eberhard, den Sohn Arnulfs von Baiern, der sich eigenmächtig in den Besitz des väterlichen Herzogthums setzen wollte, vertrieb er, und gab diese Würde an Berthold, den Bruder Arnulfs. Als Berthold (947) starb, ward Heinrich, des Königs Bruder, Herzog von Baiern. Überhaupt kamen nach und nach fast alle hohen Würden des Reichs an Mitglieder des königlichen Hauses. Otto's Erstgeborner, Ludolf, ward Herzog von Schwaben, Wilhelm, sein Sohn, ward Erzbischof zu Mainz, Conrad, sein Eidam, erhielt die Herzogthümer Franken und Lothringen, und Bruno, sein Bruder, wurde zum Erzbi-

schof von Cöln erhoben. — Das Herzogthum Sachsen behielt er nicht, wie sein Vater, für sich, sondern gab dasselbe an Hermann Billung, einen tapfern Krieger.

Auch gegen äußere Feinde behauptete Otto die Hoheit des Reichs. Die Slaven machte er bis an die Oder zinsbar, und der Herzog Boleslav von Böhmen mußte nach einem Kampfe von zwölf Jahren (938 – 950) die Hoheit des teutschen Reichs anerkennen. Die Dänen, welche die Markgrafschaft Schleswig zerstört hatten, wurden bis an die Spitze Jütlands zurückgetrieben. Gleichwie aber Heinrich durch Errichtung von Markgrafschaften den Anfällen dieser wilden Stämme Gränzen setzte, so suchte sie Otto durch die Taufe und die Stiftung mehrerer Bisthümer (Brandenburg, Havelberg, Schleswig, Ripen und Aarhus) zum Frieden und zur Einigkeit mit dem teutschen Reiche zu zwingen. — Auch die Ungarn thaten wiederholte Einfälle in Teutschland. Aber am 10. August 955 gewann Otto auf dem Lechfelde bei Augsburg einen so glorreichen Sieg über sie, daß sie seitdem nicht mehr in Teutschland einzufallen wagten.

Wenige Jahre vorher (951), ehe Otto das Reich von den Ungarn befreit hatte, war er durch Vermählung mit der schönen, geistreichen Adelheide, der Wittwe Königs Lothars von Italien, König von Italien geworden, und hatte dann dieses Reich dem Markgrafen Berengar von Ivrea als Lehen unter teutscher Hoheit gegeben. Eben dieser Berengar aber, welcher schon früher, kein Mittel scheuend, die Herrschaft über Italien an sich gerissen hatte, lehnte sich gegen Otto, während dieser mit den Ungarn beschäftigt und in andere Zwistigkeiten verwickelt war, auf, und übte zugleich die größte Grausamkeit gegen die Anhänger des Königs aus. Da zog Otto (961) wiederum nach Italien, setzte den Berengar ab, ward von dem Erzbischofe von Mailand zum König von Italien gekrönt, und ließ sich dann (962) zu Rom auch die Kaiserkrone, welche Carl der Große an die Teutschen gebracht hatte, auf das Haupt setzen. Vor allen Königen des westlichen Europa's war in dieser Zeit der gewaltige Otto dieser hohen Würde werth. Er hatte den Namen und das Reich der Teutschen groß gemacht. Zwar

übten die Römer alsbald Treulosigkeit gegen den Kaiser; dieser aber ließ sie hart dafür büßen. Berengar, welcher ebenfalls wieder hervorgetreten war, wurde in Gewahrsam nach Bamberg gebracht.

Auf Otto den Großen folgte sein Sohn Otto II., dem der Vater (972) die griechische Prinzessin Theophania zur Gemahlin gegeben hatte. Ludolf, der erstgeborne Sohn Otto's, war, nachdem er einige Zeit mit seinem Vater in dem verderblichsten Zwiste gelebt, jedoch sich mit demselben wieder ausgesöhnt hatte, schon im Jahre 957 in Italien, wo er mit Berengar kämpfte, in der Blüthe seines Lebens gestorben.

6. Otto II. (973 – 983).

Gleich am Anfange seiner Regierung hatte Otto II. mit innern Unruhen zu kämpfen. Zwischen seinen Vettern, dem Herzoge Heinrich von Baiern, dem Sohne seines Oheims Heinrich, und dem Herzoge Otto von Schwaben, dem Sohne Ludolfs, des Erstgebornen Otto's I., hatten sich Streitigkeiten entsponnen, welche nicht eher endigten, als bis Heinrich von Baiern durch den Spruch des Kaisers und der Fürsten seines Herzogthums entsetzt, und nach Utrecht verbannt wurde. – Gegen König Lothar von Frankreich schützte Otto mit Tapferkeit die Rechte des teutschen Reiches auf Lothringen. – Zug der Teutschen nach Paris (October 978). — Auch in Rom stellte er die Ruhe, welche Crescentius, der daselbst die freie Verfassung des alten Roms einführen wollte, gestört hatte, wieder her. Aber, als er hierauf den Griechen Apulien und Calabrien entreißen wollte, war er minder glücklich. Die erschrockenen Griechen riefen aus Africa und Sicilien arabische Söldner zu Hülfe. Anfangs gewann zwar Otto einige Vortheile; dann aber, zu kühn gemacht, ließ er sich in einen Hinterhalt locken, und wurde bei Basentello in Calabrien im Jahre 982 gänzlich geschlagen. Viele Edle waren gefallen; der Kaiser selbst rettete nur durch eine Reihe glücklicher Zufälle Leben und Freiheit. Bald hierauf (983) starb er in der

Blüthe seiner Jahre, als er eben im Begriffe war, einen zweiten Versuch auf Unteritalien zu wagen.

7. Otto III. (983 – 1002).

Otto III. war bei dem Tode seines Vaters erst drei Jahre alt. Eine vormundschaftliche Regierung fand daher statt, welche, besonders durch die Schuld Heinrichs von Baiern, sehr unruhvoll war. Heinrich, der aus der Gefangenschaft zu Utrecht entflohen war, wollte die teutsche Königskrone an sich reißen, mußte aber zuletzt (985) zufrieden seyn, als er wieder in sein Herzogthum Baiern eingesetzt wurde.

Der junge Otto wurde indessen von seiner Mutter Theophania und seiner Großmutter Adelheid mit vieler Sorgfalt erzogen, und erlernte die Wissenschaften mit außerordentlichem Glücke. Nur wandte die Kenntniß der alten Welt, deren Größe ihn begeisterte, sein Gemüth zu sehr von dem teutschen Vaterlande ab. Rom und das römische Kaiserthum zu dem alten Ansehen wieder emporzuheben, ward, als er das Ruder des Staates selbst ergriffen hatte, sein Lieblingsplan. Aber Rom war solchen Glanzes nicht mehr empfänglich. Zwar gelang es Otto, einige vortreffliche Männer, Bruno, einen Sohn des Herzogs von Kärnthen, einen wegen seiner Weisheit und Tugend sehr geachteten Mann, unter dem Namen Gregors V., und nach dessen Tode den berühmten Gerbert, den ausgezeichnetsten Gelehrten dieser Zeit, auf den päpstlichen Stuhl zu erheben; sonst aber hatte er nur Unruhen in Rom zu stillen, und erndtete nichts als Undank von den Römern. Übrigens war die Tapferkeit seines Vaters Otto III. nicht fremd. An den Kriegen mit den Wenden und Slaven, welche unter seiner Regierung, wie unter der Regierung seines Vaters, nicht selten waren, nahm er rühmlichen Antheil. Der edle Fürst starb, kaum zwei und zwanzig Jahre alt. — Furcht vor dem Ende der Welt um 1000. —

8. Heinrich II. (1002 – 1024).

Mit Otto III. war der männliche Stamm Otto's I. erloschen. Allein von König Heinrich I. war noch ein Urenkel da, Herzog Heinrich III. von Baiern. Dieser machte sich die größte Hoffnung zum Throne, gelangte aber nicht ohne viele Mühe und Künste zum Ziele seiner Wünsche.

Auch als Nachfolger der Ottonen in dem Königreiche Italien behauptete sich Heinrich II. nicht ohne Kampf. — Bald nach Otto's III. Tode hatten einige Große in Oberitalien den Markgrafen Arduin von Ivrea zum Könige von Italien ausgerufen und krönen lassen. Doch bald bewirkte Arnulf, der mächtige Erzbischof von Mailand, daß Arduins Wahl für nichtig erklärt, und der König der Teutschen herbeigerufen wurde. Heinrich II. kam, unterwarf sich das ganze obere Italien, und wurde zu Pavia (1004) fast einstimmig zum König von Italien gewählt, und von dem Erzbischofe von Mailand gekrönt. Allein Arduin erhob sich zum zweitenmal. Da brach Heinrich im Jahre 1013 abermal nach Italien auf. Nun erbot sich Arduin, der Krone zu entsagen, wofern ihm eine Grafschaft in Italien überlassen würde. Heinrich verwarf diese Bedingungen, begab sich nach Rom, und wurde hier (1014) zum Kaiser gekrönt. Bald hierauf (1015) legte Arduin die Krone Italiens freiwillig nieder.

Auch mit Boleslav, dem mächtigen Herzoge von Polen, hatte Heinrich einen lang dauernden, harten Kampf zu bestehen.

Die Geistlichkeit wurde von diesem Kaiser ausnehmend begünstigt. Besonders wichtig war ihm (1007) die Stiftung und Bereicherung des Bisthums Bamberg.

9. Conrad II. (1024 – 1039).

Mit Heinrich II. war der sächsische Stamm erloschen. Auf einer großen Ebene zwischen Worms und Mainz kamen daher die meisten Großen Teutschlands zusammen. Alle Erzbischöfe, Bischöfe und Äbte, und

acht Herzoge, jeder mit einem sehr angesehenen Gefolge von Herren und andern Freien. Die Sachsen, die Ostfranken, Baiern, Schwaben und Böhmen lagerten sich diesseits des Rheins, die rheinischen Franken und die Lothringer jenseits des Flusses. Nach langen Berathungen ward nun Conrad gewählt, aus jenem fränkischen Hause, welches schon früher den Teutschen einen König gegeben hatte, und von weiblicher Seite mit dem sächsischen Hause verwandt war. — Conrad der Jüngere.

Conrad regierte das Reich mit Kraft, wie die meisten fränkischen Könige, deren Reihe er begann. In Bezug auf das Innere Teutschlands übte er Gerechtigkeit, und stellte die Ordnung her. Eben so machte er sein Ansehen im Auslande geltend. Im Jahre 1026 unterwarf er sich das Königreich Italien, und im Jahre darauf (1027) ward er zu Rom als Kaiser gekrönt. Im Jahre 1032 erweiterte er Teutschland durch das arelatensische Reich. — Die Königreiche Hoch- und Niederburgund waren im Jahre 930 unter dem Namen des arelatensischen Reichs (von der Hauptstadt Arles) vereiniget worden. Rudolph III. aber, der letzte, kinderlose Beherrscher dieses Reiches, hatte dasselbe Heinrich II. auf den Fall seines Todes vermacht. Da jedoch Heinrich II. vor Rudolph III. starb, nahm dieser sein Vermächtniß zurück. Nun behauptete aber Conrad, Burgund gehöre zum teutschen Reiche, griff zu den Waffen, und jetzt erst überließ Rudolph III. dem Kaiser sein Königreich auf gleiche Weise, wie Heinrich II. Im Jahre 1032 starb Rudolph, und nun wurde Conrad II. Herr des arelatensischen Reiches. So waren denn nicht nur Helvetien und Savoyen dem größten Theile nach, sondern auch die Dauphiné, nebst der Provence, Franche Comté und Mömpelgard mit Teutschland vereinigt. — Auch die Polen, Slaven und Wenden nöthigte Conrad zum alten Gehorsam.

10. Heinrich III. (1039 – 1056).

Noch gewaltiger als Conrad herrschte dessen Sohn und Nachfolger Heinrich III. Er unterwarf den Herzog Bretislav von Böhmen aufs neue der teutschen Hoheit. Den, einst von den Teutschen so gefürchteten, Ungarn gab er einen König, und zwang sie, wenigstens für einige Zeit, zur Abhängigkeit von dem teutschen Reiche. Er setzte drei Päpste ab, und machte die alte Einrichtung geltend, daß die Römer ohne des Kaisers Einwilligung keinen Papst wählen sollten. So mächtig war sein Einfluß zu Rom, daß nach Clemens II. Tode der päpstliche Stuhl dreimal hintereinander mit teutschen Bischöfen besetzt wurde. Eben dieser Clemens II. (vorher Suidger, Bischof von Bamberg) hatte Heinrich III. (25. December 1046) zum Kaiser gekrönt. — Die Herzoge behandelte der Kaiser ganz, wie die obersten Beamten des Reichs. Er setzte sie nach Gutbefinden ein und ab, und ließ wohl gar Herzogthümer ganz unbesetzt. Überhaupt hatte seit Carl dem Großen kein teutscher König mit ähnlicher Kraft regiert, wie er.

11. Von der Verfassung Teutschlands in dem Zeitraume von 911 – 1056.

Nach dem Erlöschen des carolingischen Stammes erhob sich das teutsche Königthum zu neuem Ansehen, und stand beinahe ununterbrochen anderthalb Jahrhunderte in einem schönen Glanze da.

Zwar wurde das teutsche Reich nach dem Tode Ludwigs des Kindes ein Wahlreich. Aber selbst diese Verfügung hatte zunächst die wohlthätige Folge, daß die Theilungen des Reichs von nun an aufhörten, indem die gewählten Könige nicht mehr, wie vorher die Merowinger und Carolinger, das Reich als ihr Eigenthum ansehen konnten.

Mit Macht ward Teutschland in diesem Zeitraume durch seine Könige gegen äußere Feinde (Normänner, Wenden, Ungarn) geschützt. Auch ertheilte die Kaiserkrone dem teutschen Königthume vielen Glanz, so wie

die erneute Verbindung mit Italien wohlthätig auf die Bildung der Teutschen wirkte.

Auch im Innern herrschten die Könige mit vieler Kraft. Die Großen wurden in den Schranken der Ordnung gehalten; ja, Heinrich III. war nahe daran, selbst die Herzoge zu bloßen königlichen Staatsbeamten herabzusetzen.

Die Zahl der Unfreien, welche freilich immer noch sehr groß war, ward wenigstens etwas vermindert, besonders durch das Emporkommen der Städte, deren in dieser Zeit nicht nur mehrere wurden, sondern unter denen auch wenigstens einzelne anfingen, Sitze des Handels und des Kunstfleißes zu werden.

So schien in mehrfacher Hinsicht die Grundlage eines mächtigen Königthums in Teutschland gegen die zweite Hälfte des eilften Jahrhunderts vollendet zu seyn. Aber unter Heinrich IV., dem Sohne und Nachfolger Heinrichs III., erhielt Teutschlands Verfassung eine schnelle und unerwartete Wendung.

Viertes Kapitel.

Die Kirche.

1. Das Ansehen der Bischöfe.

Mitten unter den Stürmen dieser Zeiten breitete sich die christliche Kirche im Abendlande nicht nur aus, sondern befestigte auch ihr Ansehen immer mehr.

Allerdings wußte die Kirche mit vieler Klugheit die Umstände zu benützen, welche sich zur Erweiterung ihrer Macht darboten. Aber in den meisten Fällen würden die Anstrengungen der Klugheit wohl fruchtlos geblieben seyn, hätte nicht die Kirche um ihrer selbst willen in der Meinung der Völker sehr hoch gestanden. Ehrfurcht für das Christenthum, dann diejenige Achtung, welche der Ungebildete dem Gebildeteren unwillkührlich zollt, endlich die treffliche Verfassung der Kirche waren unstreitig die vornehmsten Ursachen, welche bewirkten, daß das Ansehen

der Kirche, selbst bei der Wildheit dieser Zeiten, von welcher freilich auch sehr viele Geistliche angesteckt wurden, nicht nur fortdauerte, sondern auch zunahm.

Dieses Ansehen der Kirche zeigte sich zunächst und vornehmlich in dem Ansehen der Bischöfe. Zwar waren die Bischöfe und die Geistlichen überhaupt immer noch in mehrfacher Hinsicht von dem Staate abhängig. Die Besetzung der Bisthümer geschah häufig durch die Fürsten; von den Fürsten wurden die Bischöfe belehnt und investirt, gerichtet und bestraft, so wie auch die Synoden unter dem Einflusse der Fürsten standen. Aber dennoch war das Ansehen der Bischöfe sehr groß. Die Bischöfe bildeten in allen Staaten den ersten Stand der Nation, und da überall die Macht der Großen zunahm, so stieg vornehmlich auch das Ansehen der Bischöfe. Die Kirchen und sonach auch die Bischöfe waren zum Theil so reich, daß viele Laien in ihrem Dienste standen, und daß viele Ritter, auch Grafen und Herzoge ihre Vasallen waren. Auf die Rechtspflege hatten die Bischöfe einen sehr wichtigen Einfluß. Ihnen verdankte man den Gottes-Frieden; sie eiferten für die Heiligkeit der Eide, und stritten wider den gerichtlichen Zweikampf. Auch hatte die Kirche durch ihre Theilnahme an den Gottes-Gerichten unstreitig einen wichtigen Einfluß auf die Rechtspflege. Ihr eigenes Strafrecht aber machte sie, besonders mit Hülfe des Interdicts, einer Anstalt, welche sie im Laufe dieses Zeitraums traf, selbst in diesen wilden Zeiten nicht selten wirksam. — Ja, schon seit dem neunten Jahrhunderte stellten sich die Bischöfe, als solche, über die Könige, und erklärten sich in Hinsicht auf ihre Bischofs-Würde nicht nur als unabhängig von dem Staate, sondern auch als diejenigen, welche die Staats-Oberhäupter belehren, ermahnen, aus der Kirche verbannen, weihen und absetzen könnten, und machten diese Behauptungen nicht selten geltend.

2. Die Mönche.

Der Reichthum war für die Klöster die Ursache großen Verderbens geworden, und die Verwilderung der

meisten Mönche hatte zum Theil den höchsten Grad erreicht. Doch bald nach dem Anfange des zehnten Jahrhunderts entstand ein allgemeines Verlangen nach Wiederherstellung der klösterlichen Zucht und Ordnung. Eine beträchtliche Anzahl besserer Benedictiner trennte sich von den übrigen, trat in eine neue Gesellschaft zusammen, und beobachtete die alten, von ihnen noch verbesserten, Vorschriften Benedicts sehr strenge. So entstand (910) das Kloster zu Clugny, in welchem das Mönchthum in kurzer Zeit neues Leben und neuen Glanz erhielt. Bald ward dieß Kloster mit neuen Mönchen angefüllt, auf das reichste beschenkt, und diente vielen andern Klöstern als Muster der Nachahmung. Ja, sehr viele Klöster, welche ihre Verfassung nicht freiwillig verbesserten, wurden gezwungen, sich das Kloster zu Clugny zum Vorbilde zu nehmen. Auch entstanden jetzt vielfache Verbindungen zwischen Klöstern einer Regel; und viele Klöster bemühten sich bereits, frei von der Aufsicht der Bischöfe zu werden, und sich dem Papste unmittelbar zu unterwerfen.

Die Verbesserung, welche sich von Clugny aus über die Klöster verbreitete, war um so erfreulicher, da zu eben dieser Zeit die Anstalt des canonischen Lebens in tiefen Verfall gerathen war.

3. Die Verdienste der Geistlichen und Mönche um die Anfänge der Wissenschaft und Kunst unter den Abendländern.

Geistliche, vornehmlich aber Benedictiner, waren es hauptsächlich, von welchen in den frühern Zeiten des Mittelalters die Völker des Abendlandes unterrichtet und gebildet wurden.

Durch Übung in den sogenannten sieben freien Künsten (Grammatik, Rhetorik, Dialectik, Arithmetik, Geometrie, Astronomie und Musik), so unvollkommen dieselbe auch seyn mochte, bereiteten die Geistlichen eine wissenschaftliche Bildung unter den Abendländern wenigstens vor. — Gerbert († 1003), Abbo von Fleury († 1004), Bruno von Cöln († 1101), Guido von Arezzo (um 1028). — Dem Fleiße der

Benedictiner insbesondere verdanken wir die Erhaltung mehrerer Schriften der alten Griechen und Römer.

Die Theologie der Geistlichen dieser Zeit war nicht gelehrt, aber zum Theil nicht ohne Blitze des Geistes. Auch die Rechtsgelehrsamkeit wurde hauptsächlich von den Geistlichen gepflegt. Oft waren sie Miturheber der Gesetze, oder wurden diese wenigstens von ihnen niedergeschrieben und gesammelt. Die kirchlichen Gesetze, hauptsächlich ein Werk der Geistlichkeit, verrathen zum Theil viele Weisheit. Selbst die Heilkunde ruhte jetzt in den Händen der Geistlichen.

Die Chroniken und Geschichts-Werke überhaupt wurden in diesen Zeiten von Geistlichen verfaßt. Diese Darstellungen beschäftigen sich freilich meistens hauptsächlich nur mit den nächsten Umgebungen des Schreibenden; aber auch die frische Kraft dieser Zeit ist in denselben nicht selten unverkennbar. Auch das viele Wunderbare, das man in diesen Geschichts-Werken findet, darf nicht befremden. Das Bild des ältesten Weltalters war, nach dem Geiste der Zeit umgebildet, bei diesen jugendlich-kräftigen Völkern in Erscheinungen, Gesichtern und Wundern wiedergekehrt. Selbst in den Legenden, an welchen diese Zeiten so reich waren, ist öfters nicht nur frommer Sinn, sondern auch dichterische Kraft unverkennbar. — Übrigens läßt sich bereits in diesem Zeitraume ein stilles Fortschreiten der historischen Kunst bemerken. Theganus († vor 849), Luitprand (um 968), Wittikind († um 1004), Ditmar von Merseburg († 1018), Hermannus Contractus († 1054), Adam von Bremen (um 1076), Lambert von Aschaffenburg (um 1077).

Endlich Baukunst, Malerei, Bildhauerkunst, mancherlei Handwerke, besonders aber Ackerbau und viele Zweige der Landwirthschaft wurden von den Geistlichen, vornehmlich aber den Benedictinern, betrieben, und durch sie den Nationen, unter welchen sie wohnten, mitgetheilt.

4. Die Päpste bis 1073.

Die Päpste machten ihr Ansehen als oberste Vorsteher der Kirche in diesem Zeitraume mehr und mehr geltend. Sie erklärten sich nicht nur öfters für die allgemeinen Gesetzgeber der Kirche, für die obersten und einzigen Richter der Erzbischöfe und Bischöfe, für diejenigen, welche in allen Diöcesen der Christenheit bischöfliche Geschäfte verrichten dürften, und ohne deren Genehmigung keine neuen Kirchen, Bisthümer und Klöster gestiftet, noch Bisthümer neu eingerichtet werden könnten; sondern handelten auch, wiewohl nicht selten ohne harten Kampf, diesen Ansichten gemäß. Auch ward es, seit Papst Johann VIII. Carl dem Kahlen die Kaiser-Würde ertheilt hatte, immer mehr herrschende Meinung, daß nur der Papst im Namen der Gottheit das Kaiserthum ertheilen könne. Endlich wie schon die Bischöfe, als solche, sich über die Fürsten stellten, so und noch mehr stellte sich der Oberste der Bischöfe über die Mächtigen der Erde.

Was das Ansehen der Kirche überhaupt förderte, das förderte insbesondere auch das Ansehen des Papstes. Auch war seine Macht, welche ihn zuletzt über die Fürsten emporhob, zum Theil durch die Fürsten selbst sehr erweitert worden. Denn oft nahmen die Fürsten zu dem richterlichen Ausspruche des Papstes ihre Zuflucht, oder unterwarfen sich seinem Ausspruche, damit Andern durch seine Verfügungen wehe gethan würde. Überdieß hingen die Bischöfe dem Papste an, dessen Hoheit, schon wegen der Entfernung, weniger drückend für sie war, als die Herrschaft der nähern Erzbischöfe. Auch erkannten sie in ihm eine schützende Macht gegen den Staat. — Die Decretalen des falschen Isidors. Endlich zählte dieser Zeitraum mehrere Päpste, welche sich durch Festigkeit und Entschlossenheit auszeichneten, und nach einem wohlüberlegten Plane handelten.

So fest war bereits im neunten Jahrhunderte das Ansehen des Papstthums gegründet, daß selbst viele und große Stürme, welche im Laufe des zehnten Jahrhunderts über Italien überhaupt und Rom und die Päpste insbesondere ergingen, dasselbe nicht mehr zu vernichten vermochten. Selbst Otto der Große glaubte nur durch

den Papst die Kaiser-Krone erhalten zu haben. Auch bedurften die Parteien, durch welche Rom beunruhigt wurde, öfters der Hülfe des Papstes, und als das Papstthum selbst in Gefahr kam, jenen Parteien zu unterliegen, ward durch Otto den Großen die alte Ordnung der Dinge zu Rom wieder hergestellt. Überdieß hatte der Papst einen mehrfachen Schauplatz der Wirksamkeit, und konnte seine Macht, wenn sie etwa in einem Lande beschränkt war, desto ungehinderter in einem andern ausüben. Überhaupt aber war es bei der Wildheit dieser Zeiten in vielen Fällen heilsam, daß die Großen der Erde, welche sich über alle göttliche und menschliche Gesetze erhaben glaubten, wenigstens die Macht des Oberhauptes der Kirche zu scheuen hatten.

Auch Heinrich III., der kraftvolleste der teutschen Könige, trug mehr, als er wohl selbst ahnete, zur Erhöhung des päpstlichen Ansehens bei. Er hatte den wohlthätigen Plan entworfen, der abendländischen Christenheit ein Oberhaupt zu geben, welches sich mit ihm zur gründlichen Verbesserung der Kirche, besonders zur Vertilgung des schändlichen Handels, der mit kirchlichen Stellen getrieben wurde (Simonie), und zur Wiederherstellung der gänzlich verfallenen Zucht und Ordnung unter den Geistlichen selbst vereinigen sollte. In diesem Sinne des Kaisers und von ihm unterstützt, handelten auch wirklich die Päpste Clemens II. (1046 – 1047) und Leo IX. (1049 – 1054), und vermehrten dadurch aufs neue das Ansehen des päpstlichen Stuhles.

Dieses neue Steigen der päpstlichen Macht benützte besonders Hildebrand, ein Geistlicher, welcher schon seit Leo IX. einen großen Einfluß zu Rom behauptet hatte, und zuletzt als Papst Gregor VII. so berühmt wurde. Mehrere, von denen er Förderung des päpstlichen Ansehens hoffte, wurden durch sein Betreiben auf den päpstlichen Stuhl erhoben. So Nicolaus II., welcher nicht nur die Normänner in Unteritalien in Lehensabhängigkeit von dem römischen Stuhle brachte, sondern auch (1059) bewirkte, daß das Recht der Papstwahl dem Adel und Volke zu Rom entzogen, und bloß auf die vornehmeren römischen Geistlichen (Cardinäle) beschränkt, ja selbst dem Kaiser die Ernennung und im Grunde auch die Bestä-

tigung des neugewählten Papstes entrissen wurde. Bereits im Jahre 1061 ward auch wirklich Papst Alexander II. auf solche Art gewählt, und Honorius II., von der kaiserlichen Partei ihm entgegengesetzt, unterlag. Endlich im Jahre 1073 bestieg Hildebrand selbst als Gregor VII. den päpstlichen Stuhl, und führte, besonders durch seinen denkwürdigen Kampf mit Heinrich IV., den Zeitraum des höchsten Glanzes für das Papstthum herbei.

5. Kaiser Heinrich IV. (1056–1106). Gregor VII., Victor III., Urban II., Paschalis II.

Für Heinrich IV., welcher bei dem Tode seines Vaters Heinrichs III. kaum sechs Jahre alt war, führte zuerst seine Mutter Agnes, unterstützt von dem Bischofe Heinrich von Augsburg, nicht ohne Würde das Ruder der Regierung. Allein schon im Jahre 1062 gelang es dem Erzbischofe Hanno von Cöln, einem harten und herrschsüchtigen Geistlichen, den jungen König der Mutter zu entführen, und die Verwaltung des Reichs an sich zu reißen. Bald hierauf gewann indessen der Erzbischof Adelbert von Bremen das Vertrauen Heinrichs, und bemächtigte sich, als Hanno (1064) nach Italien ging, auch der Regierung des Reichs. Solcher Wechsel der Vormünder war für den jungen König äußerst verderblich. Hanno war zu hart gegen den Jüngling gewesen, Adelbert war Schmeichler und zu nachsichtig; desto reizbarer wurde daher Heinrich für die Leidenschaft. Hanno fand das Wohl des Staates in der Erhebung der Großen, Adelbert war für die Erweiterung der Königsmacht; desto begieriger wurden daher die Großen nach Wiederherstellung und Befestigung ihrer, von Heinrich III. so sehr beschränkten, Vorrechte. Diese Stimmung der Großen mußte Heinrich IV. nur zu bald und zu oft erfahren. Als Hanno aus Italien zurückgekehrt war, wurde er (1066) abermal Vormund des Königs, und Adelbert mußte von dem königlichen Hofe entfernt werden. Ja, wenige Jahre hierauf griffen die Sachsen zu den Waffen gegen Heinrich. Freilich hatte ihnen dieser, aufgereizt durch Adelbert, mannigfaltigen Anlaß

zu dem Argwohn gegeben, daß auch er, wie sein Vater, sie zu gänzlicher Unterwürfigkeit bringen wollte.

In den ersten Jahren dieses Kriegs (1073, 1074) waren die Sachsen glücklich, und der König mußte ihnen sehr vieles nachgeben. Doch im Jahre 1075 gewann Heinrich bei dem Kloster Hohenburg an der Unstrut einen entscheidenden Sieg über sie, so, daß viele sächsische Große in seine Gewalt kamen. Ein billiger Friede wäre wohl jetzt für den Sieger selbst am wohlthätigsten gewesen. Allein dieser mißbrauchte seinen Sieg, nicht ahnend, daß der heißeste Kampf mit dem Papste ihm nahe sey. Noch war ein großer Theil der Teutschen über den König erbittert, als dieser Kampf ausbrach.

Gregor VII., kaum zum Papste erhoben, hatte, während Heinrich noch in den sächsischen Krieg verwickelt war, seinen längst entworfenen Plan in Bezug auf die Kirche bereits auszuführen angefangen. Dieser Plan war: dem römischen Stuhle die höchste Gewalt über die Kirche zu verschaffen, und zugleich die Kirche von der Gewalt des Staates unabhängig zu machen. Ja, selbst der Staat sollte, so weit es möglich wäre, der Kirche unterworfen werden.

Mit seltener Kraft rang Gregor nach Erreichung dieses Zieles. Ein durchdringender Verstand und ein unerschütterlicher Wille waren ihm, wie Wenigen, gegeben. Auch dauerten die vielen und großen Mißbräuche in der Kirche, gegen welche schon Heinrich III. gekämpft hatte, immer noch fort. Diesen Übeln wollte der Papst mit seiner ganzen Kraft abhelfen.

Vornehmlich durch zwei Mittel strebte Gregor seinen Zweck zu erreichen, einmal, indem er auf Vollziehung des alten Gesetzes, welches die Geistlichen zur Ehelosigkeit verpflichtete, aufs neue mit vielem Nachdrucke drang, und dann dadurch, daß er die Ertheilung kirchlicher Ämter und der damit verknüpften Güter der weltlichen Macht gänzlich zu entziehen suchte.

Nicht ohne vielen Widerstand machte er das Gesetz, welches den Geistlichen die Ehe verbietet, geltender als bisher.

Um die Ertheilung kirchlicher Ämter und Güter den Fürsten zu entreißen, und dadurch die Geistlichen von dem Staate unabhängig zu machen, bestand er mit König Heinrich den heißesten Kampf.

Schon im Jahre 1073 machte Gregor VII. öffentlich bekannt, daß er nicht nur die Käufer, sondern auch die Verkäufer der kirchlichen Stellen strenge bestrafen werde. Heinrich IV., an dessen Hofe allerdings auch entehrender Handel mit geistlichen Ämtern getrieben wurde, gelobte, so wie Philipp I. von Frankreich, dem Papste Besserung. Hierdurch kühner, erließ Gregor VII. im Jahre 1075 einen Beschluß, worin er allen Geistlichen bei Strafe des Verlustes ihrer Ämter verbot, die Belehnung über ein kirchliches Amt aus der Hand eines Laien zu empfangen, und zugleich alle Laien mit dem Banne bedrohte, welche einem Geistlichen die Belehnung ertheilen würden (Investitur-Streit). Ja, noch in eben diesem Jahre setzte er mehrere teutsche Bischöfe, welche ihre Ämter von dem Könige gekauft hatten, ab, und sprach zugleich über diejenigen Räthe des Königs, durch welche jener Handel hauptsächlich getrieben wurde, den Bann aus. Allein Heinrich IV., jetzt trunken von dem Siege über die Sachsen, behielt jene Räthe an seinem Hofe, und schien auch entschlossen zu seyn, sich der abgesetzten Bischöfe anzunehmen. Nun aber verlangte der Papst (1075), daß der König bei Strafe des Bannes in bestimmter Zeit zu Rom erscheinen sollte, um sich mehrerer Vergehungen halber zu reinigen. Doch Heinrich IV. ließ (1076) durch eine Synode zu Worms das Absetzungs-Urtheil über Gregor VII. aussprechen. Jetzt aber (1076) that der Papst den König in den Bann, entsetzte ihn des Reiches, und entband alle Unterthanen desselben von dem Eide der Treue.

Dieser Schritt Gregors VII. war in Bezug auf die Verhältnisse Heinrichs in Teutschland trefflich berechnet. Noch in dem Sommer 1076 sah der König ganz Oberteutschland zu eben derselben Zeit gegen sich aufstehen, da die Sachsen in Niederteutschland den Krieg gegen ihn erneuten. Ja, so feindselig war die Mehrzahl der teutschen Fürsten gegen ihn gesinnt, daß sie ihm (1076) erklärten, sie würden, wenn er sich nicht ganz dem Papste fügte,

und binnen Jahresfrist von dem Banne losgesprochen wäre, ohne Verzug zu einer neuen Königswahl schreiten. So unterwarf sich denn der verlassene Fürst, um nur vom Banne los zu werden, (Januar 1077) der demüthigendsten Buße, welche ihm Gregor VII. in dem Schlosse zu Canossa auflegte. Aber auch nach dieser Buße wurde er nur unter harten Bedingungen von dem Banne losgesprochen, und selbst jetzt nahm der Papst das Urtheil nicht zurück, vermöge dessen Heinrich des Reichs entsetzt war, sondern versprach nur, daß er die Beschwerden der Reichsstände über den König in Teutschland untersuchen, und dann den Streit entscheiden wolle. Doch in Kurzem wandte sich die Sache.

Nicht nur in Italien, sondern auch in Teutschland fand der bedrängte König nach dem Auftritte in Canossa bald Unterstützung. Zwar hatten die teutschen Fürsten, denen es nur um seine Verdrängung vom Throne, nicht aber um seine Aussöhnung mit dem Papste zu thun war, den Herzog Rudolph von Schwaben (1077) zum Könige gewählt. Allein Heinrich, unterstützt von mehreren Teutschen, besonders von teutschen Städten, trat seinen Gegnern muthvoll entgegen, Rudolph aber verlor im dritten Jahre (1080) dieses, für Teutschland äußerst verderblichen, Krieges sein Leben. Rudolphs Tod ward als ein Gottesurtheil betrachtet, und die Anhänger Heinrichs, obwohl der Papst (1080) aufs neue den Bannfluch über ihn ausgesprochen hatte, mehrten sich nun in und außer Teutschland. Bald konnte der König seine ganze Macht gegen den Papst wenden. Am Abende vor dem Pfingsfeste 1081 lagerte er sich vor den Thoren Roms. Am Anfange des Jahres 1084 mußten ihm die Römer ihre Stadt übergeben, und Clemens III. als Papst aufnehmen; Gregor VII. aber sah sich genöthigt, in die Engelsburg zu flüchten. Bei allen Bedrängnissen blieb indessen der Papst fortwährend unerschütterlich. Heinrich bot ihm Versöhnung an, wenn er ihn krönen wolle; er aber antwortete standhaft: er könne nur dann mit dem Könige sich einlassen, wenn dieser zuvor Gott und der Kirche Genugthuung geleistet hätte. Heinrich mußte sich durch den von ihm aufgestellten Papst Clemens III. zum Kaiser krönen lassen. Durch

die Normänner ward endlich Gregor aus seiner Gefangenschaft befreit. Da aber die Normänner bei dieser Gelegenheit Rom sehr grausam behandelt hatten, wandte sich die ganze Wuth der Römer gegen Gregor; er mußte aus Rom entfliehen, und starb bald nachher (May 1085) in der Verbannung zu Salerno.

In Teutschland dauerten die Unruhen bis zum Jahre 1090 fort: denn in diesem Jahre erst ward Markgraf Ecbert II. von Thüringen, der letzte bedeutende Unruhestifter, erschlagen. Der Kampf mit den Päpsten aber endete nur mit dem Tode des Kaisers. Clemens III. konnte sich gegen Victor III. und Urban II., welche von der, keineswegs unterdrückten, Partei Gregors VII. auf den päpstlichen Stuhl erhoben worden waren, nicht behaupten; ja, Victor III., besonders aber Urban II., wie auch Paschalis II. fuhren mit vielem Eifer fort, die Entwürfe ihres großen Vorgängers zur Ausführung zu bringen. Selbst das mußte Heinrich IV. noch erleben, daß seine eigenen Söhne, gewonnen von der päpstlichen Partei, sich gegen ihn auflehnten. Zuerst (1093) entriß ihm sein älterer Sohn, Conrad, Italien, und als dieser gestorben war, trieb sein zweiter Sohn, Heinrich, die Empörung so weit, daß der Vater ihm (December 1105) die Regierung abtreten, und die Zeichen der höchsten Würde ausliefern mußte. Nach fruchtlosen Versuchen, die entrissenen Rechte wieder zu erobern, starb der Kaiser im Jahre 1106 zu Lüttich. Selbst seinen Gebeinen verweigerte man lange die gebührende Ruhestätte.

Dritter Zeitraum.

Von dem Anfang der Kreuzzüge bis zu dem Anfange der Reformation. Von 1096 bis 1517.

Übersicht dieses Zeitraums.

Die Kreuzzüge, die hohe Macht der Kirche, und dann der Anfang des großen Kampfes gegen die Kirche, das Ritterthum, die Entstehung des Bürgerstandes, das Steigen der Fürstenmacht, und die fortschreitende Entwickelung der sämmtlichen Staaten des neuern Europa's überhaupt, wozu die wichtigen Veränderungen in der Kriegskunst sehr viel beigetragen haben, das Wiederaufleben der Kunst und Wissenschaft (Universitäten, die Erfindung der Buchdruckerkunst) und die großen Fortschritte des Welthandels und Kunstfleißes in dem Abendlande, die Entdeckung America's und eines neuen Weges nach Ostindien; das Sinken und der Untergang des byzantinischen Kaiserthums, das Steigen und Fallen der Macht der Mongolen; endlich die Gründung der osmanischen Macht sind die Hauptgegenstände der Geschichte dieses Zeitraums, welcher in Hinsicht auf lebensvolle Regsamkeit und Menge wichtiger Ereignisse zu den reichhaltigsten der ganzen Geschichte gehört.

Aber eben dieses Reichthums wegen und zur Erleichterung der Übersicht ist es zweckmäßig, diesen Zeitraum in zwei Abschnitte zu theilen, wovon der erste die Jahrhunderte der Kreuzzüge, der zweite aber die Zeit vom Ende des dreizehnten Jahrhunderts bis zu dem Anfange der Reformation umfaßt.

Erster Abschnitt.

Von dem Anfang der Kreuzzüge bis zu dem Ende des dreizehnten Jahrhunderts.

Übersicht dieses Abschnittes.

Vor allem sind es die Kreuzzüge, welche im Laufe dieser zwei Jahrhunderte die Aufmerksamkeit fesseln. Um eben dieselbe Zeit aber, da diese große Völker-Bewegung statt fand, erreichte die Macht der Kirche, besonders aber des Papstthums, die höchste Stufe. Rom hatte zum zweitenmal die Welt erobert. Doch wurden noch in diesem Zeitraume gegen die begeisterten Freunde neuer Ansichten von der Kirche und den göttlichen Dingen überhaupt, die schauervollen Gerichtshöfe der Inquisition angeordnet. In den Staaten des südwestlichen Europa's war die Macht des Adels immer noch sehr groß. Indessen wurde ein bedeutender Theil dieser mächtigen Freien durch das Ritterthum, welches in dem Zeitpunkte der Kreuzzüge seine höchste Ausbildung erhielt, veredelt oder doch mehr und mehr entwildert. Überdieß fing bereits in dieser Zeit die Fürstenmacht an, an dem sich emporhebenden Bürgerstande eine wichtige Stütze zu erhalten. Auch in Bezug auf Kunst und Wissenschaft begann in diesen Jahrhunderten ein neues Leben im Abendlande. Gleichergestalt ward der Norden und Osten Europa's heller und geordneter. Doch erlitt die Cultur des östli-

chen Europa's, besonders Rußlands, einen gewaltigen Stoß durch die Einfälle der Mongolen, welche im Laufe des dreizehnten Jahrhunderts unter Dschingis-Chan und dessen Söhnen und Enkeln beinahe ganz Asien und einen großen Theil von Europa furchtbar erschütterten. Auch die schwache Macht der Chalifen zu Bagdad ward (1258) von den Mongolen vollends gänzlich aufgelöst. Das byzantinische Kaiserthum hatte im zwölften Jahrhunderte die letzte bessere Zeit. Von 1204–1261 war dasselbe einem großen Theile nach in der Gewalt der Abendländer, und bald nachher eilte es seinem völligen Untergange entgegen. Indessen blieb dieses Reich fortwährend ein Sitz griechischer Literatur, und durfte so lange nicht überwältigt werden, bis das westliche Europa für die Aufnahme des herrlichen Nachlasses der Schriftsteller des alten Griechenlands reif war.

Um des Zusammenhangs willen ist es zweckmäßig, die Geschichte der durch die Mongolen erregten, großen Erschütterungen, und der Byzantiner bis zu ihrem Ende herunterzuführen, die übrigen Staaten des östlichen Europa's aber, so wie die nordeuropäischen Staaten und den Anfang des Wiederauflebens der Kunst und Wissenschaft in dem Abendlande dem zweiten Abschnitte aufzubewahren.

Sonach zerfällt dieser Abschnitt in folgende Kapitel: 1) die Kreuzzüge und die hohe Macht der Kirche; 2) die west- und süd-europäischen Staaten; 3) die Mongolen; 4) die letzten Zeiten des byzantinischen Kaiserthums.

Erstes Kapitel.

Die Kreuzzüge und die hohe Macht der Kirche.

I.

Die Kreuzzüge.

1. Der erste Kreuzzug (1096 – 1099).

Seit den ersten christlichen Jahrhunderten war es Sitte der Christen, das Geburtsland des Christenthums und des Stifters der christlichen Religion mit frommer Gesinnung zu besuchen. Ja, solche Kraft ward diesen Wallfahrten im Laufe der Zeit beigelegt, daß man allgemein glaubte, dieselben geben den gewissesten Anspruch auf die Seligkeit des Himmels, und heiligen selbst diejenigen, die vorher den unheiligsten Lastern gedient hätten. Auch wurden die Pilger von den Arabern, welche im siebenten Jahrhunderte Palästina erobert hatten, nur selten gestört. Die Araber erfreuten sich vielmehr der Vortheile, welche der Besuch vieler Fremdlinge ihnen gewährte, und ließen den Patriarchen und die christliche Gemeine zu Jerusalem ungekränkt. Allein als Gregor VII. auf dem päpstlichen Stuhle saß, eroberten die Seldschuken, einer der mächtigsten türkischen Stämme, Syrien und Palästina, und verfuhren mit der Schärfe roher Sieger gegen die christlichen Einwohner Jerusalems, und gegen die Pilger, deren Werth sie nicht kannten, oder gleichgültig verachteten. Von nun an ward der Zustand der Christen in dem gelobten Lande schrecklich; und Klagen über Klagen kamen nach Europa, wie grausam die Gläubigen und die frommen Pilger mißhandelt, und mit welchem Frevel die Heiligthümer der Christen in dem Geburtslande des Christenthums entweiht würden. Das ganze Abendland dürstete nach Rache an den Türken, welche solche Schmach über das Grab Christi brachten.

Um diese Zeit (1094) trat Peter von Amiens, ein Einsiedler, welcher von einer Wallfahrt nach dem h. Grabe zurückgekehrt war, vor Urban II., mit einer Bittschrift des bedrängten Patriarchen von Jerusalem und

mit der rührendsten Schilderung von den unerhörten Leiden, welche die Christen in dem gelobten Lande zu dulden hätten. Der Papst ermahnte den Einsiedler, diese Nachrichten von den Grausamkeiten der Türken in den christlichen Ländern, so weit er nur könnte, zu verbreiten. Peter befolgte den Befehl Urbans, und wo er nur hinkam, machten seine Erzählungen den tiefsten Eindruck. Viele wollten sogleich mit dem Einsiedler ausziehen, um den Türken das gelobte Land zu entreißen. Es bedurfte nur eines Winkes des Papstes, um beinahe das ganze Abendland für den heiligen Krieg zu begeistern. Nun verwandte sich aber auch Urban mit dem größten Eifer für die Unternehmung. Auf einer Synode zu Piacenza in Italien, die er zu Anfang des Jahres 1095 veranstaltete, hielt er selbst an die zahllose Menge, welche herbeigeströmt war, eine Rede, welche sogleich allgemeine Begeisterung für den heiligen Zug hervorbrachte, und auf einer zweiten Synode, die noch im August desselbigen Jahres sich zu Clermont in Frankreich versammelte, konnte er schon die wirkliche Ausführung des Unternehmens einleiten. Als auf dieser zweiten Versammlung Peter der Einsiedler und der Papst mit Begeisterung die abendländischen Christen zur Befreiung des gelobten Landes auffoderten, riefen Alle, wie mit Einem Munde: Gott will es! Gott will es! Die Meisten der anwesenden Laien und Geistlichen faßten sogleich den Entschluß, in den heiligen Krieg zu ziehen, und hefteten sich, zum Zeichen ihrer Weihung zu dem frommen Unternehmen, ein rothes Kreuz auf ihre Schultern. Hierauf eilten Alle in ihr Vaterland zurück, und theilten überall die empfangene Begeisterung mit.

Zahllose Schaaren aus Italien, Frankreich und Lothringen sammelten sich bald zu dem heiligen Zuge. Ja, der Eifer für die Kreuzzüge ergriff in Kurzem auch die übrigen Völker des christlichen Europa's, und dauerte gegen zwei Jahrhunderte (1096 – 1291).

Fromme Begeisterung war unstreitig die vorherrschende Ursache dieser großen Völker-Bewegung. Zu dieser Begeisterung gesellten sich aber allerdings auch mehrere andere, aus der damaligen Lage Europa's hervorgehende

Ursachen. Die in diesen Zeiten allgemein verbreitete Liebe zum Kriege und zu Abentheuern fand bei den Kreuzzügen reichen Unterhalt. Viele reizte die Aussicht auf großen Gewinn zur Theilnahme an denselben; die Fürsten und Großen hofften Eroberungen, die Armen Reichthum, die gedrückten Freien Erlösung von ihren Plagen, die Leibeigenen Freiheit. Auch bewogen Stolz und Habsucht einen großen Theil der Geistlichen, auf alle Weise zu den Kreuzzügen aufzufodern. Überhaupt aber befanden sich jetzt die Völker des Abendlandes im kräftigen Jugendalter, in welchem Vieles unternommen wird, bloß weil es kühn und großartig ist.

Schon am Anfange des Frühlings 1096 brachen zahlreiche Schaaren der Kreuzbrüder, zum Theil von Peter dem Einsiedler selbst angeführt, nach dem gelobten Lande auf; allein nur Unfälle und mancherlei Abentheuer zeichneten die Züge dieser Horden aus. Viele derselben wurden ihrer Raubsucht wegen von den Ungarn und Bulgaren erschlagen, diejenigen aber, welche bis nach Kleinasien kamen, wurden hier von den Türken fast gänzlich vernichtet. Andere Haufen, welche etwas später auszogen, und die zum Theil den Kreuzzug mit den gräßlichsten Verfolgungen der Juden in Teutschland begonnen hatten, traf ein ähnliches Schicksal. Auf solche Weise mochte schon eine halbe Million Kreuzfahrer umgekommen seyn, ohne auch nur Palästina gesehen zu haben.

Geordneter waren diejenigen Züge, welche Gottfried von Bouillon, Herzog von Niederlothringen, und Graf Balduin, sein Bruder, ferner Raimund, Graf von Toulouse, Hugo, Graf von Vermandois, ein Bruder des Königs von Frankreich Philipps I., Robert, Herzog von der Normandie, ein Sohn Wilhelms des Eroberers, Robert, Graf von Flandern, Stephan, Graf von Blois, Boemund, Fürst von Tarent, und dessen Neffe Tankred anführten, und welche Adhemar, Bischof von Puy, als päpstlicher Legat begleitete.

Gottfried von Bouillon war zu der, früher schon festgesetzten, Zeit (15. August 1096) aufgebrochen; die

übrigen Großen folgten ihm auf verschiedenen Wegen nach. Im May des Jahres 1097 waren sechsmalhundert tausend christliche Streiter, unter denen allein hundert tausend mit Panzer und Helm gerüstete Krieger gezählt wurden, auf der Gränze der türkischen Länder versammelt. Noch waren aber große Hindernisse zu besiegen, ehe die Kreuzfahrer ihr Ziel erreichen konnten. Unter ihnen selbst herrschte vielfache Uneinigkeit; bei den Griechen aber, welche vorher die Hülfe des Abendlandes gesucht hatten, erzeugte die große Menge der herbeiströmenden Abendländer Furcht und Argwohn; endlich große und mannigfaltige Gefahr drohte den letztern von den Türken. Allein Tapferkeit und Begeisterung halfen endlich doch das ersehnte Ziel erreichen.

Die Eroberung von Nicäa, der Hauptstadt des Sultanats von Rum oder Iconium, war (1097) die erste größere That der Kreuzfahrer in Kleinasien. Damit öffneten sie sich den Weg in dieses Sultanat, welches um diese Zeit Kilidsch Arslan beherrschte. Aber auch einen zweiten Kampf mit diesem Sultan bestanden sie sehr glücklich. Zu gleicher Zeit machten Einige derselben auch Eroberungen in der Nachbarschaft. So nahm Graf Balduin, der Bruder Gottfrieds von Bouillon, Edessa, die Hauptstadt Mesopotamiens, ein, gründete daselbst ein fränkisches Fürstenthum, das er noch durch Eroberungen vergrößerte, und durch eine Vermählung mit einer armenischen Christin sicherte.

Seit dem Ende des Jahres 1097 bis tief in den Sommer 1098 hatten die Kreuzfahrer den härtesten Kampf wegen der Eroberung Antiochia's in Syrien zu bestehen. Diese Stadt stand um diese Zeit unter der Herrschaft Bagi Sejans, eines seldschukischen Emirs, und galt für eine durch Natur und Kunst unüberwindliche Festung. Ihre Eroberung war daher ein schweres Unternehmen für die Kreuzfahrer. Krankheiten, Hungersnoth und Ausfälle der Belagerten brachten während neun Monaten das Kreuzheer in das größte Elend. Unter den Häuptern herrschte überdieß Uneinigkeit. Selbst Peter von Amiens wollte entfliehen. Endlich (July 1098) drangen die Kreuzfahrer mit Hülfe eines

Verraths in die Stadt ein, wo sie nun die fürchterlichste Grausamkeit ausübten. Doch nach wenigen Tagen rückten Korboga, Fürst von Mosul, und andere Emirs mit unzähligen Schaaren zur Befreiung Antiochia's herbei, und schlossen die Christen ein. Groß war in Kurzem die Hungersnoth in der umschlossenen Stadt. Mehrere entflohen; nur Boemund und Gottfried von Bouillon hielten die Verzagenden noch aufrecht. Mitten in diesem Gedränge ward verkündet: man habe die Lanze, mit welcher einst die Seite des göttlichen Erlösers durchstochen worden war, gefunden. Recht eigentlich muthbrünstig wegen dieser heiligen Lanze verlangten jetzt die Kreuzfahrer den Kampf. Das Fest des heiligen Petrus und Paulus sollte der Tag der Schlacht seyn. Alle zogen aus; keiner, der ein Schwert führen konnte, blieb zurück. Der Kampf war heiß; aber der Sieg wurde den begeisterten Christen zu Theil. Als diese bald hierauf auch die Burg von Antiochia eingenommen hatten, wandten sich ihre Blicke nach Jerusalem. Noch mußten aber manche Schwierigkeiten besiegt werden, ehe sie dieß lang ersehnte Ziel erreichten.

Endlich am sechsten Junius 1099 war die heilige Stadt im Angesichte der Kreuzfahrer. Unbeschreiblich war bei diesem Anblicke ihr Entzücken. Am fünfzehnten Julius 1099 waren sie Herren von Jerusalem. Aber die fromme Freude über das erreichte Ziel mußte in Kurzem der Rache weichen. Schauervoll wüthete diese jetzt in Jerusalem. Erst als die Rache gesättigt war, kehrte wieder die Frömmigkeit zurück: sie warfen sich nieder vor Gott, und priesen ihn.

Der edle Gottfried von Bouillon ward wenige Tage nach dieser glücklichen Eroberung zum König von Jerusalem gewählt. Er hielt sich aber unwürdig, König zu heißen, und an dem Orte, wo der Sohn Gottes an seinem Leidenstage eine Dornenkrone getragen, mit einer goldenen Krone sich zu schmücken, und nannte sich nie anders, als den Herzog Gottfried.

Das neue Königreich bestand Anfangs aus den Städten Jerusalem und Joppe und aus etwa noch zwanzig andern Städten und Flecken, wurde aber in der Folge sehr vergrößert.

2. Der zweite Kreuzzug (1147—1149).

Die Freude über die Eroberung Jerusalems war so groß, daß alsbald zahlreiche Schaaren zusammenströmten, um einen neuen Zug in das gelobte Land zu unternehmen. Allein fast alle diese Kreuzbrüder verloren Leben oder Freiheit, ehe sie das ersehnte Ziel erreichten. Indessen zogen ununterbrochen wenigstens kleinere Gesellschaften von Pilgern in das Land der Hoffnung. Auch wurden seit den Zeiten des ersten Kreuzzugs die Seezüge der Genueser und Venetianer in diese Gegenden immer gewöhnlicher. Leer zurückgehende Schiffe nahmen öfters Erde aus dem gelobten Lande mit, weil Viele seliger zu schlummern hofften, wenn ihre Begräbniß-Stätten mit diesem heiligen Sande angefüllt waren. Endlich in der Mitte des zwölften Jahrhunderts kam wieder ein größerer Kreuzzug zu Stande.

Die Stadt Edessa, die Vormauer des Königreichs Jerusalem, war in dem Jahre 1142 von den Saracenen eingenommen worden. Die Bestürzung, welche hierüber im Abendlande entstand, benützten der Papst Eugenius III. und der heilige Bernhard, Abt von Clairvaux, um einen neuen, großen Zug in das Morgenland zu veranlassen. Vornehmlich fachte Bernhard das Feuer der Begeisterung zu dem heiligen Kriege mit Macht an. Einsmals war die Menge derer, welche, von ihm aufgemuntert, in das gelobte Land ziehen wollten, so groß, daß er sein Gewand zerschneiden mußte, um Kreuze daraus zu verfertigen.

Selbst Fürsten vom ersten Range, König Ludwig VII. von Frankreich und Kaiser Conrad III. von Teutschland, nahmen jetzt das Kreuz. Der Kaiser brach im Frühlinge 1147 auf, aber der größte Theil seines Heeres fand seinen Untergang in dem Kampfe mit dem Sultan Masud von Iconium, so, daß Conrad III. nur den geringern Überrest zu dem Heere Ludwigs VII. retten konnte. Allein auch vereinigt ging es diesen Fürsten nicht besser. Zwar sahen sie die heilige Stadt, aber sie mußten, nachdem der größte Theil der unter ihrer Führung ausgezogenen zweimalhundert tausend Kreuzfahrer durch Krankheit oder Hunger, oder auf andere Weise umgekom-

men war, ohne irgend etwas Bedeutendes in Palästina ausgerichtet zu haben, (1149) nach Europa zurückkehren.

3. Der dritte Kreuzzug (1189–1192).

Der Kurde Saladin, ein wegen seiner Tapferkeit und seines edeln, ritterlichen Sinnes mit Recht hochgefeierter Held, welcher sich im Jahre 1171 des Thrones von Ägypten bemächtigt hatte, unterwarf sich nicht nur Syrien, Arabien und Mesopotamien, sondern trug auch seine siegreichen Waffen in die Besitzungen der Abendländer in Palästina, und eroberte (1187) Jerusalem.

Solches Schicksal der heiligen Stadt bewog die Päpste Gregor VIII. und Clemens III., die christlichen Völker in Europa zu einem neuen Kreuzzuge aufzufodern.

Die Beherrscher der drei Hauptreiche: Teutschlands, Frankreichs und Englands, Friedrich I., Philipp August und Richard Löwenherz führten, begleitet von der Blüthe ihrer Ritterschaft, die Heere persönlich nach Palästina. Allein Friedrich I., nachdem er, obschon ein Greis, seine Heldenkraft gegen die Griechen sowohl, als gegen den Sultan von Iconium aufs neue herrlich erprobt hatte, ertrank bereits im Jahre 1190 in dem Flusse Seleph in Kleinasien, und nur ein geringer Theil seines Heeres sah das heilige Land. Philipp August hingegen und Richard Löwenherz eroberten (1191) Ptolemais, die Schutzwehr der Christen im Morgenlande bis zu dem Ende der Kreuzzüge. Und als Philipp August aus Asien weggegangen war, erwarb sich Richard hohen ritterlichen Ruhm im Kampfe mit den Saracenen. Nur der eigentliche Zweck dieses Kreuzzugs ward nicht erreicht: denn auch Richard konnte Jerusalem der Macht Saladins nicht entreißen.

4. Der vierte Kreuzzug (1202–1204).

Das Beispiel der ersten Monarchen des Abendlandes, wodurch der Eifer für die Kreuzzüge überhaupt aufs neue angefacht worden war, hatte wohl hauptsächlich den

vierten Kreuzzug veranlaßt, welcher indessen eine unerwartete Wendung nahm, indem nicht Jerusalem, sondern Constantinopel dießmal das Ziel der Pilger wurde.

Aus Venedig, Frankreich und den Niederlanden hatten sich zahlreiche Schaaren versammelt, und waren eben im Begriffe, nach Palästina zu ziehen, als Alexius, ein vertriebener Prinz des byzantinischen Hofes, dessen Vater Isaac II. Angelus durch Alexius III. Angelus von dem Throne gestoßen worden war, ihre Hülfe anflehte. Die Kreuzbrüder, gereizt durch die Hoffnung großen Gewinnes, folgten der Einladung, eroberten (1203) Constantinopel, und setzten den Isaac Angelus nebst seinem Sohne Alexius wieder auf den Thron. Doch als kurz hierauf die Byzantiner sich empörten, und einen neuen Kaiser wählten, eroberten die Kreuzfahrer, denen ohnehin die von Alexius versprochenen Belohnungen nicht zu Theil geworden waren, Constantinopel (1204) zum zweitenmal, plünderten und verwüsteten diese Stadt, und übten gegen die Bewohner derselben viele Grausamkeit. Ja, einen großen Theil des griechischen Kaiserthums betrachteten jetzt diese Abendländer als ihre Beute. Einer ihrer Anführer, Balduin, Graf von Flandern und Hennegau, wurde zum griechischen Kaiser gewählt, die Venetianer erhielten ansehnliche Länder, und Bonifacius, Markgraf von Montferrat, ward König von Thessalonich. Sieben und fünfzig Jahre (1204 – 1261) dauerte diese Herrschaft der Abendländer in Constantinopel.

5. Die letzten Kreuzzüge.

Kaiser Friedrich II. war von den Päpsten Honorius III. und Gregorius IX. dringend zu einem Kreuzzuge aufgefodert worden. Da er aber zögerte, der päpstlichen Auffoderung zu gehorchen, that ihn Gregor IX. in den Bann, und fand ihn sogar noch strafbarer, als er, obwohl mit dem Banne beladen, im Jahre 1228 den Kreuzzug wirklich unternahm. Selbst in Palästina legte die Kirche ihm mannigfaltige Hindernisse in den Weg. Doch war Friedrich glücklich, und bewirkte, daß der Sultan von Babylon ihm Jerusalem und einen Theil des

gelobten Landes abtrat. Nur vermochte er es nicht, den Besitz der heiligen Stadt in den Händen der Christen zu befestigen: denn schon im Jahre 1229 mußte er, um die Angriffe des Papstes von seinen Ländern abzuwehren, nach Europa zurückkehren.

Bereits im Jahre 1244 ging Jerusalem abermal verloren, und das heilige Land überhaupt ward von den Ungläubigen sehr hart bedrängt. Deßhalb beschloß Ludwig IX. (der Heilige) von Frankreich, zur Befreiung Palästina's auszuziehen. Die Blüthe seines Volkes begleitete ihn (1248) zu dem heiligen Kriege. Dieser sollte aber dießmal mit der Eroberung Ägyptens beginnen, ohne welche die Behauptung Palastina's unmöglich blieb. Auch war Damiette bald (1249) in der Gewalt der Kreuzfahrer; aber als der König tiefer in Ägypten eindrang, hatte er nicht nur die größten Schwierigkeiten aller Art zu bekämpfen, sondern gerieth auch (1250) in ägyptische Gefangenschaft, und konnte nur für einen hohen Preis seine Freiheit wieder erkaufen. Doch wollte er die Unternehmungen gegen die Ungläubigen nicht aufgeben, sondern ging, nach seiner Befreiung aus der ägyptischen Gefangenschaft, mit seinem, wenn gleich sehr verminderten, Heere, nach Palästina, und verließ dieses Land, ohne jedoch den Zustand der Christen in demselben verbessert zu haben, erst im Jahre 1254.

Im Sommer 1270 unternahm Ludwig IX. einen zweiten Kreuzzug. Aber als die Kreuzbrüder sich schon auf dem Wege nach Syrien oder Ägypten dachten, kam auf einmal die unerwartete Nachricht, daß man nach Tunis auf der nördlichen Küste von Africa segeln werde. Aus politischen Absichten hatte Carl von Sicilien den König, seinen Bruder, hierzu beredet, dieser aber hoffte den Beherrscher von Tunis für das Christenthum zu gewinnen. Der Anfang des Unternehmens war glücklich; allein bei der Belagerung von Tunis selbst riß eine ansteckende Krankheit unter dem französischen Heere ein, welche auch Ludwig IX. (August 1270) dahin raffte.

Bald hierauf fesselten andere Gegenstände die Aufmerksamkeit der Abendländer, die Begeisterung für die Kreuzzüge erlosch, und keine beträchtliche Verstärkung ward

mehr nach Palästina gesandt. So geriethen denn bald auch die wenigen Orte, welche noch im Besitze der Christen waren, in die Hände der Ungläubigen. Im Jahre 1291 wurde selbst Ptolemais, das letzte Überbleibsel abendländischer Herrschaft in dem gelobten Lande, eine Beute des Sultans von Ägypten.

6. Von den Folgen der Kreuzzüge.

Groß und vielfach waren die Wirkungen der Kreuzzüge, wie es bei einer so außerordentlichen Völker-Bewegung, welche zwei Jahrhunderte lang beinahe ununterbrochen andauerte, und von welcher hier nur die größern Ereignisse ausgehoben sind, nothwendig war.

Zunächst erhöhten die Kreuzzüge den Glanz und das Ansehen der catholischen Kirche überhaupt und des Papstthums insbesondere. Auch das Ritterthum ward durch sie veredelt. Gleichergestalt waren sie in Bezug auf die Verfassungen der abendländischen Staaten sehr wichtig, besonders dadurch, daß sie zur Bildung des Bürger-Standes und zur Erweiterung der Fürstenmacht sehr viel beitrugen. Überhaupt aber ward durch sie eine wohlthätige Regsamkeit unter den Westeuropäern hervorgebracht, insbesondere wurde die Masse ihrer Kenntnisse vermehrt, und der Kreis des Handels und Völkerverkehrs erweitert.

Was hier nur kurz angedeutet ist, wird die weitere Betrachtung der Geschichte deutlich machen, aus welcher zugleich hervorgeht, wie die Wirkungen der Kreuzzüge durch mannigfaltige andere Ereignisse unterstützt und gefördert wurden.

II.

Die hohe Macht der Kirche.

1. Das Papstthum.

Die Macht der Kirche, besonders aber des Papstthums, erreichte in dem Zeitpunkte der Kreuzzüge, sonach

in dem Laufe des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts, die höchste Stufe.

Zu dieser Größe der kirchlichen Macht haben unstreitig die Kreuzzüge selbst sehr Vieles beigetragen. Durch diese heiligen Kriege gewann die Kirche an Reichthümern, indem sie viele Güter der Kreuzfahrer durch Schenkung, Kauf und auf andere Weise an sich brachte; sie gewann aber auch an Ansehen, indem ihre zahlreichen Mitglieder sich von nun an mehr wie vorher als Eine, enge verbundene, große Gemeine betrachteten. Indem aber die Kirche gewann, mußte nothwendig auch zugleich das Papstthum gewinnen. In der, nun enger vereinigten, Kirche konnten überdieß die päpstlichen Entwürfe leichter ausgeführt werden, als bisher, besonders da viele Große nach Palästina zogen. Vornehmlich aber mußte das Ansehen des Papstes durch die Kreuzzüge deßhalb ungemein steigen, weil er es war, der diese großen Völkerbewegungen leitete, und selbst Könige und Kaiser zur Theilnahme an denselben nöthigte.

Der Investitur-Streit wurde auch unter Heinrich V. (1106 – 1125), dem Sohne und Nachfolger Heinrichs IV., fortgesetzt, und erst im Jahre 1122 durch einen Vertrag zu Worms (Wormser Concordat) geendigt. Durch diesen Vertrag blieb zwar die Geistlichkeit in Ansehung ihrer weltlichen Besitzungen von dem Staate abhängig, aber das Ansehen der Päpste war durch den kraftvollen Widerstand, den sie beinahe ein halbes Jahrhundert lang den Kaisern in diesem Streite geleistet hatten, aufs neue sehr vermehrt worden.

Auch durch die Ausbildung des canonischen Rechtes gewann in diesen Zeiten die Macht des Papstes. Aufgemuntert durch den Abt Bernhard von Clairvaux, verfaßte der Mönch Gratianus zu Bologna (zwischen 1140 und 1151) aus mannigfaltigen Quellen eine Sammlung kirchlicher Gesetze. Dadurch geschah es, daß seit der Mitte des zwölften Jahrhunderts das kirchliche Recht einen der Lehr-Gegenstände auf den Universitäten ausmachte, und dem Geiste der Zeiten gemäß immer mehr ausgebildet wurde. So ward nun das Kirchenrecht zu einer für sich bestehenden Wissenschaft erhoben, und erhielt als solche in Kurzem die Verfeinerung und Entwickelung, welche im-

mer reichere Gelegenheit zu kirchlichen Rechtsstreitigkeiten, zu Berufungen nach Rom und zu Entscheidungen des römischen Hofes gab. Das Band der päpstlichen Macht wurde jetzt ausgebreiteter und fester, und Gegenstände, welche man ehemals zum Sprengelrecht einzelner Bischöfe und Erzbischöfe, oder zur Gerichtsbarkeit von Provinzial-Synoden gerechnet hatte, wurden nun nach Rom gebracht. Mit Hülfe des kirchlichen Rechts und unter dem Schirme desselben machten sich jetzt insbesondere allmälig fast alle Klöster von der Unterordnung unter die Bischöfe frei, und unterwarfen sich unmittelbar dem entfernten Papste gegen die Entrichtung eines gewissen Tributs.

An den Mönchen überhaupt, besonders aber an den Dominicanern, hatte der Papst die trefflichsten Werkzeuge zur Ausführung seiner Plane.

Eben so trug das Sinken der kaiserlichen Macht sehr viel zum Steigen der päpstlichen Macht bei.

Hierzu kam, daß in den Jahrhunderten der Kreuzzüge mehrere Päpste von großer Gewandtheit und hoher Kraft (Calixtus II. von 1119–1124, Alexander III. von 1159–1181, Innocentius III. von 1198–1216, Gregorius IX. von 1227–1241, Innocentius IV. von 1243–1254) auf dem päpstlichen Stuhle saßen, welche fähig waren, den Kampf der kirchlichen Macht mit der weltlichen glücklich zu bestehen.

So geschah es denn, daß der Plan Gregors VII., die Kirche über den Staat, das Papstthum aber über beide und zum Mittelpunkte nicht nur der geistlichen, sondern auch der weltlichen Macht zu erheben, wenigstens dem Wesentlichen nach, ausgeführt wurde.

Es wurde der Papst in dieser Zeit als das höchste und einzige Oberhaupt der Kirche anerkannt. Alle Erzbischöfe und Bischöfe waren nur seine Stellvertreter und Vasallen, welche ihm den Eid der Treue und des Gehorsams schwören mußten. Er brachte das Recht, alle Bischofswahlen zu bestätigen, an seinen Stuhl. Er ordnete in alle Länder der abendländischen Christenheit Legaten ab, welche über Erzbischöfe und Bischöfe erhaben, und mit unumschränkter Machtvollkommenheit versehen, in seinem Namen, als im Namen des höchsten und einzigen

Oberhaupts der Kirche, über alle, selbst die wichtigsten kirchlichen Angelegenheiten Verfügungen trafen. Er, und nur er, konnte bei wichtigeren Fällen bestehende Kirchen-Gesetze zum Vortheile Einzelner mildern, oder die Übertretung derselben gestatten. Er beschränkte die Macht der Bischöfe und Erzbischöfe mehr und mehr; und indem er die Macht dieser hohen Vorsteher der Kirche brach, gewann er an den Bettelmönchen, deren Orden, wie fast jeder Mönchsorden dieser Zeit, in weit verbreiteten Verbindungen unter sich stand, die thätigsten Diener und Werkzeuge für seine Plane. Er hatte das ausschließende Recht, allgemeine Kirchenversammlungen zusammen zu rufen, und was auf diesen sowohl, als auf den Synoden der Provinzen beschlossen wurde, zu bestätigen. Aber nicht nur in Bezug auf die Kirche, sondern auch in Bezug auf den Staat, eignete sich in dieser Zeit der Papst die oberste Gewalt an. Er betrachtete sich als den, von Gott selbst eingesetzten, Eigenthumsherrn aller christlichen Reiche, und handelte als solcher. Rom hatte zum zweiten Mal die Welt erobert.

2. Die Bischöfe.

Die Bischöfe wurden in Bezug auf die Päpste allerdings jetzt weit abhängiger als in frühern Zeiten. Auch wurden sie durch die steigende Fürstenmacht nach und nach beschränkt.

Doch war das bischöfliche Ansehen in diesen Zeiten immer noch sehr groß.

Zwar weniger als vorher, aber immer doch noch sehr viel erhielt die Kirche durch Schenkungen und Vermächtnisse. Auch erwarben ihr die Bischöfe sehr beträchtlichen Reichthum durch Kauf auf dem großen Gütermarkte, der durch die Kreuzzüge in allen Ländern von Europa eröffnet ward. Überdieß wurde das Zehentwesen immer einträglicher gemacht. Endlich an den Päpsten hatte das kirchliche Eigenthum kräftige Beschützer.

Auch wurde die Befreiung der Geistlichen von Abgaben und von weltlicher Gerichtsbarkeit weiter, als bisher, ausgedehnt, und von den Päpsten geschützt.

Gleichergestalt wurden immer mehrere Gegenstände vor die geistlichen Gerichte gezogen. Viele Tausende wandten sich an die Gerichtshöfe der Kirche, wo gewöhnlich das Recht unparteiischer, billiger und auch wohlfeiler, als in den weltlichen Gerichtshöfen verwaltet wurde. Auch gelang es der Kirche, die Rechtspflege mehr und mehr zu verbessern, und besonders die gerichtlichen Zweikämpfe und die Gottesgerichte allmälig ganz außer Gang zu bringen.

3. Die Klöster.

Die Liebe für das Klosterleben war immer noch sehr groß. Von dem Ende des eilften Jahrhunderts an verfloß fast kein Jahrzehend, in welchem nicht ein neuer Mönchsorden gestiftet wurde, so, daß Innocenz III. die weitere Vervielfältigung der Mönchsorden endlich förmlich verbot.

Unter diesen neuen Gattungen von Mönchen zeichneten sich vornehmlich die Franciscaner und Dominicaner aus. Im Jahre 1210 bestätigte Papst Innocenz III. den neuen Orden des Franciscus von Assisi, und sechs Jahre später (1216) Papst Honorius III. die neue Mönchsgesellschaft, welche Dominicus, ein geborner Spanier, gestiftet hatte. Die Mitglieder beider Orden verpflichteten sich, auch in Gemeinschaft kein Eigenthum zu besitzen, sondern einzig von den Wohlthaten zu leben, welche die Milde frommer Gläubigen ihnen spenden würde. Da sonach die Einrichtung der Klöster der Bettelmönche wenig erfoderte, so verbreiteten sich diese Orden mit unglaublicher Schnelligkeit. Aber auch der Einfluß der Bettelmönche auf das Abendland ward bald sehr groß. Den Mitgliedern der beiden Orden wurde von dem Papste erlaubt, überall Beichte zu hören, zu predigen und Ablaß zu ertheilen. Theils diese Befugniß, theils der Umstand, daß die Franciscaner und Dominicaner, als Bettelmönche, überall unter dem Volke herumkamen, und wegen ihres Mangels an Gütern auch von dem Staate unabhängig waren,

machte diese beiden Orden zu äußerst wichtigen Werkzeugen für den Papst.

Übrigens erwarben sich die Mönche und die Geistlichen überhaupt auch in diesem Zeitraume vielfache Verdienste um die wissenschaftliche Bildung.

4. Die Einführung der Inquisition.

Seit dem Anfange des zwölften Jahrhunderts traten in der abendländischen Kirche viele Neuerer auf, welche besonders auf eine einfachere Verfassung der Kirche drangen. So Peter von Bruys († 1130), Heinrich aus Lausanne († um 1148) und Arnold von Brescia († 1155). Vornehmlich aber ward das südliche Frankreich der Wohnsitz von vielerlei Neuerern (Albigensern, Waldensern).

Diese Erscheinung konnte der Kirche nicht gleichgültig seyn. Schon im Jahre 1119 ward daher auf einer Synode zu Toulouse beschlossen, die Ketzer aus der Kirche auszustoßen, und der weltlichen Obrigkeit zur Bestrafung zu überlassen. Doch da die Menge und Begeisterung der Anhänger der neuen Lehren täglich wuchs, so hielt die Kirche größere Strenge bald für nothwendig. Man setzte die Strafe des Scheiterhaufens für die Ketzer fest, ja, selbst Kreuzzüge ordnete man (1209) gegen die Albigenser an, woraus höchst blutige Kriege in dem südlichen Frankreich entstanden. Den weltlichen Obrigkeiten, welche mit den Ketzern lässig verfahren würden, drohte man die härtesten Strafen an. Jeder Bischof sollte überdieß die Örter und Kirchspiele seines Sprengels, auf welchen der Verdacht der Ketzerei haftete, wenigstens einmal des Jahres genau untersuchen. Endlich ward im Jahre 1229 auf einer Synode zu Toulouse der Grund zu den furchtbaren Gerichtshöfen der Inquisition gelegt. Bald boten sich die Mönche, besonders die Dominicaner, zu Werkzeugen der Inquisition an; und den Letztern ward auch im Jahre 1233 das Unglück bringende Geschäft von dem Papste Gregor IX. übertragen. Nun bildete sich diese Anstalt in Kurzem mehr und mehr aus, verbreitete sich von Frankreich aus

auch in andere Länder, und selbst Kaiser Friedrich II. bestätigte die neuen Ketzergesetze. Zahlreiche Ausspäher, schreckliche Gefängnisse, gänzliche Absonderung des Angeklagten, keine Verhöre, Verschweigung der Angeber, Foltern, Verurtheilung zur ewigen Gefangenschaft, zur Geißelung, zu den Galeeren, zum Scheiterhaufen und Vollziehung der Strafe durch eine weltliche Obrigkeit gehörten bald zum Wesen der Verfassung der schauervollen Gerichtshöfe der Inquisition.

Doch konnten die neuen, lebensvollen Keime einer freiern Ansicht der göttlichen Dinge nimmermehr ganz unterdrückt werden.

Zweites Kapitel.

Die west- und südeuropäischen Staaten.

I.

Das Ritterthum. Der Bürgerstand. Die Fürstenmacht.

1. Das Ritterthum.

Die Achtung, welche die Kirche für die Religion und was damit zusammenhing, dann für das weibliche Geschlecht und für Schutz- und Hülfsbedürftige überhaupt in die Gemüther der Abendländer pflanzte, veredelte unvermerkt den Sinn der abendländischen Helden. Nicht bloß für Waffenruhm und Ehre überhaupt kämpften diese Helden, sondern insbesondere auch für die Kirche, für edle Frauen und für Schutz- und Hülfsbedürftige. Weise benützte die Kirche diese Richtung des Heldensinnes der Abendländer, und gab derselben Gestalt und Festigkeit. Aus der Erziehung der Ritter und der Einrichtung des ganzen Standes derselben blickt überall die ordnende Hand der Kirche hervor. Allerdings fand die Kirche Manches vor, wie vornehmlich die ursprüngliche Achtung der Teutschen für das weibliche Geschlecht, was sie zur Veredlung des Heldenalters der Abendländer benützen konnte.

Auch haben Araber und Normänner zu dieser Veredlung beigetragen. Aber der eigenthümliche Geist des Ritterthums, die Richtung des abendländischen Heldensinnes auf das Edlere, war unstreitig Werk der Kirche und des Christenthums.

Ungefähr drei Jahrhunderte (1100 – 1400) dauerte die schönste Zeit des Ritterthums.

Zur Belebung und Bereicherung des ritterlichen Sinnes trugen die Kreuzzüge sehr viel bei. Da der Ritter in diesen heiligen Kriegen recht eigentlich im Dienste Gottes und des Erlösers kämpfte, da er in einem fernen Lande und unter einem fremden Himmelsstriche kämpfte, und seine Erfahrungen über Welt und Menschen vielfach bereicherte, so mußte nothwendig der ritterliche Geist einen neuen und hohen Schwung erhalten. Auch waren die Turniere, welche bald nach der künstlichen Einrichtung, die sie um 1066 in Frankreich erhalten hatten, in allen Ländern von Europa eingeführt, und mit aller Pracht an Höfen und in großen Städten beinahe nur zu oft gegeben wurden, eine für das Ritterthum wohlthätige Anstalt. Sie waren feierliche Waffenkämpfe, zu welchen nur Ritter von unbescholtenem Rufe Zutritt hatten, wo man vor einer großen Anzahl Zeugen, oft aus den edelsten Geschlechtern, nicht um gemeinen Gewinn, sondern um ein bloßes Ehrenzeichen kämpfte, und durch welche also der Heldensinn eben sowohl, als die geselligen Tugenden genährt und gefördert wurden. Auch durch romantische Schriften (Romanzo), welche die Thaten Carls des Großen und anderer Helden der Vorzeit zum Gegenstande hatten, erhielt das Ritterthum hohen Schwung.

Edel war der Sinn und oft reich an schönen Früchten, den die Ritterschaft in die Herzen ihrer Zöglinge zu pflanzen suchte. Freilich bezog sich diese Veredlung zunächst nur auf den Adel: denn nur Adeliche hatten Zutritt zur Ritter-Würde. Aber immer war es ein großer Gewinn, wenn auch nur der große Kreis dieser mächtigen Freien veredelt, oder doch entwildert wurde. Auch war schon die Verbindung, in welche der Adel durch das Ritterthum unter sich selbst trat, in mehrfacher Hinsicht wohlthätig.

Und so groß auch die Anzahl unedler und roher Ritter war, so thaten doch manche bessere Ritter sehr Vieles zum Schutze der Kirchen, des weiblichen Geschlechtes und der Wehrlosen und Hülfsbedürftigen überhaupt.

Auch in den mannigfaltigsten Dichtungen sprach sich der Geist des Ritterthums aus. In Provence und Catalonien blühete dieser Helden-Gesang im Laufe des zwölften Jahrhunderts zuerst und am schönsten. Aus Frankreich und Italien verbreitete er sich nach der Schweiz, dem südlichen Teutschland und nach Thüringen. Auch in Nordfrankreich, England und Schottland blühte diese Ritterpoesie.

Dem reiferen Geiste der Zeiten mußte freilich das Ritterthum, als nur dem Jugendalter der abendländischen Völker angehörend, weichen. Doch erhielten sich die drei geistlichen Ritterorden, welche im zwölften Jahrhunderte gestiftet wurden, bis in die spätere Zeit. Zwar waren in diesen Orden Ritterthum und Mönchthum mit einander verschmolzen; allein da muthvoller Kampf im Felde gegen die Ungläubigen ihre vornehmste Bestimmung war, so gehörten sie doch ganz vorzüglich dem Ritterthum an. — Sie hatten ihr Daseyn den Kreuzzügen zu danken. Einige muthvolle und menschlich fühlende Krieger zu Jerusalem verbanden sich (1113), die Kranken bei den Kreuzzügen zu verpflegen, und erbauten deßhalb ein Hospital zu Jerusalem, dessen Schutzheiliger Johannes war: daher nannte man sie Johanniter. Da das Hospital bald reich, und der Johanniter viele wurden, so entschloß sich ihr Vorsteher, auch im Felde gegen Ungläubige zu dienen. Im Jahre 1118 bekam die Gesellschaft ihre eigenen Gesetze, welche der Papst bestätigte. Es wurden in denselben den Johannitern die drei Gelübde der Mönchs-Orden aufgelegt, das Gelübde der Keuschheit, der Armuth und des Gehorsams. Die Tempelherrn hatten sich ursprünglich bloß für die Vertheidigung der Kreuzfahrer gegen die Ungläubigen bestimmt. Im Jahre 1118 erhielten sie ähnliche Gesetze, wie die Johanniter. Endlich um 1190 kam noch der Orden der Teutschherrn hinzu, welche die ganze Regel der Tempelherrn annahmen, und sich bloß dadurch von ihnen unterschieden, daß sie nur Ritter von der teut-

schen Nation in ihre Gesellschaft aufnahmen, da jene keinen Unterschied der Nationen machten.

2. Der Bürgerstand.

Zu derselben Zeit, da die mächtigen Freien (der Adel) durch das Ritterthum veredelt wurden, arbeiteten sich allmälig Mehrere aus dem großen Kreise der Unfreien oder tief darnieder gedrückten Freien zu bürgerlicher Freiheit empor.

Zur Freiwerdung der Unfreien, welche in den Staaten des Alterthums in so überwiegender Anzahl den Freien gegenüber standen, legte unstreitig das Christenthum, besonders durch die Lehre von der hohen Würde der Menschheit, den ersten Grund. Auch bemühten sich Viele der bessern Geistlichen, die Achtung für Menschenwerth, welche durch das Christenthum in die Gemüther der Menschen gepflanzt war, auch in Bezug auf die Unfreien geltend zu machen. Vornehmlich benützten die Geistlichen feierliche Augenblicke des Lebens, um die Großen zu veranlassen, durch Befreiung der Unfreien ein der Gottheit wohlgefälliges Werk zu verrichten. Klöster und geistliche Stifter gingen nicht selten mit edelm Beispiele in Freilassung der Leibeigenen voran.

Was auf solche Weise aus frommer Gesinnung entsprungen war, wurde bald aus Rücksicht auf äußere Vortheile nachgeahmt. Viele Gutsherrn gaben ihren Leibeigenen die Freiheit, weil sie, besonders als die Lehens-Zinse immer mehr gesteigert wurden, dieselben nicht mehr zu erhalten im Stande waren. Viele ertheilten den Unfreien wenigstens unter gewissen Bedingungen die Freiheit, überzeugt, daß der Freie das Gut besser baue, als der Unfreie. Viele ließen ihre Hörigen frei, um desto mehr waffenfähige Männer zu haben. Endlich viele Unfreie erkauften ihre Freiheit.

Sehr viel trugen überdieß die Kreuzzüge zur Freiwerdung Unfreier bei. Auch begann diese erfreuliche Erscheinung hauptsächlich in dem Zeitraume der Kreuzzüge. — Freie und Unfreie hatten bei diesen heiligen Kriegen einen Zweck und ein Ziel. Überdieß erzeugte die Begeiste-

rung bei vielen Kreuzfahrern eine Wohlthätigkeit, welche sich auch dadurch äußerte, daß sie ihren Leibeigenen die Freiheit ertheilten. Endlich der Handel und Kunstfleiß, durch die Kreuzzüge gefördert, gaben vielen Unfreien Mittel, sich die Freiheit zu erkaufen.

Gleichwie aber in den mittleren Zeiten die ersten Anfänge wissenschaftlicher Bildung im Abendlande in den Klöstern gepflegt wurden, der Heldensinn dagegen und die feinere Sitte auf den Burgen und Schlössern der Großen einheimisch war, so ist die Wiege der bürgerlichen Freiheit hauptsächlich in den Städten zu suchen. — In manchen Städten, besonders Oberitaliens, waren wenigstens noch Erinnerungen an ehemalige freiere städtische Verfassungen vorhanden. Die Städte vornehmlich gewannen durch Handel und Kunstfleiß Mittel, sich die Freiheit zu erkaufen. Die größere Anzahl ihrer Bewohner gab ihnen Stärke, welche sie nicht selten gebrauchten, um sich bürgerliche Freiheit auf dem Wege der Gewalt zu verschaffen. Auch herrschte in den Städten mehr gesellschaftliche Bildung, sonach auch mehr Geschicklichkeit, sich Vorrechte zu erwerben. Endlich je mehr die Städte erstarkten, desto mehr wurden sie von den Fürsten, die an ihnen eine treffliche Stütze gegen den Adel hatten, begünstigt.

3. Die Fürstenmacht.

Die Fürstenmacht, welche durch das Lehenswesen äußerst geschwächt worden war, fing in dem Zeitpunkte der Kreuzzüge wieder zu erstarken an. Hierauf hatten, wenigstens in Frankreich, die Kreuzzüge selbst großen Einfluß, indem durch dieselben die Anzahl der, den König beschränkenden, Großen sehr vermindert wurde. Dann gewann die Fürstenmacht allmälig an dem sich erhebenden Bürgerstande eine Stütze gegen den Adel. Überdieß trug der Gebrauch des römischen Rechts, welcher seit dem zwölften Jahrhunderte in den abendländischen Staaten immer häufiger wurde, sehr viel zur Erweiterung der Fürstenrechte bei.

II.

Teutschland.

1. Heinrich V. (1106 – 1125).

Auch Heinrich V. setzte den Streit mit den Päpsten über die Belehnung der Geistlichkeit fort. Besonders Paschalis II. und Calixtus II. bestanden mit ihm einen vielfachen Kampf. Erst im Jahre 1122 wurde zwischen dem Kaiser und Calixtus II. zu Worms ein Vertrag (Concordat) geschlossen, wodurch der lang dauernde Streit beendigt ward. Der Kaiser, durch Unruhen in Teutschland zur Nachgiebigkeit genöthigt, gestattete die Freiheit der Bischofs-Wahlen, und that auf die bisherige Art der Belehnung, mit Ring und Stab, Verzicht; dagegen räumte der Papst ein, daß der Kaiser die hohen Geistlichen mit dem Scepter belehne, auch die Wahlen der Bischöfe in Gegenwart des Kaisers geschehen, und dieser in zweifelhaften Fällen und bei Uneinigkeit der Wählenden den Ausschlag gebe. — Wäre nicht ein großer Theil der Kraft Heinrichs V. durch diesen Streit verzehrt worden, so hätte er wohl manches zur Kräftigung des Königthums in Teutschland zu Stande gebracht. Mit ihm erlosch das fränkische Kaiserhaus.

2. Lothar II. (1125 – 1137).

Die größte Hoffnung, der Nachfolger Heinrichs V. zu werden, machte sich dessen Schwester-Sohn, Friedrich von Hohenstaufen, Herzog von Schwaben. Allein der Erzbischof Adelbert von Mainz, welcher den Groll gegen den verstorbenen Kaiser auch auf dessen Freunde übergetragen hatte, wußte die Wahl der Fürsten so zu lenken, daß der Herzog Lothar von Sachsen zum Könige gewählt wurde. Deßhalb hatte aber auch Lothar II. fast seine ganze Regierungs-Zeit hindurch mit Friedrich von Hohenstaufen und dessen Bruder Conrad, dem Herzoge von Ostfranken, zu kämpfen. Um sich zu verstärken, vermählte der Kaiser seine einzige Tochter an den mächtigen Herzog Heinrich den Stolzen von Bai-

ern aus dem Welfischen Hause, und gab diesem außer Baiern noch das Herzogthum Sachsen, legte aber eben dadurch den Grund zu der lang dauernden, für Teutschland und Italien äußerst verderblichen, Eifersucht zwischen den Welfen (Guelphen) und Hohenstaufen (Weiblinger, Gibellinen).

Theils durch den Kampf mit den Hohenstaufen, theils durch einige Züge nach Italien zur Unterstützung des Papstes ward die Thätigkeit Lothars so sehr zersplittert, daß er wenig für Teutschland thun konnte. Der Papst gewann unter ihm auf die Angelegenheiten des teutschen Reichs noch größern Einfluß, als bisher. Nicht nur war ein päpstlicher Legat bei seiner Wahl zugegen, sondern es mußte auch die päpstliche Bestätigung der Königswahl eingeholt werden. Auch mußte Lothar versprechen, den Wahlen der hohen Geistlichen durch seine Gegenwart keinen Zwang aufzulegen, den frei Gewählten und Geweihten aber unentgeldlich mit dem Scepter zu belehnen, und demselben bloß den Eid der Treue, nicht aber den Lehens-Eid abzunehmen.

3. Conrad III. (1138 – 1152).

Conrad, der obenerwähnte Hohenstaufe, nach Lothars Tode zum Könige gewählt, eröffnete die Reihe der kraftvollen Kaiser aus dem Hause der Hohenstaufen.

Heinrich der Stolze, der mächtige Herzog von Baiern und Sachsen, hatte die Krone mit Gewißheit erwartet, aber seiner Macht und seines Stolzes wegen waren ihm die Fürsten abgeneigt. Auch war Conrad kaum auf dem Throne befestiget, als er von dem Herzoge verlangte, daß derselbe einen Theil seiner Reichslehen zurückgeben sollte, weil es verfassungswidrig sey, zwei große Herzogthümer zugleich zu besitzen. Und als Heinrich diesem Spruche des Kaisers nicht gehorchte, ward er (1138) in die Acht erklärt, seiner beiden Herzogthümer entsetzt, und Baiern dem Herzoge Leopold von Österreich, Sachsen aber Albrecht dem Bären von Brandenburg zugetheilt. Doch als der Herzog bald hierauf (1139) starb, nahmen sich die Sachsen seines zehnjährigen

Sohnes, welcher sich in der Folge als Heinrich der Löwe hohen Ruhm erwarb, mit solchem Eifer an, daß Albrecht Sachsen an ihn abtreten mußte. Aber auch in Baiern verfocht Welf VI. die Rechte seines Bruders, Heinrichs des Stolzen. Welf zog selbst gegen den Kaiser, griff diesen (1140) bei Weinsberg unweit des Neckars an, wurde aber hier mit großem Verluste in die Flucht geschlagen. Burg und Stadt Weinsberg mußten sich dem Kaiser ergeben; und nur durch die Treue ihrer Frauen wurden die Bürger der Stadt von der Rache Conrads gerettet. — „Hie Welf," „Hie Giebelingen." — Als kurz hierauf (1141) Leopold von Österreich starb, vermittelte Conrad zwischen dessen Bruder und Nachfolger Heinrich und Heinrichs des Löwen Mutter eine Vermählung, bei welcher Gelegenheit Heinrich der Löwe seinen Ansprüchen auf Baiern entsagte.

Während der Kaiser noch in den Streit mit den Welfen verwickelt war, wurde er von den Römern, welche, durch die Lehren Arnolds von Brescia begeistert, sich der weltlichen Herrschaft des Papstes entziehen wollten, aufgefodert, nach Italien zu kommen, die Herrschaft über ihre Stadt, die ihm allein zustehe, zu übernehmen, und den Hauptsitz des Reichs wieder in Rom aufzuschlagen. Er aber, mit Recht mißtrauisch gegen die Neuerungssucht der Römer, verwarf solches Anerbieten. Nicht so vermochte er der Auffoderung zu einem Kreuzzuge (1147 – 1149) zu widerstehen, dessen Erfolg freilich keineswegs erfreulich war.

Als der Kaiser sich dem Tode nahe fühlte, übergab er die Reichskleinodien nicht seinem Sohne, als welcher für die Verwaltung des Reichs noch zu jung war, sondern seinem Brudersohne Friedrich, der sich schon durch viele rühmliche Thaten ausgezeichnet hatte.

4. Friedrich I. Barbarossa (1152 – 1190).

Conrads Wunsch ward erfüllt; indem am siebzehnten Tage nach seinem Tode Friedrich I. von den angesehensten teutschen Fürsten zum Könige gewählt wurde. Die übrigen Großen, so wie das Volk stimmten dieser Wahl

gern bei; Friedrich aber, ein hochsinniger Fürst von ausnehmender Kraft, hielt während einer beinahe vierzigjährigen Regierung das königliche Ansehen in Teutschland und Italien mit vielem Ruhme aufrecht. Nur verzehrte der Kampf mit Italien einen zu großen Theil seiner Thätigkeit.

Eines seiner ersten Geschäfte in Teutschland war, das Haus der Welfen zu versöhnen, dessen Feindschaft seinen Vorgänger in so viele Fehden verwickelt hatte. Er gab daher im Jahre 1154 das Herzogthum Baiern Heinrich dem Löwen zurück, den Markgrafen von Österreich aber entschädigte er (1156) damit, daß er Österreich, welches bisher den Herzogen von Baiern untergeordnet war, zu einem unmittelbaren Herzogthum erhob.

Schon im Jahre 1154 zeigte er sich auch den Italienern als einen kraftvollen Herrscher. Mehrere der lombardischen Städte, welche im lebendigen Gefühle der wieder errungenen Freiheit, das sie beseelte, den Gehorsam gegen den Kaiser beinahe ganz vergaßen, züchtigte er, ließ sich dann (1155) zu Pavia zum König von Italien krönen, eilte hierauf nach Rom (*officium stratoris*), und ward hier, wo er auch den Römern den teutschen Namen aufs neue furchtbar machte, (1155) zum Kaiser gekrönt.

Unter den glücklich emporblühenden Städten Oberitaliens ragte um diese Zeit besonders Mailand hervor, und wagte es bereits, andere lombardische Städte mit Übermuth zu behandeln, und die Befehle, welche der Kaiser zum Beßten der Bedrängten gab, schnöde zu verachten. Diesen Übermuth zu bestrafen, zog Friedrich im Jahre 1158 zum zweitenmal nach Italien. Mailand wurde belagert, und ergab sich auf Gnade und Ungnade. Hierauf ließ der Kaiser durch Vorsteher der lombardischen Städte und durch Rechtsgelehrte aus Bologna entscheiden, welche Rechte ihm über die Lombardei zukämen. Die Schiedsrichter sprachen nach den Grundsätzen des römischen Rechts, vermöge welcher die Gewalt des Kaisers über die lombardischen Städte sehr groß war. Nur die Ausführung dieser Beschlüsse war schwer; die Mailänder insbesondere vertrieben die Abgeordneten, durch welche die Rechte des Kaisers in ihrer Stadt geltend gemacht wer-

den sollten. Da schwur Friedrich, die Krone nicht wieder zu tragen, bis Mailand gedemüthigt wäre. Er hielt Wort. Zuerst (1160) eroberte und zerstörte er Crema, welches mit Mailand in engem Bunde stand. Dann ward Mailand selbst, das aber freilich erst (1162) nach langem und hartem Kampfe in seine Gewalt gerieth, mit großer Strenge von ihm bestraft. Er ließ die Stadt in einen Steinhaufen verwandeln, die Einwohner aber mußten sich an vier Stellen ihres Gebiets niederlassen, und hier unter Aufsicht kaiserlicher Beamten leben. Bald hierauf unterwarfen sich auch die übrigen lombardischen Städte.

Um diese Zeit stritten Alexander III. und Victor III. um den päpstlichen Stuhl. Friedrich begünstigte (1160) den letztern, hatte aber eben deßhalb an dem kühnen, unternehmenden und höchst staatsklugen Alexander III. einen großen Gegner. Auch stand Alexander im Bunde mit Wilhelm II. von Sicilien, und beide sahen die Sache der Lombarden als ihre Sache an. Solcher Beistand aber, wie auch die Bedrückungen der kaiserlichen Vögte regten den Freiheitssinn der lombardischen Städte bald wieder zu neuem Widerstande gegen den Kaiser auf. Bereits wenige Jahre nach der Zerstörung Mailands erhob sich daher ganz Italien gegen die teutsche Übermacht.

Schon im Jahre 1163 war Friedrich zum drittenmal über die Alpen gezogen, mußte aber, weil sein Gefolge zu schwach war, bald wieder zurückkehren. Im Jahre 1166 führte er eine größere Kriegsmacht nach Italien, ging aber, die Klagen der Lombarden über seine Vögte nicht achtend, unmittelbar nach Rom, weil um diese Zeit Alexander III. sich mit Wilhelm II. vereinigt hatte. Er nahm Rom mit Sturm, Alexander mußte entfliehen, die Römer unterwarfen sich, und erkannten Paschalis III., der nach Victors Tode (1164) von der kaiserlichen Partei gewählt worden war, als Papst an. Allein in Kurzem riß eine verwüstende Krankheit unter dem teutschen Heere ein, so, daß Friedrich, gegen den jetzt (1168) überdieß Alexander III. den Bannfluch wiederholte, sich zum schleunigen Rückzuge nach Teutschland genöthigt sah. Mehr und mehr erhoben hierauf

die Lombarden ihr Haupt; der Bund, welchen sie schon im Jahre 1167 unter einander geschlossen hatten, ward immer fester und stärker; Mailand erstand wieder aus dem Schutte, und eine neue Stadt, dem Kaiser zum Trotze Alessandria genannt, ward als Schutzwehr gegen die Teutschen angelegt und befestigt. Im Jahre 1174 zog daher Friedrich, nachdem er schon früher (1168) Calixtus III. als rechtmäßiges Oberhaupt der Kirche anerkannt hatte, zum fünftenmal nach Italien. Er schlug ein feindliches Heer, schloß (1175) mit den Lombarden einen Stillstand, und entließ dann die Seinigen wieder, weil ihre Dienstzeit vorüber war. Kaum war aber seine Macht vermindert, als die Mailänder mit ihren Verbündeten sich wieder mächtiger, als je, erhoben. Friedrich sandte Eilboten um Hülfe nach Teutschland, und bat Heinrich den Löwen auf das dringendste, ihm beizustehen. Allein der stolze Welfe schlug die Bitte ab, die Hülfe der Übrigen aber, die treu blieben, war nicht hinreichend. So geschah es denn, daß der Kaiser der Übermacht seiner Gegner erlag, und bei Lignano (1176) durch die Mailänder und deren Bundesgenossen eine Niederlage erlitt, wodurch er sich zur Nachgiebigkeit gezwungen sah. Er erkannte (1177) Alexander III. im Friedensvertrage als rechtmäßigen Papst an, und ward vom Banne losgesprochen, mit Wilhelm II. von Sicilien aber schloß er einen Stillstand auf fünfzehn, und mit den Lombarden auf sechs Jahre.

Hierauf nahm Friedrich Rache an Heinrich dem Löwen, dem er die Verweigerung des Beistandes, welche er für die Hauptursache seines Unfalls bei Lignano ansah, nicht verzeihen konnte. Es hatte aber Heinrich, während der Kaiser in Italien kämpfte, seine Macht im Norden Teutschlands durch glückliche Kriege gegen die Wenden sehr erweitert, so, daß sich seine Besitzungen von den Ufern der Nord- und Ostsee bis über die Donau erstreckten. Allein jetzt (1180) ward er auf einmal von seiner Höhe herabgestürzt. Der Kaiser sprach die Acht über ihn aus, und vertheilte die Lehen desselben unter andere Fürsten. Baiern erhielt der Pfalzgraf Otto von Wittelsbach; Sachsen ward einem Sohne Albrechts des Bären, dem Grafen Bernhard von An-

halt, zugesprochen; Heinrich behielt nichts, als seine Erbgüter zu Braunschweig und Lüneburg, und wurde überdieß auf fünf Jahre aus dem Reiche verwiesen.

Mittlerweile war die Zeit des Stillstandes mit den Lombarden abgelaufen, und auch sie wünschten mit dem Kaiser, welcher so eben mit ungeschwächter Kraft Heinrich den Löwen gebeugt hatte, Frieden zu schließen. Dieser kam auch wirklich im Jahre 1183 zu Costanz zu Stande. Der Kaiser behielt große Rechte, und besonders wurden ihm viele Einkünfte von den lombardischen Städten zugesichert; die Städte hingegen wurden für beinahe völlig frei innerhalb ihrer Mauern erklärt, auch durfte ihr Bund fernerhin bestehen. Mit Wilhelm II. von Sicilien trat Friedrich ebenfalls in ein freundliches Verhältniß. Wilhelm, welcher kinderlos war, verlobte (1186) seine Vaters-Schwester Constantia dem erstgebornen Sohne des Kaisers, Heinrich, und verhieß ihr die Krone Siciliens zum Erbe.

So endigte also Friedrich I. den großen Kampf in Italien, nicht nur mit Befestigung seiner Rechte über die lombardischen Freistaaten, sondern auch mit der Erwerbung des Erbfolgerechtes für seinen Sohn in dem schönsten Fürstenthum dieser Halbinsel.

Noch in hohem Greisenalter unternahm (1189) der Kaiser einen Zug zur Befreiung des heiligen Grabes, erprobte gegen die Griechen und Türken die gewohnte Heldenkraft, fand aber (1190), noch ehe er sein Ziel erreicht hatte, durch ein Bad im Flusse Seleph seinen Tod.

5. Heinrich VI. (1190–1197).

Wilhelm von Sicilien war schon im Jahre 1189 gestorben; aber der Antritt der schönen Erbschaft wurde der Prinzessin Constantia und ihrem teutschen Gemahl durch die Großen Siciliens und durch den Papst sehr erschwert. Nur nach hartem Kampfe und erst im Jahre 1194 gelang es Heinrich VI., sich in dem ererbten Königreiche festzusetzen. — Auch mit Heinrich dem Löwen hatte der Kaiser einen schweren Kampf zu bestehen; und die Aussöhnung des alten Helden wurde nur durch Vermählung seines

Sohnes mit Agnes, einer Tochter des Pfalzgrafen Conrad, der ein Vaters-Bruder des Kaisers war, bewirkt. Siciliens Reichthümer wollte Heinrich dazu anwenden, die teutsche Krone bei seinem Hause erblich zu machen; aber der Papst vereitelte diesen Plan. „Der König," erklärte der Gesandte des Papstes, „müsse seine Krone von den Fürsten, die Fürsten aber ihre Lehen von dem Könige empfangen, dadurch halte eine Macht die andere in Schranken, die Krönung aber, oder die Bestätigung der Krone sey das Recht des Papstes."

Durch zwei Dinge hat dieser Kaiser seinen Ruhm sehr befleckt, nämlich erstens durch die große Grausamkeit, womit er seine Herrschaft in Sicilien zu befestigen suchte, und dann durch seine Härte gegen Richard Löwenherz. – Vielen Großen in Sicilien ließ er die Augen ausstechen, andere ließ er auf Stühle von glühendem Eisen setzen und mit ähnlichen Kronen martern. — Richard Löwenherz war bei seiner Rückkehr aus Palästina von dem Herzoge Leopold von Österreich, den er bei der Eroberung von Ptolemais beleidigt hatte, gefangen genommen und hernach dem Kaiser ausgeliefert worden. Dieser aber, dem Waffen und Geld die Hauptstützen seiner Regierung schienen, ließ den König von England nach schmählicher Gefangenschaft nur um ein schweres Lösegeld frei.

In der Blüthe seiner Jahre starb Heinrich VI., wahrscheinlich an Gift, vielleicht durch seine eigene Gemahlin ihm gereicht.

6. Philipp (1198–1208). Otto IV. (1198–1218).

Nach Heinrichs VI. Tod entstand der alte Zwiespalt in Teutschland, indem die hohenstaufische Partei Philipp, den jüngsten Sohn Friedrichs I., die welfische aber Otto IV., den Sohn Heinrichs des Löwen, zum Könige wählte. Ein zehnjähriger, äußerst verwüstender Krieg war die Folge dieser Uneinigkeit.

Um diese Zeit saß Innocentius III., kühn wie Gregor VII., staatsklug wie Alexander III., und überhaupt an Geist und Bildung höchst ausgezeichnet, auf dem päpstlichen Stuhle. Er war der Vormund des

einzigen Sohnes von Heinrich VI. und Constantia, Friedrichs von Sicilien, erhielt diesem sein Erbreich, gab aber, weil die Übermacht der Hohenstaufen und die Vereinigung Teutschlands mit Sicilien für die Kirche verderblich werden konnte, nicht zu, daß auch die teutsche Krone auf das Haupt seines Mündels gesetzt wurde. Hätte er es gewollt, daß Friedrich seinem Vater auf dem teutschen Throne nachfolgte, so hätte die streitige Königswahl kaum statt gefunden und von den teutschen Fürsten wäre wohl dem Sohne Heinrichs VI. der Eid, welchen sie ihm schon in der Wiege geschworen hatten, gehalten worden. Auch begünstigte Innocentius III., welcher überhaupt bei dem gegenwärtigen Streite der Teutschen das päpstliche Ansehen mit vielem Nachdrucke geltend machte, aus Furcht vor der Übermacht der Hohenstaufen lange Zeit den Welfen Otto IV. Indessen als Philipps Macht stieg, und dieser anfing, sich sehr gefällig gegen den römischen Stuhl zu erweisen, wandte sich Innocentius III. mehr und mehr von Otto ab, und hätte vielleicht den Hohenstaufen noch für den rechtmäßigen König erklärt, wäre dieser nicht im Jahre 1208 durch Otto von Wittelsbach ermordet worden.

Nach Philipps Tode ward Otto IV. allgemein als König anerkannt. Nun aber, im Besitze der Macht, wandte sich Otto bald von dem Papste ab, wie sich dieser kurz vorher von ihm abgewendet hatte. Er wollte insbesondere die Kaiserrechte auch in Italien, wo sie freilich in der letzten Zeit sehr geschmälert worden waren, wieder herstellen. Dieser Undank des Kaisers empörte aber Innocentius III. so sehr, daß dieser alsbald beschloß, Friedrich von Sicilien auf den teutschen Thron zu erheben. Der Plan gelang, theils durch den großen Einfluß des Papstes, theils weil die hohenstaufische Partei in Teutschland immer noch sehr mächtig war. Schon im Jahre 1212 mußte Otto IV. Italien verlassen, um dem Sturme zu begegnen, welcher in Teutschland gegen ihn erregt war. Ja, so schnell sank hier sein Ansehen, daß, als er im Jahre 1214 mit Unglück an einem englisch-französischen Kriege Theil genommen hatte, auch seine letzten Anhänger ihn verließen, und er sich gezwungen sah, sich auf seine Familiengüter zurückzuziehen, wo er im Jahre 1218 starb. Schon im

Jahre 1212 war Friedrich mit Freude in Teutschland aufgenommen worden, und drei Jahre hernach (1215) wurde er zu Aachen als König der Teutschen gekrönt.

7. Friedrich II. (1215 – 1250).

Friedrich II., ein Held, ein Herrscher von hoher Kraft und unerschütterlicher Festigkeit, ein Fürst von freiem, kühnem Blicke, und lebendigem Sinne für höhere Bildung, mußte fast alle seine Thätigkeit auf den Kampf mit Italien verwenden. Nur wenige Früchte seiner Größe wurden daher dem teutschen Vaterlande unmittelbar zu Theil; eben wegen jenes Kampfes war er vielmehr zuerst zu nachgiebig gegen die teutschen Großen, und zuletzt gegen Teutschland überhaupt gleichgültig. Indessen der standhafte Kampf gegen die römische Übermacht, welcher die Kraft dieses, weit über sein Zeitalter emporragenden, Kaisers verzehrte, war, wenigstens als Beispiel, für die Zukunft ein großer Gewinn für das ganze Abendland.

Noch dem Papste Innocentius III. hatte Friedrich versprechen müssen, nie die sicilische Krone mit der teutschen zu vereinigen, sondern seinem Sohne Heinrich die Regierung Siciliens abzutreten. Mit Recht fürchtete der römische Stuhl Gefahr von einer solchen Vereinigung. Allein (1220), einige Jahre nach dem Tode Innocentius III., ließ der Kaiser, welcher von Sicilien bis zum Nordmeer Alles zu einem Reiche verbinden wollte, seinen Sohn Heinrich zum Nachfolger in dem teutschen Reiche wählen. Auch ward Papst Honorius III., der einem Innocentius III. an Staatsklugheit weit nachstand, hierüber besänftigt, als Friedrich II. ihm wiederholt das Versprechen eines Kreuzzuges that. Allein auch dieses Wort hatte der Kaiser, durch wichtige Geschäfte verhindert, noch nicht gelöset, als Honorius im Jahre 1227 starb.

Nun aber (1227) bestieg Gregorius IX., aus dem Geschlechte Innocentius III., ein Greis von fünf und achtzig Jahren, den päpstlichen Stuhl, und behauptete denselben in fortwährendem Kampfe mit Friedrich II. vierzehn Jahre lang.

Von diesem Greise ward der Kaiser wegen Verzögerung des Kreuzzuges (1227) mit dem Banne belegt, und als er hierauf wirklich nach Palästina zog, verfolgte ihn die Strafe der Kirche auch dahin, ja, durch den Papst genöthigt, mußte er eine sehr glänzende Laufbahn, die er sich im Morgenlande eröffnet hatte, schon im Jahre 1229 wieder verlassen, und nach Europa zurückeilen. Was Honorius versäumt hatte, wollte Gregorius wieder gut machen. Indessen Friedrich II., der einen nahen Krieg mit den Lombarden voraussah, und dem überhaupt weise Nachgiebigkeit nicht fremd war, wußte bald nach seiner Rückkehr aus Palästina den Papst zu bewegen, daß er (1230) Friede mit ihm schloß, und den Bann lösete.

Während hierauf der Kaiser vergebens gegen die lombardischen Städte kämpfte, empörte sich (1234) sein Sohn Heinrich, den er als Reichsverweser in Teutschland zurückgelassen hatte, erlag aber in Kurzem der Gewalt der väterlichen Waffen, und mußte seine Tage als Gefangener auf einem Schlosse Apuliens endigen. Wohl ohne Grund ist Gregor IX. der Theilnahme an der Empörung des Sohnes gegen den Vater beschuld'gt worden.

Auf einem Reichstage zu Mainz im Jahre 1235 wurde Heinrich förmlich des Reichs entsetzt, auch der alte Haß zwischen dem welfischen und hohenstaufischen Hause getilgt, indem der Kaiser Otto dem Kinde, dem Sohne Otto's IV., Braunschweig und Lüneburg, die er zum Herzogthum erhoben hatte, vom Reiche zu Lehen gab. Überdieß ließ Friedrich II. auf diesem Reichstage die alten Rechte und Gesetze bestätigen oder verbessern, und die Fürsten den Landfrieden beschwören.

Hierauf (1236) zog er über die Alpen, um die lombardischen Städte zum Gehorsam zu zwingen. Er war dießmal im Kampfe mit diesen Freistaaten äußerst glücklich, und es fehlte wenig, daß er sich dieselben nicht gänzlich unterworfen hätte. Allein eben dieses Glück machte den Papst aufs neue besorgt. Gregor IX. unterstützte nicht nur den lombardischen Bund insgeheim, sondern ermahnte auch den Kaiser, ja, befahl ihm, die Lombarden in Ruhe zu lassen, und that ihn endlich

(1239) wegen Ungehorsams gegen die Kirche in den Bann. Nun aber entstand der heftigste Streit zwischen den Häuptern der abendländischen Christenheit. Vor den Augen aller Welt ergossen sie ihren Unwillen in den bittersten Schmähungen. Selbst die Gefahr, von welcher um diese Zeit Europa durch die Mongolen bedroht war, konnte sie nicht bewegen, von ihrem Streite zu lassen. Der Papst verband sich jetzt öffentlich mit den Lombarden und Venetianern, und stellte selbst ein Heer gegen den Kaiser auf. Doch was er auch thun mochte, die kaiserlichen Waffen behaupteten fortwährend das Übergewicht in Italien. Ja, Friedrich II. schloß den Papst in Rom ein, und verhinderte die Kirchenversammlung, welche derselbe veranstalten wollte.

Dieser heiße Kampf hatte wahrscheinlich den Tod Gregors IX. (1241) beschleunigt, wodurch aber die Ruhe für Friedrich II. keineswegs herbeigeführt wurde. Noch weit gewandter und kühner als Gregor IX. vertheidigte Papst Innocentius IV. die Vortheile des römischen Stuhls. Als der Kaiser, der auch Gregor IX. sehr oft die Hand zur Versöhnung geboten hatte, eben im Begriffe war, einen billigen Frieden mit der Kirche zu schließen, entfloh Innocentius nach Frankreich, wo er, der Macht Friedrichs II. unerreichbar, ungehinderter als in Rom handeln konnte. Es war aber diesem Papste der Kampf auch dadurch sehr erleichtert, daß der Kaiser wegen seines Streites mit der Kirche, besonders aber wegen der Beschuldigung, er sey ein Verächter der Kirche und Religion, welche schon längst auf ihm lastete, in der Achtung seiner Zeitgenossen, denen die Kirche heilig und unverletzbar war, mehr und mehr zu sinken angefangen hatte. Bereits im Jahre 1245 sprach daher Innocentius IV. auf einer Kirchenversammlung zu Lyon über Friedrich II., als „einen der Ketzerei, des Meineids und des Kirchenraubs Schuldigen,“ den schauervollsten Bannfluch aus, und entsetzte ihn aller seiner Würden. Auch wußte der Papst seinem Urtheile Kraft zu geben. In Sicilien entstanden alsbald Empörungsversuche, welche Friedrich II. nur mit großer Strenge unterdrücken konnte. In Teutschland wurde im Jahre 1246 in der Person des Landgrafen

Heinrichs von Thüringen ein Gegenkaiser aufgestellt, welcher bald sich einen bedeutenden Anhang verschaffte. Und als Heinrich im Jahre 1247 gestorben war, erhielt die päpstliche Partei in Teutschland an dem Grafen Wilhelm von Holland ein neues Haupt. Muthvoll, aber ohne bedeutenden Erfolg, suchte Conrad, der zweite Sohn des Kaisers, der im Jahre 1237 zum römischen Könige erwählt worden war, das väterliche Ansehen aufrecht zu erhalten. Auch in der Lombardei traf (1248) die kaiserlichen Waffen Unglück, den Papst aber vermochten keine Vorschläge Friedrichs zur Versöhnung zu bewegen. Noch dauerte der große Kampf fort, als der Kaiser (1250), sieben und fünfzig Jahre alt, in das Grab sank, vielleicht vergiftet, oder, welches wahrscheinlicher ist, verzehrt von dem Grame über den unglücksvollen Streit mit der Kirche.

8. Conrad IV. (1250 – 1254), Wilhelm (1247 – 1256), Richard von Cornwallis (1257 – 1271), Alphons X. von Castilien (1257 – 1284).

Nach dem Tode Friedrichs II. ward die Verwirrung in Teutschland immer größer. Conrad IV. ging bereits im Jahre 1251 nach Italien, um Sicilien in Besitz zu nehmen, starb aber schon (1254) nach wenigen Jahren. Bald hierauf (1256) kam auch König Wilhelm in einem Kriege gegen die Friesen um. Bei der allgemeinen Gesetzlosigkeit, die nun herrschte, fand sich kein Fürst in Teutschland, welcher sich der Oberherrschaft über das aufgelösete Reich unterziehen wollte. Man wandte sich daher an auswärtige. Aber während die größere Partei der teutschen Fürsten den Grafen Richard von Cornwallis, den Bruder Heinrichs III. von England, zum Könige wählte, beriefen andere Alphons X. den Weisen von Castilien auf den teutschen Thron. Doch Richard sowohl als Alphons waren mehr dem Namen, als der That nach Könige von Teutschland. Alphons kam nie nach Teutschland, und erließ Verordnungen, welche Niemand befolgte; Richard aber, den innere Unruhen öfter nach England zurückriefen, machte sich hauptsächlich nur

dadurch merkwürdig, daß er reiche Geldgeschenke und mannigfaltige Vorrechte an die teutschen Großen verschwendete. Die Unordnung erreichte daher unter diesen Fremdlingen die höchste Stufe.

9. Von der Verfassung Teutschlands in dem Zeitraume von 1056 – 1273.

Das teutsche Königthum, das sich unter den sächsischen und den ersten fränkischen Kaisern (911 – 1056) so glücklich gehoben hatte, sank in diesem Zeitraume tief darnieder.

Die Fürsten und Großen Teutschlands erwarben sich im Laufe dieser Jahrhunderte, wenn gleich nicht dem Rechte und dem Namen, doch der Sache nach, Landeshoheit, das ist, wie sie vorher als Beamte des Kaisers ihre Staaten regiert hatten, so regierten sie nun dieselben, freilich unter Hoheit des Kaisers und als dessen Lehensträger, in ihrem eigenen Namen, und ihre Würde ward erblich.

Eine der vornehmsten Ursachen dieses Sinkens des teutschen Königthums war unstreitig der vielfache Kampf der teutschen Könige mit den Päpsten. Die teutschen Großen, besonders die geistlichen, schlossen sich an den römischen Stuhl an, um mit dessen Hülfe sich Unabhängigkeit von den Königen zu erringen, und hinwiederum nahm sich der Papst der teutschen Großen an, um, von ihnen unterstützt, den Kampf mit den Kaisern desto gewisser siegreich zu endigen. Die Abhängigkeit des Königs von den Großen ward hierdurch für immer begründet. Eine zweite Hauptursache des Verfalls der Königsmacht in Teutschland waren die Plane der Hohenstaufen in Bezug auf Italien. Auf den Besitz dieser schönen Halbinsel war das Streben dieser kraftvollen Herrscher hauptsächlich gerichtet; aber mit teutscher Kraft sollte dieser Besitz erworben und behauptet werden. Um daher Unterstützung aus Teutschland zu erhalten, die ihnen um so nothwendiger war, je eifriger die Päpste der Vereinigung Teutschlands mit Italien entgegen arbeiteten, ertheilten sie mit freigebiger Hand Vorrechte an jeden teutschen Großen, dessen Dienste ihnen wichtig waren, opferten zuletzt die königlichen Güter, ja

selbst die Güter ihres Hauses auf. Hierzu kam, daß die schwäbischen Kaiser, in Italiens Angelegenheiten verwickelt, oft lange Zeit Teutschland gar nicht sahen.

Kaum hatten indessen die teutschen Großen sich auf Kosten des Königthums verstärkt, als dieselben anfingen, ihre Waffen gegen einander selbst zu kehren. Wer es nur vermochte, suchte seine Nachbarn zu verkleinern, sich selbst zu vergrößern. Gleichergestalt suchten aber auch die minder Mächtigen sich von den Großen, denen sie untergeordnet waren, unabhängig zu machen, und ertrotzten, durch Verbindungen verstärkt, von ihren Landesherren Rechte, ähnlich denen, welche diese Landesherrn von den Königen ertrotzt hatten. Überall galt nur das Recht des Stärkern (Faustrecht), und die Fehden waren endlos, besonders seit den Unfällen Friedrichs II. und in den verwirrungsvollen Jahrzehenden nach dessen Tode.

Bei diesem ordnungslosen Zustande waren die Städte, wo nicht die einzigen, doch die wichtigsten Zufluchts-Örter für Menschen, welche Ruhe und Frieden suchten. Gegen die Städte vermochte der kriegerische Adel wenig, weil Belagerungen nicht in dem Kreise seiner ritterlichen Übungen lagen. Hinter ihren Thürmen und festen Mauern konnten sie daher in Vervollkommnung des gesellschaftlichen Zustandes ungehinderter vorwärts schreiten. Bald konnten sie sogar, theils wegen des Wohlstandes, den Handel und Kunstfleiß ihnen gaben, theils weil auch sie die kriegerischen Übungen ihrer Bürger nicht versäumten, den Fürsten ihre Hülfe anbieten, von welchen ihnen dagegen mehrere Gerechtsame ertheilt wurden. Und je mehr sie auf diese Weise erstarkten, desto mehr wurden sie von den Großen, und besonders von den Kaisern begünstigt. Vornehmlich aber wuchsen sie in jener verwirrungsvollen Zeit der Unfälle Friedrichs II. und nach dessen Tode immer mächtiger empor: denn nur in ihrem Kreise fand sich damals Sicherheit und Ordnung. Auch fingen sie um diese Zeit an, Bündnisse zum Schutze ihrer Freiheit, ihres Handels und ihrer Selbstständigkeit unter sich zu schließen. Vorzüglich berühmt ward unter diesen Bündnissen die Hansa, ein Bund, der durch Lübecks und Hamburgs

Beispiel (1241) vielleicht veranlasst, alle niederteutschen und nordischen Handelsstädte nach und nach vereinigte.

III.

Italien.

1. Das kaiserliche Italien.

Unter den unruhvollen Regierungen Heinrichs IV. und V. (1056 – 1125) wuchsen die lombardischen Städte immer mächtiger empor. Und da auch Lothar II. und Conrad III. (1125 – 1152), in Angelegenheiten anderer Art verwickelt, den Strom dieser Neuerungen nicht zu hemmen vermochten, so war bereits gegen die Mitte des zwölften Jahrhunderts die Bildung freier Verfassungen in vielen lombardischen Städten dem Wesen nach vollendet. Es war um diese Zeit ein freier Bürgerstand in der Lombardei vorhanden, welcher sich der Oberherrschaft des Adels und der Bischöfe entzogen hatte, und kaum die kaiserliche Hoheit noch anerkannte. Immer Mehrere von dem Adel verließen ihre Burgen und Schlösser auf dem Lande, und ließen sich, freiwillig oder gezwungen, in den Städten nieder. Sogar viele Leibeigene flohen in die benachbarten Städte, wo man sie gern unter das Kriegsheer aufnahm.

Auch der hohe Herrschergeist der Hohenstaufen vermochte diese Freiheit nicht zu stören. Selbst Friedrich I. mußte dieselbe nach manchem harten Kampfe, besonders mit dem stolzen Mailand, dem Wesentlichen nach in dem Frieden zu Costanz (1183) doch anerkennen. Freilich blieben dem Kaiser vermöge dieses Vertrags außer der Hoheit über die Lombardei noch manche wichtige Rechte, aber auch die Lombarden hatten viel gewonnen: denn ihnen blieb das Recht, ihre Städte zu befestigen, die Waffen zu führen, Bündnisse zu schließen, und ihre Obrigkeiten selbst zu wählen. Als Bundesglieder in diesem Vertrage waren begriffen die Städte: Vercelli, Novara, Mailand, Lodi, Bergamo, Brescia, Mantua, Verona,

Vicenza, Padua, Trevisa, Bologna, Faenza, Modena, Reggio, Parma und Piacenza. Für seine Schutzverwandten erklärte der Kaiser Pavia, Cremona, Como, Tortona, Asti, Cäsarea oder Alessandria, Genua und Albi. Ferrara behielt man das Recht vor, innerhalb zwei Monaten über seinen Beitritt zum Vertrag sich zu erklären. — Unter Heinrich VI., dessen Blicke hauptsächlich auf Neapel und Sicilien gerichtet waren, konnte sich die Freiheit der lombardischen Städte beinahe völlig ungestört entwickeln. Hierauf hatte zwar die Lombardei mit Friedrich II. (seit 1236) allerdings abermal einen sehr gefahrvollen Kampf zu bestehen. Allein als dieser große Kaiser bereits nahe daran war, sich dieselbe ganz zu unterwerfen, wurde er immer mehr in den Kampf mit der Kirche verwickelt, durch welchen auch seine Versuche, die Lombarden zum Gehorsam zu zwingen, vereitelt wurden.

In der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts wurden die lombardischen Städte, sonach auch die Befestigung der freien Verfassungen derselben auf keine Weise durch die Kaiser beschränkt. Allein um eben diese Zeit entstand ein vielfacher Kampf nicht nur der Städte gegen einander, sondern auch im Kreise der einzelnen Städte selbst. Es standen mächtige Volksführer auf, die sich allmälig in den Besitz der höchsten Staatsämter drängten, und endlich zu Oberherren der Städte machten, so, daß gegen den Anfang des vierzehnten Jahrhunderts einige lombardische Städte zwar Freistaaten waren, andere aber zu Fürstenthümern umgebildet wurden.

Mit der Freiheit der lombardischen Städte hatte sich zugleich ein in jeder Hinsicht neues Leben über dieselben ergossen. Es war in Bezug auf Ackerbau, Gewerbe, Künste und Bildung überhaupt die regste Thätigkeit entstanden. Selbst unter den Hohenstaufen, ja sogar unter den Stürmen, welche nach Friedrichs II. Tode das Parteigewühl über diese Städte brachte, blüheten Handel und Kunstfleiß, auch Kunst und Wissenschaft in denselben mächtig empor. Ein zweites Griechenland schien sich in Oberitalien zu bilden. — Ohne den Kampf der Päpste mit den Hohenstaufen wider die Vereinigung Teutschlands

mit Italien hätte diese glückliche Entwickelung aller Kräfte in den lombardischen Staaten wohl nicht statt gefunden.

2. Das päpstliche Italien.

Bis gegen die Mitte des zwölften Jahrhunderts war die weltliche Herrschaft der Päpste sehr beschränkt. Erst durch das Anschließen des römischen Stuhles an die Normänner und durch die Einrichtung, welche Nicolaus II. (1059) der Papst-Wahl gab, wurden sie von den Großen Roms unabhängiger. Indessen auch hierauf hob der römische Adel sein Haupt bald wieder empor, und selbst das, seit Gregor VII. immer höher steigende, Ansehen des Papstthums vermochte den Stolz der römischen Großen nicht darnieder zu beugen. Vornehmlich aber schien es gegen die Mitte des zwölften Jahrhunderts um die weltliche Macht des Papstes geschehen zu seyn. Durch die Lehren eines Arnolds von Brescia angefeuert, wollten die Römer um diese Zeit die altrömische Verfassung wieder herstellen, den Papst aber zu einem bloßen Bischofe herabsetzen. Unter vielen Unruhen und beinahe ein halbes Jahrhundert lang (1144 – 1188) erhielt sich zu Rom dieses rege Streben, eine freie Verfassung zu gründen und zu befestigen. Erst Papst Innocentius III. (1198 – 1216) stellte endlich die Ruhe wieder her, und erkaufte nicht nur von dem römischen Volke eine völlige Unterwerfung, sondern machte auch den Stadtpräfect, der bisher von dem Kaiser abgehangen hatte, zu seinem Lehensträger, besetzte mit Hülfe der Römer mehrere Städte und Grafschaften, und nöthigte selbst Otto IV., das Gebiet des Kirchenstaates in bestimmtem Umfange anzuerkennen. Noch dauerte es aber dritthalb Jahrhunderte, bis der Papst im eigentlichen Sinne Herr von Rom und dessen Gebiete war.

3. Venedig.

Seit den Zeiten der Kreuzzüge, vornehmlich aber seit dem Jahre 1204, in welchem Venetianer das griechische Kaiserthum zerstören halfen, stieg der Handel und die Macht Venedigs, besonders auch durch auswärtige Besi-

zungen, auf eine sehr hohe Stufe. Selbst bei der Wiederherstellung des griechischen Kaiserthums (1261) behaupteten die Venetianer einen großen Theil der ehemals gemachten Beute. Ungefähr vierzig Jahre später (1297 – 1299) wurde die strenge und äußerst kunstvolle Aristocratie dieses Freistaates dem Wesen nach vollendet.

4. Neapel und Sicilien.

Graf Roger I. von Sicilien vereinigte im Jahre 1098 alle Eroberungen des Hauses Hauteville in Unteritalien und auf Sicilien, und erhielt überdieß von dem Papste Urban II. die höchste kirchliche Macht in dem Gebiete jenseits des Pharus. Noch mehr stieg die Macht dieser Normänner unter Roger II. (1101 – 1154). Dieser eroberte vollends ganz Unteritalien, ja, selbst die Stadt Neapel sammt deren Gebiete, und ward (1130) von dem Papste Anaclet II. als König von Neapel und Sicilien gekrönt, und mit diesen beiden Ländern belehnt. Palermo ward der Herrschersitz in diesem neugeschaffenen Staate, welcher nun das Königreich Sicilien genannt wurde.

Der normännische Herrschersstamm in Sicilien welkte indessen bald hin. Schon König Wilhelm II. (1160 – 1189) war der letzte Abkömmling desselben, und bereits im Jahre 1189 kam Sicilien durch Vermählung Heinrichs VI. mit Constantia, der Vatersschwester Wilhelms II., an das Haus der Hohenstaufen.

Heinrich VI. (1189 – 1197) konnte jedoch nicht ohne grausame Kriege gegen Tancred, den natürlichen Bruder Wilhelms II., und gegen Tancreds Sohn Wilhelm III. das schöne Königreich behaupten. Auch Friedrich II. (1198 – 1250), dem Sohne und Erben Heinreichs VI., wäre vielleicht Sicilien entrissen worden, hätte nicht sein Vormünder Papst Innocentius III. ihm den Besitz desselben erhalten. Sicilien war das Geburtsland dieses großen Kaisers, und ihm ganz vorzüglich theuer. Die Sorge für den Ackerbau, für die Gesetze, für die Rechtspflege und für die wissenschaftliche Bildung in diesem Königreiche verlor er daher nie aus den Augen. Auch

[illegible] unter seiner Regierung in jeder Hinsicht auf. [illegible] konnten und wollten die Vereinigung [illegible] mit Italien nicht zugeben. Daher der [illegible] mit Friedrich II. Daher erschwerten [illegible] IV. (1250—1254) die Besitznahme Siciliens, [illegible] Tode geschah es hauptsächlich [illegible] dem hohenstaufischen Hause entrissen [illegible] 1265 an Carl von Anjou, [illegible] IX. von Frankreich, kam.

[illegible], der Sohn Conrads IV., [illegible] geltend machen, verlor [illegible] (1268) den Sieg, [illegible], und mußte (1269) auf [illegible] edle Seele auf dem Blut[illegible].

[illegible] des Todes hatte Conra[illegible] einziger Tochter Con[illegible] Sohn Friedrichs [illegible], für den Er[illegible]. [illegible] die Bemühungen Jo[illegible] es auch wirklich (1282) [illegible] auf Sicilien mit vieler [illegible] Sicilianische Ve[illegible] zu nehmen; Carl von [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] (1108—1137), Ludwig [illegible]

[illegible] in diesem Zeit[illegible] sich dasselbe in Frank[illegible]

[illegible]—1137) stärkte die könig[illegible] den Einwohnern der [illegible] zu ertheilen, in

Gemeinheiten zusammen zu treten. Der Übermuth der Großen hatte den Städtern solche Vereinigung zum dringendsten Bedürfnisse gemacht. Ludwig VI. aber, überhaupt ein vortrefflicher König, der überdieß an dem Abte Suger von St. Denis einen weisen Freund und Rathgeber hatte, sollte er auch ursprünglich den Städtern die Befugniß der Vereinigung nur um des Geldvortheils willen, den sie ihm dafür boten, ertheilt haben, sah doch wohl bald ein, daß die Königsmacht selbst durch diese neue Einrichtung sehr gewinnen könne.

Der Keim, welchen der König ausgestreut hatte, entwickelte sich im Laufe der Zeit zur schönen Frucht. Noch in diesem Zeitraume bildete sich nicht nur auf den königlichen Erbgütern, sondern in Frankreich überhaupt eine große Anzahl städtischer Gemeinheiten. Denn bald ahmten die Großen, theils freiwillig, theils gezwungen, das Beispiel des Königs nach. Was zuerst nur Sitte war, foderte man allmälig als Recht.

Anfangs waren freilich die Rechte, welche diesen städtischen Gemeinheiten zugestanden wurden, sehr beschränkt, aber im Fortgange der Zeit wurden sie erweitert und vermehrt. Im Allgemeinen bildete eine städtische Gemeinheit, als solche, ein Ganzes, das selbst von seinem Lehensherrn in dieser Eigenschaft anerkannt und behandelt, und von dem Könige, als Oberlehensherrn, bestätigt ward; dann wählte sie sich ihre Obern; endlich hatte sie das Recht, Waffen zu führen, und unter dem Panier ihres Heiligen sich zu vertheidigen, oder auch erlittenes Unrecht zu rächen.

Auf solche Weise bildete sich eine neue Macht im Staate, welche im Laufe der Zeit für das Königthum höchst nützlich ward. Durch die städtischen Gemeinheiten auf den Erbländern des Königs wurde dessen Kriegsmacht vermehrt. Auch ward es bald Sitte, daß man die königliche Gewährleistung für nothwendig bei einem Vergleiche achtete, der von den Städten mit einem Großen über die erkaufte Freiheit geschlossen wurde, wodurch die Städtebewohner Gelegenheit erhielten, sich überhaupt mehr als bisher an die Könige anzuschließen.

blüheten diese Länder unter seiner Regierung in jeder Hinsicht auf. Nur die Päpste konnten und wollten die Vereinigung Teutschlands mit Italien nicht zugeben. Daher der heiße Kampf derselben mit Friedrich II. Daher erschwerten sie auch Conrad IV. (1250 – 1254) die Besitznahme Siciliens, und nach dessen Tode geschah es hauptsächlich durch sie, daß Sicilien dem hohenstaufischen Hause entrissen wurde, und im Jahre 1265 an Carl von Anjou, den Bruder Ludwigs IX. von Frankreich, kam.

Zwar wollte Conradin, der Sohn Conrads IV., seine Rechte auf das väterliche Reich geltend machen, verlor aber in der Schlacht bei Aquila (1268) den Sieg, gerieth hierauf in Gefangenschaft, und mußte (1269) auf Befehl Carls von Anjou seine edle Seele auf dem Blutgerüste zu Neapel aushauchen.

Indessen noch in der Nähe des Todes hatte Conradin den Gemahl von Manfredi's einziger Tochter Constantia (Manfredi war ein natürlicher Sohn Friedrichs II.), den Prinzen Peter von Aragonien, für den Erben seiner Krone erklärt. Und durch die Bemühungen Johanns von Procida gelang es auch wirklich (1282) Petern, nachdem die Franzosen auf Sicilien mit vieler Grausamkeit ermordet worden waren (sicilianische Vesper 1282), von Sicilien Besitz zu nehmen; Carl von Anjou aber blieb Herr von Neapel.

IV.

Frankreich.

1. Ludwig VI. der Dicke (1108 – 1137), Ludwig VII. (1137 – 1180).

Wie in Teutschland das Königthum in diesem Zeitraume tief darnieder sank, so erhob sich dasselbe in Frankreich mehr und mehr.

Schon Ludwig VI. (1108 – 1137) stärkte die königliche Macht dadurch, daß er anfing, den Einwohnern der Städte auf seinen Erbgütern die Erlaubniß zu ertheilen, in

Gemeinheiten zusammen zu treten. Der Übermuth der Großen hatte den Städtern solche Vereinigung zum dringendsten Bedürfnisse gemacht. Ludwig VI. aber, überhaupt ein vortrefflicher König, der überdieß an dem Abte Suger von St. Denis einen weisen Freund und Rathgeber hatte, sollte er auch ursprünglich den Städtern die Befugniß der Vereinigung nur um des Geldvortheils willen, den sie ihm dafür boten, ertheilt haben, sah doch wohl bald ein, daß die Königsmacht selbst durch diese neue Einrichtung sehr gewinnen könne.

Der Keim, welchen der König ausgestreut hatte, entwickelte sich im Laufe der Zeit zur schönen Frucht. Noch in diesem Zeitraume bildete sich nicht nur auf den königlichen Erbgütern, sondern in Frankreich überhaupt eine große Anzahl städtischer Gemeinheiten. Denn bald ahmten die Großen, theils freiwillig, theils gezwungen, das Beispiel des Königs nach. Was zuerst nur Sitte war, foderte man allmälig als Recht.

Anfangs waren freilich die Rechte, welche diesen städtischen Gemeinheiten zugestanden wurden, sehr beschränkt, aber im Fortgange der Zeit wurden sie erweitert und vermehrt. Im Allgemeinen bildete eine städtische Gemeinheit, als solche, ein Ganzes, das selbst von seinem Lehensherrn in dieser Eigenschaft anerkannt und behandelt, und von dem Könige, als Oberlehensherrn, bestätigt ward; dann wählte sie sich ihre Obern; endlich hatte sie das Recht, Waffen zu führen, und unter dem Panier ihres Heiligen sich zu vertheidigen, oder auch erlittenes Unrecht zu rächen.

Auf solche Weise bildete sich eine neue Macht im Staate, welche im Laufe der Zeit für das Königthum höchst nützlich ward. Durch die städtischen Gemeinheiten auf den Erbländern des Königs wurde dessen Kriegsmacht vermehrt. Auch ward es bald Sitte, daß man die königliche Gewährleistung für nothwendig bei einem Vergleiche achtete, der von den Städten mit einem Großen über die erkaufte Freiheit geschlossen wurde, wodurch die Städte-Bewohner Gelegenheit erhielten, sich überhaupt mehr als bisher an die Könige anzuschließen.

Auch unter Ludwig VII. (1137 – 1180), obwohl der Geist seines Vaters keineswegs auf ihm ruhte, entwickelte sich dieses neue städtische Leben mehr und mehr. Wie die Städtebewohner Vereine bildeten, so wollten auch die kleineren Theile der bürgerlichen Gesellschaft Gemeinheiten errichten. So entstanden Gilden und Zünfte der Handwerker und Innungen der Ritter. So bildeten um die Zeit Ludwigs VII. die Lehrer der Wissenschaften zu Paris mit ihren Zuhörern eine Gemeinheit *(Universitas)*. — Die einzelnen Theile des Staates mußten sich sondern, um sich zu ordnen, wenn im Laufe der Zeit Ordnung in das Ganze des Staates kommen sollte.

2. Philipp II. Augustus (1180 – 1223), Ludwig VIII. (1223 – 1226).

Mehr als unter irgend einem der bisherigen capetingischen Könige wuchs die königliche Macht in Frankreich unter dem gewandten und rastlos thätigen Philipp August (1180 – 1223). Durch glückliche Kriege mit England brachte er Touraine, Maine, Anjou und Poitou an die Krone. Aber auch auf andere Weise vereinigte er viele Länder mit seinem Hause. Daher sein Name Augustus. Aus Veranlassung des Kreuzzuges, den er unternahm, gewann er, wenigstens für ein Jahr (1190), eine allgemeine Steuer vom ganzen Reiche. Auch geschah es unter ihm, daß die Gewährleistung des Königs in Bezug auf die Verträge zwischen den Städten und den Großen immer häufiger wurde. Von den Großen selbst trennten sich um diese Zeit zwölf, sechs geistliche und sechs weltliche, von dem übrigen Adel, und eigneten sich den Titel der Pairs *(Pares)* von Frankreich zu. Diese Trennung und Eifersucht unter den Großen selbst mußte natürlich dem Könige den Kampf gegen sie sehr erleichtern. So mächtig fühlte sich Philipp August, daß er, der Erste seit Hugo Capet, es nicht mehr nöthig fand, seinen Sohn und Nachfolger bei seinen Lebzeiten krönen zu lassen.

Unter eben diesem Könige begannen die Kriege gegen die Albigenser. Besonders in dem südlichen Frankreich, dem Sitze schöner und früher Cultur, ward den

Glaubensneuerungen, welche seit dem zwölften Jahrhunderte fast in dem ganzen Abendlande Eingang fanden, und deren Anhänger vornehmlich auf eine einfachere Verfassung der Kirche drangen, vieler Beifall zu Theil. Man nannte diese Neuerer in Frankreich von Albigeois in Languedoc, wo sie sich hauptsächlich aufhielten, Albigenser. Ihre Anzahl war sehr groß. Ja, in der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts trat eine andere, noch kühnere Secte in Südfrankreich auf, deren Zweck, wie es schien, kein anderer als der Umsturz der Hierarchie war. Man nannte sie die Armen von Lyon oder Waldenser, von Peter Waldo, ihrem Haupte. — Solche Neuerungen konnten der Kirche nicht gleichgültig seyn, und erregten wegen der Menge ihrer Anhänger auch gerechte Besorgnisse in Bezug auf den Staat. Nach mehreren fruchtlosen Versuchen, diese Gährung der Meinungen zu unterdrücken, ließ daher Papst Innocentius III. (1209) gegen die Albigenser und deren Beschützer den Grafen Raimund VII. von Toulouse das Kreuz predigen; aber ein äußerst verderblicher Krieg, welcher nun in dem südlichen Frankreich begann, konnte doch die Anhänger des neuen Glaubens nicht austilgen. Auch Ludwig VIII. (1223 – 1226) führte einen höchst blutigen Krieg mit den Albigensern, ohne ihre Verbrüderung vernichten zu können. Erst unter der folgenden Regierung ward der Krieg geendigt, aber immer noch, und selbst bei aller Grausamkeit der Ketzergerichte, blieben Anhänger der neuen Lehre übrig.

3. Ludwig IX. der Heilige (1226 – 1270), Philipp III. der Kühne (1270 – 1285).

Auch Ludwig IX. der Heilige (1226 – 1270) trug sehr viel zu dem Bau der französischen Monarchie bei. Es ging die Ehrfurcht, welche man der Frömmigkeit und Gerechtigkeits-Liebe dieses Königs zollte, auch auf das Königthum über.

Vornehmlich stärkte er die königliche Macht dadurch, daß er die Rechtspflege verbesserte, und den Kreis derjenigen, welche sich den königlichen Gerichten unterwarfen, sehr erweiterte. Zunächst verbesserte er die Rechtspflege freilich nur in seinen Erbländern. Er errichtete für die-

se einen obersten Gerichtshof, in welchem er selbst den Vorsitz führte. Allein bald erweiterte sich der Kreis dieses Gerichtshofes über ganz Frankreich. Hierzu trug wohl vor Allem die Gerechtigkeit bei, wodurch derselbe sich auszeichnete; dann war auch der Schutz des Königs der stärkste. Die Großen erlaubten aber ihren Unterthanen die Berufung auf denselben, theils weil sie den Nachtheil nicht voraussahen, der ihnen daraus erwuchs, theils auch, weil Parteien, welche sich ohne Noth an das königliche Gericht gewendet hatten, von diesem zu einer Geldstrafe an die Gerichte ihrer Gebietsherren verurtheilt wurden. Solche Berufungen waren bald so häufig, daß schon Ludwig IX. seinen Beamten, deren Gerichtsbarkeit sich bisher bloß auf die königlichen Erbländer beschränkt hatte, bestimmte Bezirke des Reiches anweisen konnte, aus welchen sie die Klagen der Unterthanen der Großen annehmen sollten. Von nun an entstand unter den königlichen Beamten selbst ein Wetteifer, wer die meisten Streitsachen der Gerichtshöfe der Großen an den königlichen Gerichtshof bringen könnte, besonders seitdem gewisse Fälle bestimmt waren, welche einzig vor den Gerichtshof des Königs gehören sollten. So ward wenigstens ein bedeutender Anfang gemacht, die richterliche Gewalt, welche durch das Lehenswesen beinahe ganz Eigenthum der Großen geworden war, wieder mit der königlichen Gewalt zu vereinigen. Oft saß Ludwig IX. selbst nach der Messe auf dem Rasen unter einer Eiche des Waldes bei Vincennes, und gab jedem Franzosen Gehör und Gericht. — Auch den Anfang einer Gesetzgebung (*Etablissements de St. Louis*) verdankte ihm Frankreich. Seine Frömmigkeit bewies er, dem Geiste der Zeit gemäß, auch durch zwei Kreuzzüge, welche er unternahm; aber bei aller Frömmigkeit sicherte er doch die Rechte der französischen Kirche durch mehrere weise Verordnungen. Den Werth des neuen städtischen Lebens erkannte er ebenfalls. „Für die Städte," rieth er seinem Sohne und Nachfolger Philipp dem Kühnen (1270 – 1285), „sollte er vorzüglich Sorge tragen: denn in dem Reichthum und der Volksmenge derselben würde er die beste Vertheidigung wider die Feinde finden."

Auch erhielten sich wenigstens unter dem Sohne, trotz der vielen Kriege, welche derselbe führte, die Keime, welche sein Vater gepflanzt hatte.

V.

England.

1. Wilhelm II. (1087 – 1100), Heinrich I. (1100 – 1135), Stephan von Blois (1136 – 1154), Heinrich II. (1154 – 1189), Richard Löwenherz (1189 – 1199).

Da Wilhelm der Eroberer England als sein Eigenthum ansah, so glaubte er auch, den Thron desselben geben zu können, wem er wolle. Er hatte drei Söhne: Robert, Wilhelm, Heinrich. Aber nicht dem ältesten dieser Söhne Robert, sondern dem zweiten, Wilhelm, gab er den Thron, den erstern aber beschränkte er auf den Besitz der Normandie. Nun mußte aber Wilhelm II. (1087 – 1100), wollte er sich gegen Robert auf dem Throne behaupten, den Großen versprechen, die strenge Verfassung, welche sein Vater in England eingeführt hatte, zu mildern. Auch suchte er, obwohl der harte Sinn des Vaters ihm gleichfalls eigen war, die weltlichen Großen wenigstens so lange, bis er sich auf dem Throne befestigt hatte, auf mannigfaltige Weise zu gewinnen, aber gegen die Geistlichkeit behauptete er im ganzen Laufe seiner Regierung mit Nachdruck die Rechte des Königthums.

Nachdem Wilhelm II. auf der Jagd von einem Ritter unvorsichtiger Weise getödtet worden war, folgte ihm sein Bruder Heinrich I. (1100 – 1135). Auch dießmal wurde also Robert übergangen. Aber auch dießmal benützten die Großen die Zurücksetzung des ältern Bruders. Heinrich mußte ihnen (1101) einen Freiheitsbrief ertheilen, worin er die beschwerlichen Lehensdienste und andere Lasten zu erleichtern versprach. — Roberts Schicksal war sehr traurig. Heinrich verdammte ihn, nachdem er ihn in

einer Schlacht besiegt hatte, zur ewigen Gefangenschaft, und vereinigte die Normandie mit der Krone England.

Nach Heinrichs I. Tode stritt sich dessen Tochter Mathilde, die Gemahlin Gottfrieds Plantagenet, Grafen von Anjou, achtzehn Jahre um den englischen Thron mit Stephan von Blois, Grafen von Boulogne und Montagne, welcher ein Sohn von Adelheide, der Tochter Wilhelms des Eroberers, war. Auch dieser Thronfolgestreit war für die Großen vortheilhaft; Stephan von Blois (1136 – 1154) bestätigte den Freiheitsbrief seines Vorgängers, mit Zusätzen zum Besten der Geistlichkeit. Endlich ward Heinrich, der Sohn Mathildens und Gottfrieds Plantagenet, von Stephan von Blois als Nachfolger anerkannt.

Heinrich II. (1154–1189) war ein Herrscher von vortrefflichen Eigenschaften. Er theilte England in sechs Kreise, deren jeden jährlich drei königliche Richter bereisen sollten, um an Ort und Stelle die Fälle zu entscheiden, welche vor das königliche Gericht gehörten. Die Großen, obwohl er ihnen den Freiheitsbrief Heinrichs I. bestätigte, hielt er in Schranken des Gehorsams. Auch schwächte er ihren kriegerischen Geist, indem er ihnen erlaubte, von persönlicher Dienstpflicht sich los zu kaufen. Englands Gebiet war unter ihm sehr ausgedehnt. Außer der Normandie besaß er in Frankreich von seinem Vater die Grafschaften Anjou, Touraine und Maine, von seiner Gemahlin Eleonore aber das Herzogthum Guyenne und Poitou; auch war er durch Eroberung Herr von Irland. Nur der Kampf mit der Kirche und mit seinem eigenen Hause verdunkelte den Glanz seiner Regierung. Er wollte die Rechte des Staats gegen die Kirche behaupten, aber hartnäckig widersetzte sich ihm Thomas Becket, Erzbischof von Canterbury; und als dieser endlich (1170) seine Widersetzlichkeit mit dem Tode gebüßt hatte, gerieth der König in harten Streit mit dem Papste Alexander III., und konnte nur durch demüthigende Buße zur Aussöhnung mit der Kirche gelangen. Noch trauriger waren die Kriege, welche er in den letzten achtzehn Jahren seiner Regierung mit seinen eigenen Söhnen zu führen hatte, und von welchen die

Ränkesucht seiner Gemahlin Eleonore, vornehmlich aber die Unbestimmtheit der Thronfolge die Hauptursachen waren. Zwei dieser Söhne, Heinrich und Gottfried, starben indessen noch vor dem Vater, Richard und Johann aber trugen die englische Krone nach ihm.

Richard Löwenherz (1189 – 1199), ein in der Geschichte der Kreuzzüge mit Recht hochgefeierter Held, hat sich als König von England keinen Ruhm erworben. Eben sein Kreuzzug und dann andere Fehden und Kriege machen den Hauptinhalt der Geschichte seiner Regierung aus.

2. Johann ohne Land (1199 – 1216).

Johann war der unedelste unter den Söhnen Heinrichs II. Mit Grausamkeit befestigte er sich auf dem Throne Englands, indem er, wie wenigstens allgemein behauptet ward, den Sohn seines ältern Bruders Gottfried, den Herzog Arthur von Bretagne, welcher ihm die Nachfolge streitig machte, ermordete. Wegen dieses Mordes ward er als französischer Vasall vor das Gericht der Pairs von Frankreich geladen, und, als er nicht erschien, aller Länder verlustig erklärt, welche er als Lehen von dem französischen Throne besaß. Auch verlor er, und zwar hauptsächlich durch seine Trägheit, fast alle Besitzungen Englands jenseits des Meeres.

Noch schmählicher endigte er einen Streit mit der Kirche. Er wollte, daß Bischof Johann von Norwich zum Erzbischof von Canterbury gewählt werde. Aber Papst Innocentius III. verlangte, daß Stephan Langton, ein geborner Engländer und ein sehr ausgezeichneter Mann, diesen erzbischöflichen Stuhl erhalten sollte. Langton ward auch wirklich gewählt. Was nun aber auch Innocentius versuchen mochte, Johann wollte den neuen Erzbischof durchaus nicht anerkennen. Endlich drohte der Papst mit dem Interdicte. Aber der König, als ihm dieses angekündigt wurde, schwur voll Wuth: er werde, so bald man es wage, das Interdict über sein Land auszusprechen, alle Geistlichen aus England vertreiben. Doch ward das Interdict ausgesprochen. Da standen plötzlich die Tempel öde und schauererweckend, die

Thürme ihrer Glocken beraubt, die Altäre von keiner Kerze beleuchtet. Verschleiert waren die Bilder der Heiligen, die Kreuze. Nur das unschuldige Kind erfreute sich noch einer christlichen Wohlthat, der Taufe, nur der Sterbende des tröstenden Sacraments. Aber ohne Todesfeier, ohne Gesang und Rede des Priesters ward die Leiche an den Heerstraßen eingescharrt, und in Gruben geworfen, um die Stätte der Christen auf dem Gottesacker nicht zu entweihen. Mit dem Könige war die ganze Nation geächtet, und hatte keinen Trost mehr, als die Beichte, auf welche auch der Verbrecher Anspruch machen darf. Die öffentliche Freude war dahin, nur die Trauer hatte die Freiheit sich zu zeigen. — Allein der König hielt dennoch seinen Schwur; er vertrieb fast alle Geistlichen aus England, und übte zugleich auch gegen seine übrigen Unterthanen große Grausamkeit. Nun aber belegte Innocentius III. den König selbst mit dem Banne, entband alle Unterthanen desselben von dem Eid der Treue und des Gehorsams, und erklärte ihn des englischen Thrones verlustig. Ja, aufgemuntert von dem Papste, rüstete sich Philipp August von Frankreich mit Macht, um sich England zu unterwerfen. Nun erst (Mai 1213) änderte Johann seinen Sinn, und war jetzt so furchtsam und feige, als vorher trotzig. Er versprach dem Papste den vollkommensten Gehorsam; ja, er übertrug ihm die Reiche England und Irland, um sie als ein Lehen desselben zurück zu empfangen. Unter solcher Bedingung söhnte sich Innocentius III. freilich gern mit dem Könige aus; und Philipp August ward mit dem Banne bedroht, wenn er das nunmehrige Erbe des Stuhles Petri antasten würde.

Stephan Langton, der nun als Erzbischof von Canterbury freundlich von Johann aufgenommen ward, verwaltete mit Einsicht, Würde und Gerechtigkeit seine hohe Stelle. Ja, eben dieser Erzbischof veranlasste eine dauerhaftere Sicherstellung der englischen Nationalfreiheit.

Der König hatte durch seine Tyrannei, besonders aber dadurch, daß er England vom Papste zum Lehen genommen hatte, die ganze englische Nation gegen sich aufgereizt. Die weltlichen Großen wollten nicht Untervasallen des Papstes, die Geistlichen nicht seine eigentlichen Un=

terthanen seyn, denn eben, um von aller Unterthänigkeit frei zu werden, schlossen sie sich in der Regel an den römischen Stuhl an. Diese Stimmung benützte Stephan Langton, ein Mann von Kraft und von Gefühl für Recht. Bei einer großen Versammlung der Stände las er (September 1213) den Freiheitsbrief Heinrichs I. vor. Die Großen hörten mit vieler Freude zu, und schwuren alle, daß sie für die Vollziehung des Inhalts dieser Urkunde bis zum Tode kämpfen wollten. Auf den Papst sich verlassend, setzte mittlerweile Johann die gewohnten Gewaltthätigkeiten fort. Nun aber traten die Großen in einen engern Bund zusammen, und verlangten an Weihnachten 1214 mit allem Nachdrucke von dem Könige, daß er ihnen den Freiheitsbrief Heinrichs I. bestätigen möchte. Johann schob das Gesuch anfangs hinaus. An Ostern 1215 antwortete er endlich: Nimmermehr werde er Freiheiten gestatten, wodurch der Herrscher zum Sclaven würde. Jetzt traten die Großen, ingeheim von Langton geleitet, in die Waffen, und bald sah der König sich in Gefahr, Land, Leben und Alles zu verlieren. Da unterzeichnete er (19. Junius 1215) den großen Freiheitsbrief (*Magna Charta libertatum*).

Durch diesen Freiheitsbrief erhielten die weltlichen Großen abermal Milderung der strengen Lehensverhältnisse. In Bezug auf alle Freien ward festgesetzt: daß Keiner seine Freiheit, sein Vermögen, sein Vaterland verlieren könne, so lang sie ihm nicht durch ein Gericht von seines Gleichen abgesprochen worden seyen. Auch ward ein beständiger Sitz für den obersten Gerichtshof des Königs bestimmt, und völlig freier Verkehr mit dem Auslande festgesetzt. Endlich sehr viel gewann die Geistlichkeit. Ihr ward die Befreiung von weltlicher Gerichtsbarkeit, völlige Wahlenfreiheit und das Recht, sich in kirchlichen Angelegenheiten ungehindert an den römischen Stuhl zu wenden, zugesichert.

Ein Friedensrath von fünf und zwanzig Baronen sollte über die Aufrechthaltung des großen Freiheitsbriefes wachen, die Geistlichkeit drohte demjenigen den Bann, der ihn verletzen würde, übersetzte ihn in die Landesspra-

che, und las ihn jährlich von den Kanzeln ab. Überhaupt hatte diese Grundlage der Verfassung Englands in der Achtung, mit welcher sie von der englischen Nation betrachtet wurde, die festeste Stütze.

Zwar wollte der Papst, aus Gunst für Johann, die Urkunde alsbald vernichten. Aber die Großen griffen zu den Waffen, und nöthigten den König zur Flucht, auf welcher er starb.

3. Heinrich III. (1216 – 1272), Eduard I. (1272 – 1307).

Heinrich III. (1216 – 1272), der Sohn Johanns, war schwach, Sclave von Günstlingen, verschwenderisch, und führte überdieß unglückliche Kriege mit Frankreich. Indessen die Geldnoth, in welche England durch diesen König gestürzt ward, hatte eine für die englische Verfassung wohlthätige Folge. — Lange hatte die Nation zu Heinrichs Verschwendung geschwiegen. Endlich aber erhob sich eine mächtige Partei der Großen, und zwang den König zu einem Vergleiche, vermöge dessen vier und zwanzig Baronen das Recht erhielten, die ganze Verfassung des Reichs zu verbessern. Wie einst die Decemvirn Roms, mißbrauchten freilich diese Großen die ihnen anvertraute Gewalt. Allein durch sie geschah es im Jahre 1265 zum erstenmale, daß auch Abgeordnete der Städte und Flecken Englands zu dem Parlamente berufen wurden; ein Beispiel, welches schon unter der folgenden Regierung nachgeahmt ward.

Eduard I. (1272 – 1307), der Sohn Heinrichs III., ein tapferer, kraftvoller und thätiger König, unterwarf Wallis der Krone England, befestigte seine Herrschaft in Irland, und führte glückliche Kriege mit Schottland. Auch that er viel für die Verbesserung der Rechtspflege. Unter ihm wurden überdieß im Jahre 1283 Abgeordnete der Städte abermal zum Parlament gerufen, und im Jahre 1297 erhielt sogar die *Magna Charta* den Zusatz, daß künftighin keine Abgabe aufgelegt und erhoben werden sollte, wofern nicht auch die städtischen Abgeordneten ihre Einwilligung dazu gegeben hätten. Diese Begünstigung

der Städte war indessen keineswegs Folge eines freien Entschlusses des Königs, sondern wurde ihm durch Geldnoth, Kriege und den Drang der Umstände überhaupt abgenöthigt. Nur langsam entwickelte sich Englands freie Verfassung.

VI.

Spanien.

1. Die Araber in Spanien.

Die Herrschaft der Morabethen in Spanien war von kurzer Dauer. Schon in der zweiten Halfte des zwölften Jahrhunderts bemächtigten sich die Muahedier Granada's, Murcia's, Valencia's, Jaens und Algarbiens, und behaupteten das neue Reich wider die Morabethen sowohl, als wider die Christen in Spanien.

Der Urheber der Verbrüderung der Muahedier war der Emir Abu Abdallah Muhammed, der Sohn Tomruts, von dem Stamme der Mossaneiden, die auf dem mauritanischen Gebirge Atlas wohnten, ein kühner Mann, nicht ohne Kenntnisse und von feuriger Beredsamkeit. Im Jahre 1129 trat er als Wiederhersteller des Islams in Marocco auf, gab sich für Mahadi, den von den Muhammedanern erwarteten Propheten, aus, und nannte seine Anhänger, deren er in Kurzem Viele gewann, Muahedier, das ist, Anbeter des wahren Gottes. Wie der Stifter des Islams ward auch er Eroberer, und das von ihm angefachte Feuer der Begeisterung gab den Waffen der Muahedier bald großes Glück. Im Jahre 1140 fiel Marocco in ihre Gewalt, und bereits um 1160 war ihr Reich in Africa, Magrab und Spanien gegründet.

Bis in den Anfang des dreizehnten Jahrhunderts behaupteten die Muahedier die Übermacht in Spanien. Nun aber vereinigten sich die christlichen Mächte dieser Halbinsel, und erfochten (1220) bei Tolosa, in den

Gebirgen von Sierra Morena, einen großen Sieg, welcher die Übermacht der Christen über die Araber oder Mauren in Spanien für immer entschied. Um das Jahr 1250 war nur noch Granada in der Gewalt der Mauren, und selbst die maurischen Könige von Granada mußten die Oberhoheit Castiliens anerkennen.

2. Castilien.

Der Umfang Castiliens ward in diesem Zeitraume auf Kosten der Mauren sehr erweitert, und wäre wohl noch mehr erweitert worden, wenn nicht in der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts höchst verderbliche Unruhen in diesem Staate begonnen hätten.

Mehr wie irgend einer der castilischen Könige vor ihm erweiterte Ferdinand III. (1236–1252) die Gränzen Castiliens auf Kosten der Araber. Er eroberte (1236) Cordua, (1241) den größten Theil von Estremadura, (1243 und 1244) ganz Murcia, (1245) Jaen, (1248) Sevilla, (1250) Cadix sammt dessen Umgebungen, und unterwarf den König von Granada seiner Oberhoheit. Auch verdankte ihm Castilien mehrere innere Einrichtungen, besonders die Gesetze der Untheilbarkeit und der Erstgeburt, wodurch die bisher so verderblichen Theilungen des Reiches abgewendet wurden.

Minder glücklich war Castilien unter Alphons X. dem Weisen (1252–1284). Zwar gab dieser König seinem Volke Gesetze, und förderte die wissenschaftliche Bildung in seinem Reiche mit vielem Eifer; auch war er selbst Kenner der Wissenschaften, besonders der Astronomie. Allein im Übrigen gereichte seine Regierung nur zum Unglücke Castiliens. Durch kostspielige Unternehmungen, wohin besonders sein Streben nach der teutschen Königskrone gehörte, und dann durch Grausamkeiten, die er aus astrologischem Wahne beging, erregte er Unruhen, welche, da noch Thronstreitigkeiten zwischen seinem jüngern Sohne Sancho IV. und den Söhnen seines ältern Sohnes Ferdinands de la Cerda hinzukamen, Castilien fast ein halbes Jahrhundert lang zerrütteten.

Unter solchen Unruhen konnte auch der Krieg gegen die Mauren selbst von dem tapfern Sancho IV. (1284 – 1295) nicht mit Erfolg geführt werden; und der Adel Castiliens, der ohnehin wegen seiner Unentbehrlichkeit in dem Kampfe mit den Ungläubigen große Ansprüche auf die Dankbarkeit der Könige machte, benützte diese Verwirrung, um seine Rechte auf Kosten des königlichen Ansehens immer mehr zu erweitern.

3. Aragonien.

Auch von Aragoniens Königen wurden die Gränzen ihres Gebietes theils auf dem Wege des Erbrechts, theils durch Waffengewalt in diesem Zeitraume sehr erweitert.

Durch die Vermählung Petronella's, der Erbtochter des aragonischen Königs Ramiro's II. mit Raymund, dem Grafen von Barcelona (1150), wurde Barcelona, wozu fast ganz Catalonien und beträchtliche Bezirke Südfrankreichs gehörten, mit Aragonien vereinigt. Den Namen des Eroberers aber verdiente Jakob I. (1213 – 1276): denn nicht nur die balearischen Inseln, sondern auch das Königreich Valencia unterwarf er sich. Sein Sohn und Nachfolger Peter III. (1276 – 1285) ward Herr von Sicilien, welches jedoch erst im Jahre 1410 mit Aragonien vereiniget wurde.

Der Adel, welcher die Könige bei diesen Eroberungen unterstützte, erwarb sich wie in Castilien, so auch in Aragonien mancherlei Vorrechte. In Aragonien ward ihm sogar (1287) die Befugniß ertheilt, seine Rechte gegen Angriffe des Königs mit Waffengewalt zu vertheidigen. Allein, welches in Castilien nicht der Fall war, auch die Freiheit der Bürger der Städte Aragoniens machte immer größere Fortschritte. Schon vor der Mitte des zwölften Jahrhunderts erschienen Abgeordnete der Städte auf dem Reichstage, und gaben ihre Stimmen über die öffentlichen Angelegenheiten.

Drittes Kapitel.

Die Mongolen.

1. Dschingis-Chan (1206 – 1227).

Die Mongolen, ein altes, asiatisches Volk, welches, wie man vermuthet, einst unter dem Namen der Hunnen Asien und Europa erschüttert hatte, waren gegen die Mitte des zwölften Jahrhunderts den Niü-tsche unterworfen. Aber Temudschin machte sie von dem Joche der Niü-tsche frei, und veranlaßte Bewegungen, durch welche Asien und selbst ein bedeutender Theil von Europa zwei Jahrhunderte lang gewaltig erschüttert wurde.

Schon Jesukai, der Vater Temudschins und eines der Oberhäupter der Mongolen, hatte mehrere kleine mongolische Chane besiegt, unter andern den damaligen Chan der Su-Mongolen Temudschin. Als er nun nach Überwindung dieses Gegners in sein Hoflager am Flusse Onon zurückkam, ward seine Gemahlin Ulun-Jka von einem Sohne entbunden. Erfreut hierüber, und zum Andenken des eben gewonnenen Sieges legte der Vater dem Knaben den Namen des besiegten Chans bei. Die künftige Bestimmung des Knaben aber ward, wie die Sage erzählt, schon dadurch angedeutet, daß derselbe ein Stück geronnenes Blut in der Hand mit auf die Welt brachte.

Als Jesukai im Jahre 1176 starb, war Temudschin noch minderjährig, weßhalb seine Mutter in seinem Namen die Regierung führte. Zwar trat der Jüngling den, nach seines Vaters Tode abgefallenen, mongolischen Horden bald muthvoll entgegen, fand aber doch nöthig, sich in den Schutz Toguls, des mächtigen Chans der Keraten, zu begeben. In Kurzem erwarb er sich die Freundschaft Togruls, und bildete unter ihm seine Heldenanlagen aus. Indessen der Neid konnte Temudschins Auszeichnung nicht ertragen. Man reizte den Chan Togrul gegen ihn auf, so, daß dieser ihm endlich mehrmalen nach dem Leben trachtete. Er entfloh der Gefahr, und bei einem zweiten Versuche erlitt Togrul (1203) eine blutige Niederlage. Mehrere mongolische Horden traten nun zu Temudschin über. Togrul ward abermal geschlagen, und ver-

lor auf der Flucht das Leben, Temudschin aber nahm von dessen Lande Besitz, machte Karakorum, die berühmte Hauptstadt der Keraiten, zu seinem Herrscher-Sitze, und wurde bald nachher durch die Besiegung der mächtigen türkischen Horde der Naimanen am Ober-Selenga der mächtigste Chan der Mongalei.

Die Würde eines mongolischen Groß-Chans genügte aber dem Helden jetzt nicht mehr. Bet Tangri, ein Sohn des Menglik Jska, Stiefvaters des Temudschin, hatte die Rolle eines Propheten übernommen, und durch ein strenges, beschauliches Leben, als Heiliger und Liebling der Gottheit, sich ein großes Ansehen bei den Mongolen erworben. Als nun Temudschin im Jahre 1206 einen allgemeinen Reichstag an den Quellen des Onon hielt, und neue Gesetze, theils bürgerlichen, theils religiösen Inhalts gab, trat Bet Tangri öffentlich auf, und erklärte, daß Gott, mit dem er vertrauten Umgang habe, ihn unmittelbar sende, und durch ihn befehle, daß Temudschin von nun an Dschingis-Chan (der größte, unumschränkte, allgemeine Beherrscher) heißen, und alle seine Nachkommen Chane seyn sollten. Von nun an war Dschingis-Chan der Attila der Mongolen.

Schon im Jahre 1209 unterwarfen sich ihm die Iguren freiwillig. Noch in eben diesem Jahre eroberte er die nordwestlichen Gegenden von China, welche zum Königreiche Tangut gehörten. Hierauf (1210) griff er die Niü-tsche an, und zwang sie, den, ihnen bisher zinspflichtigen, Mongolen Tribut zu geben. Nach wenigen Jahren trug er den Krieg wieder zu den Niütsche, riß unter fürchterlichen Verheerungen mehrere Theile ihres Landes an sich, ohne jedoch, ob er gleich fortwährend ein großes Heer bei ihnen stehen ließ, ihr ganzes Reich erobern zu können. Auch im Westen und Norden der Mongalei waren seine Waffen äußerst glücklich. Keschluk, der Chan der besiegten türkischen Horde der Naimanen, hatte sich mit Hülfe des Sultans von Chowaresm zum Chan der Kara-kitajer aufgeworfen, und reizte nun die Kaptschaker, Kitaner und andere Asiaten auf, sich gegen die furchtbare mongolische Macht zu vereinigen. Dieß Bündniß ward durch

den Beitritt Muhammeds, des gewaltigen Sultans von Chowaresm, verstärkt. Aber Dschingis-Chan trat allen diesen Feinden kühn entgegen. Er wandte sich alsbald gegen Kara-kitai. Keschluk ward geschlagen, und alles Land bis Kaschgar erobert. Auch der mächtige Muhammed von Chowaresm unterlag den Waffen des Helden, selbst Chowaresm fiel (1218) im Sturme; vom caspischen Meere bis zum Indus waren die Mongolen überall siegreich, und, nur durch sein Heer genöthigt, verließ Dschingis-Chan den Indus, ohne über denselben in Indien eingedrungen zu seyn. Um eben diese Zeit ging ein Theil der Mongolen durch Kaptschak bis nach Rußland, und verbreitete den Schrecken vor den mongolischen Waffen bis an den Dniepr.

Die Sultane von Chowaresm (1138 – 1231). Cothb Eddin, dessen Vater, ein Türke, ursprünglich ein Sclave gewesen war, hatte um 1098 von dem Seldschuken Sandschar die Statthalterschaft von Chowaresm (Charesm oder Choresm) mit dem Titel eines Fürsten von Chowaresm erhalten. Aber nach der Sitte der meisten asiatischen Statthalter kündigte schon Muhammed I., der Sohn und Nachfolger Cothb Eddins, seinem Oberherrn (1138) den Gehorsam auf, und vergrößerte seine Provinz noch durch Eroberungen. Muhammeds Nachfolger ahmten sein Beispiel nach, warfen das Sultanat der Seldschuken zu Iran über den Haufen, und bemächtigten sich ganz Mittelasiens bis an China. Allein nachdem das Sultanat von Chowaresm kaum ein Jahrhundert gedauert hatte, ward es (1218) von den Mongolen zerstört. Zwar vertheidigte Mankberni, einer der berühmtesten Helden Asiens, der Sohn Muhammeds II., des chowaresmischen Sultans, mit seltener Tapferkeit die Trümmer der väterlichen Herrschaft, aber auch er erlag (1231) nach heißem Kampfe den Mongolen, ohne den Staat von Chowaresm wieder hergestellt zu haben.

Im Jahre 1226 drang fast die ganze Mongalei in das Königreich Tangut ein, wo eine Empörung ausgebrochen war. Dschingis-Chan nahm die grausamste Rache. Das königliche Haus von Tangut mußte sterben; und dieses Loos traf auch den größten Theil der Einwohner des Landes. Hierauf wollte Dschingis-Chan es abermal versuchen, dem Reiche der Niü-tsche ein Ende zu machen; aber sein Tod (1227) unterbrach die Aus-

führung seines Vorhabens. Noch sterbend ermahnte er seine Söhne, die Eroberung des chinesischen Reiches zu vollenden.

2. Octai (1227 – 1242), Kajuk (1245 – 1248), Manku (1251 – 1259), Koblai (1259 – 1294).

Dschingis-Chans Eroberungen wurden von dessen Söhnen und Enkeln so glücklich fortgesetzt, daß in den acht und sechzig Jahren seiner vier ersten Nachfolger die Mongolen beinahe ganz Asien und einen großen Theil von Europa unterjochten.

Schon unter Octai (1227 – 1242), dem Sohne und Nachfolger Dschingis-Chans, ward der Kreis der mongolischen Eroberungen sehr ausgedehnt. Bereits im Jahre 1234 war das Reich der Niü-tsche vollends ganz überwältigt. Auch in Mittel- und Westasien bis nach Syrien wurden die Kriege mit Glück fortgesetzt. Selbst das entfernte Abendland zitterte schon während der Regierung Octai's vor den Waffen der Mongolen. Fünfmalhundert tausend Tataren und Mongolen, angeführt von Batu, dem Neffen Octai's, wandten sich gegen Abend, gingen über die Wolga und Koma, den Don und Dniepr, die Weichsel und Donau. Turkestan und Kaptschak, Astrachan und Kasan wurden unterworfen. Rußland ward (1237, 1239, 1240) eine bleibende Eroberung der Mongolen. Von hier aus thaten sie einen Einfall in das Innere von Polen und bis an Teutschlands Gränzen. Bei Liegnitz gewannen sie (1241) den blutigsten Sieg über die Herzoge von Schlesien. Nun trugen sie den Krieg nach Ungarn, über welches sie gränzenlosen Jammer brachten. König Bela IV. von Ungarn mußte bis in die Inseln des adriatischen Meeres flüchten, und bis gegen Pest und die Theis waren nur drei feste Städte verschont geblieben. Hierauf verheerte Batu Servien, Bosnien und Bulgarien, und zog sich dann zum Glücke Europa's nach der Mongalei zurück. Thronstreitigkeiten, welche nach dem Tode Octai's ausgebrochen waren, dann das Verlangen, die gemachte Beute zu genießen, endlich wohl auch Achtung für die abendländische

Tapferkeit hatten den Entschluß der Mongolen, sich zurückzuziehen, hervorgebracht.

Kajuk (1245 – 1248), der Sohn Octai's, wollte die Eroberungen im Abendlande fortsetzen, aber sein früher Tod und die Thronstreitigkeiten, welche nun abermal begannen, verhinderten die Ausführung dieses Planes. Übrigens fingen die Mongolen um diese Zeit an, sich des südlichen Sibiriens zu bemächtigen, welches sie über drei Jahrhunderte beherrschten.

Unter Manku (1251 – 1259), dem Neffen Octai's und Enkel Dschingis-Chans, ward (1258) dem Chalifate zu Bagdad ein Ende gemacht, und auch der Krieg in Syrien und Kleinasien mit Glück fortgesetzt.

Koblai (1259 – 1294), Manku's Bruder, erwarb sich besonders durch die Unterwerfung des südlichen China's, welche er im Jahre 1279 vollendete, vielen Ruhm. Auch die umliegenden Reiche, Korea, Tonkin, Cochin-China, Pegu, Bengalen und Tibet, wurden durch den Schrecken seiner Waffen mehr oder weniger abhängig gemacht. — Von China und dem östlichen Weltmeer bis zu dem mittelländischen und bis an den Dniepr erstreckte sich jetzt die Herrschaft der Mongolen.

3. Zertrümmerung des mongolischen Reiches.

Schon wegen seines ungeheuern Umfanges konnte dieses Reich nicht von Dauer seyn. Dann, obwohl die Mongolen selbst ihr ursprüngliches Hirtenleben fortsetzten, so fielen doch ihre Groß-Chane in Üppigkeit und Weichlichkeit, wobei der Helden-Geist ersterben mußte. Endlich seit Koblai den Herrscher-Sitz, welcher vorher zu Karakorum, im Mittelpunkte des Reiches, gewesen war, nach Kambalu in dem entfernten China verlegt hatte, konnten die Statthalter um so weniger in Ordnung gehalten werden, je größere Ansprüche sie, als Verwandte des Groß-Chans, auf Herrschaft machten. So geschah es denn, daß bereits in der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts das mongolische Reich in mehrere Staaten zerfiel, unter denen China, Iran oder Persien, Dschagatai, Kaptschak und Turan in

Sibirien die bedeutendsten waren, von denen aber die zwei erstern noch im Laufe des vierzehnten Jahrhunderts der mongolischen Herrschaft sich entzogen, oder doch zertrümmert wurden.

4. Timur (1370 – 1404).

Doch noch einmal mußten Asien und Europa vor den Waffen der Mongolen zittern.

Timur, Fürst von Kesch, unter der Oberhoheit des Dschagataischen Chans, stellte den Ruhm seines Volkes wieder her. Seinen eigenen Ruhm hatte er durch Befreiung Dschagatai's von der Herrschaft der Chane von Kaschgar gegründet, und ward deßhalb zum Nowian (ersten Minister) an dem Hofe seines Oberherrn erhoben. Bald wurde er als der eigentliche Herrscher verehrt, ließ aber den Groß-Chan aus dem Hause Dschingis-Chans neben sich bestehen, und lief auch als Nowian seine große Heldenlaufbahn.

Persien, oder vielmehr alles Land vom Oxus bis zum Euphrat, ward (1380–1396) von Timur bezwungen. Gewaltig erschütterte er das Chanat von Kaptschak. Auch Rußland durchstreifte er, und verwüstete Moskau. Ihm gelang es in Indien einzudringen. Er eroberte Delhi und unterwarf sich den Panjab. Auch in Kleinasien machte er glückliche Eroberungen. In der Gegend von Ancyra überwand er (July 1402) in einer großen Schlacht den türkischen Sultan Bajazet. Bajazet hatte als Held und Heerführer trefflich gestritten, erlag aber der stärkern Gewalt und gerieth in Gefangenschaft. Die letztere war, wie wenigstens türkische Geschichtschreiber einstimmig versichern, sehr hart. In einen eisernen Käfich eingesperrt, wurde der überwundene Sultan dem mongolischen Helden auf seinen Zügen nachgeschleppt. Ganz Kleinasien unterwarf sich nun den Mongolen, und Europa zitterte abermal vor ihnen. Doch Timurs Blick war jetzt mehr nach dem Osten Asiens gerichtet. Nach einem kurzen Aufenthalte zu Samarkand, seinem prachtvollen Herrscher-Sitze, brach er, ein Greis von siebzig Jahren, zur Eroberung China's auf; starb aber (1404) auf dem Zuge dahin.

In fünf und dreißig blutigen Feldzügen hatte Timur Asien von dem Irtisch und der Wolga bis zu dem persischen Meerbusen, und vom Ganges bis Damascus und an den Archipelagus unter seine Gewalt gebracht.

Aber so groß dieß Reich war, so schnell zerfiel dasselbe wieder. Noch Timur selbst hatte Kleinasien, das Reich Bajazets, dessen Sohne Soliman zum Lehen gegeben; aber kaum war der Held gestorben, als auch diese Lehensabhängigkeit nicht weiter geachtet wurde. Eben so gerieth Persien bald nach Timurs Tode in die Gewalt der Turkomannen. Auch der Panjab blieb den Mongolen nur so lange treu, als der Schrecken vor Timurs Namen fortwirkte, und erst am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts machte der Timuride Baber die Ansprüche der Mongolen auf Indien von Neuem geltend. Nur ein Bruchstück des großen Reiches, die östlichen Provinzen blieben längere Zeit unter der Herrschaft der Timuriden. Allein wegen vielfacher Thronstreitigkeiten herrschte in diesen Provinzen gleichfalls große Zerrüttung, bis gegen das Ende des fünfzehnten Jahrhunderts der Sultan Schaibek von Turan auch hier die Herrschaft der Nachkommen Timurs vernichtete.

China. Vom Anfange des siebenten bis zu dem Anfange des zehnten Jahrhunderts (617 – 907) behauptete das Haus Tang die Herrschaft über China. Dieses Haus gab den Chinesen mehrere treffliche Herrscher, besonders in den ersten anderthalb Jahrhunderten. So ließ sich der weise Taitsong (626 – 649) nicht nur die kriegerische Stärke, sondern auch die Geistes-Bildung seines Volkes sehr angelegen seyn. Auch sind Spuren vorhanden, daß das Christenthum unter ihm in China bekannt geworden sey, und daß er dasselbe begünstigt habe. Im Auslande war China in dieser Zeit sehr geachtet, mehrere seiner Nachbarn huldigten ihm, und selbst die Chalifen hegten Ehrfurcht vor demselben. Aber seit dem neunten Jahrhunderte entartete das Haus Tang, die Kaiser wurden Sclaven der Verschnittenen, mehrere Große rissen Theile des Reichs an sich, und Tschaosiüen, der letzte Kaiser aus dem Hause Tang, mußte (907), was ihm vom Reiche noch übrig war, an seinen Feldherrn Tschu-ven abtreten. Beinahe vier Jahrhunderte lang (907 – 1279) war hierauf China unter mehrere Herrscher vertheilt, unter denen besonders die Herrscher aus dem Hause Song und die Niü-tsche bemerkenswerth sind. Das Haus Song (960 – 1279), obwohl mehrere kraftvolle Kaiser aus

demselben hervorgingen, war doch nicht im Stande, ganz China unter seinem Scepter zu vereinigen; Kaiser aus dem Hause Song mußten vielmehr den Kitanern (Tataren, welche Sina gegen Norden wohnten, und während des Verfalles des Hauses Tang Theile des nördlichen China's an sich gerissen hatten) Tribut geben, und als sie diese mit Hülfe der Niü-tsche (welche ursprünglich ihre Sitze im Norden von Korea hatten, und sich bis an das östliche Weltmeer und den Fluß Amur erstreckten) vertrieben hatten, wurden eben diese Niü-tsche (um 1118) Herren von Nord-China, denen die Kaiser aus dem Hause Song eben so, wie vormals den Kitanern, Tribut geben mußten. Doch erhielt sich die Herrschaft des Hauses Song im Süden China's länger, als die Herrschaft der Niü-tsche im Norden dieses Reiches. Nordchina war bereits im Jahre 1234, Süd-China aber erst im Jahre 1279 mongolisch. Die Herrschaft der Mongolen über China dauerte indessen nur bis zum Jahre 1368. Zwar regierten Koblai und mehrere seiner Nachfolger mit Kraft, Weisheit und Milde, so daß China, seit Marco Polo aus Venedig (1269) den Zustand desselben geschildert hatte, selbst die Aufmerksamkeit des Abendlandes auf sich zog. Allein im Laufe der Zeit traf auch den Stamm Koblai's das Schicksal, welches die asiatischen Eroberer zu verfolgen pflegt. Die Mongolen, rohe Nomaden, nahmen die Sitten der gebildeteren Besiegten an, sie verweichlichten, die Kaiser vergaßen ihre Regenten-Pflichten, es brachen Empörungen aus, und bereits im Jahre 1368 gelang es Tschu, einem Chinesen von niedriger Herkunft, den Kaiser-Thron von China an sich zu reißen, und das Haus Koblai's zu vertreiben. Für China selbst war indessen die Thron-Veränderung nur Gewinn. Tschu, mit welchem der Herrscherstamm der Ming (1368 - 1644) begann, war der Kaiserwürde vollkommen werth. Er gab seinem Vaterlande weise Gesetze, unterstützte Künste und Wissenschaften in demselben, förderte den Ackerbau, den Handel und Völkerverkehr. In ähnlichem Geiste regierten mehrere seiner ersten Nachfolger, so daß der Zeitraum von dieser Thron-Veränderung an bis gegen die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts eine sehr glückliche Zeit für China war.

Viertes Kapitel.

Die letzten Zeiten des byzantinischen Kaiserthums.

1. Johannes II. Comnenus (1118 – 1143), Manuel Comnenus (1143 – 1180), Alexius Comnenus II. (1180 – 1183), Andronicus Comnenus (1183 – 1185), Isaac Angelus (1185 – 1195), Alexius III. (1195 – 1203), Isaac Angelus und Alexius IV. (1203 – 1204), Alexius Ducas Murzuphlus (1204).

Johannes II. Comnenus (1118 – 1143) kann in Hinsicht auf seine Tugenden mit einem Marc Aurel verglichen werden. Er war der größte und beßte der comnenischen Fürsten, auch den äußern Feinden furchtbar und im Kampfe mit denselben siegreich. Gleichergestalt hielt sein Sohn Manuel Comnenus (1143 – 1180) durch Muth und Tapferkeit die Würde des Reichs aufrecht, so, daß dasselbe wieder auf kurze Zeit für die Mächte Asiens und Europa's ein Gegenstand der Achtung oder des Schreckens wurde.

Allein nach Manuel begann abermal die alte Zerrüttung zu Constantinopel. Alexius Comnenus II. (1180 – 1183), welcher bei dem Tode seines Vaters Manuel kaum zwölf oder vierzehn Jahre alt war, stand zuerst unter einer schwachen Vormundschaft, welche alle öffentliche Ruhe und Ordnung verfallen ließ, mußte dann die Regierung seinem Vetter Andronicus Comnenus (1183 – 1185) überlassen, und ward bereits im Jahre 1183 von diesem ermordet. Gleich einem Nero wüthete Andronicus zu Constantinopel. Doch schon im Jahre 1185 ward auch er getödtet, und Isaac Angelus (1185 – 1195) statt seiner zum Kaiser erhoben. Allein dieser schlief auf dem Throne, und mußte im Jahre 1195 die Regierung an seinen Bruder Alexius III. (1195 – 1203) abtreten.

Doch eine Schaar fränkischer und venetianischer Kreuzfahrer gab den Thron von Constantinopel wieder an Isaac Angelus und dessen Sohn Alexius IV. (1203 – 1204) zurück. Die Bitten und Verheißungen des letztern und Hoffnung mannigfaltigen Gewinnes hatten die Abendländer, wel-

che ohnehin zu einem Kreuzzuge gerüstet waren, zu solchem Beistande bestimmt. Allein Alexius sowohl, als sein Vater fühlten sich, obgleich im Besitze des Thrones, unvermögend, die gegebenen Verheißungen vollkommen zu erfüllen. Nun drohten die Kreuzfahrer mit einer zweiten Eroberung Constantinopels, und erfüllten ihre Drohung um so eher, da die Einwohner dieser Stadt den Isaac Angelus und dessen Sohn abermal vom Throne gestoßen, und den Alexius Ducas Murzuphlus (1204) auf denselben gesetzt hatten. Im Jahre 1204 ward auch wirklich Constantinopel im Sturme von ihnen eingenommen, und schrecklich mißhandelt. Ja, damit noch nicht zufrieden, erklärten sie sich jetzt auch zu Herren der europäischen Provinzen des griechischen Kaiserthums. Balduin, Graf von Flandern, wurde zum Kaiser gewählt, und bekam Thracien oder ein Viertheil des europäisch-griechischen Kaiserthums, die drei noch übrigen Viertheile wurden theils den Venetianern, theils dem französischen und lombardischen Adel zugetheilt. Doch in den asiatischen Provinzen bildeten griechische Herren mehrere Staaten, unter welchen das Kaiserthum zu Nicäa vorzüglich hervorragte.

2. Die griechisch-lateinischen Kaiser: Balduin I. (1204 – 1205), Heinrich (1206 – 1216), Peter (1216 – 1218), Robert (1221 – 1228), Balduin II. (1228 – 1261).

Diese Herrschaft der Lateiner war indessen von kurzer Dauer. Sie selbst waren nicht enge mit einander verbunden, auch nicht selten uneinig unter sich, und da sie überdieß wegen Verschiedenheit der Sitten, der Sprache und Religion von den Griechen stets getrennt blieben, so waren sie schon der Zahl nach zu schwach, ihren vielen äußern und innern Feinden zu widerstehen. Bald fingen selbst die Griechen an, sie nicht zu fürchten, aber desto mehr zu hassen.

Bereits im ersten Jahre seines Kaiserthums erlag Balduin I. (1204 – 1205) einem auswärtigen Feinde. Er gerieth in die Gefangenschaft des Johannices, des Königs der Bulgaren, in welcher er seinen Tod fand. Auch Hein-

rich (1206–1216), der Bruder und Nachfolger Balduins, mußte den Kampf mit den Bulgaren fortsetzen, welchen er jedoch glücklich bestand, und durch einen ehrenvollen Frieden endigte. Überhaupt war Heinrich des Thrones werth, und gab sich besonders viele Mühe, die Griechen und Lateiner einander näher zu bringen. – Peter von Courtenay (1216 –1228), der als Verwandter des Königs von Frankreich und als Gemahl Jolantha's, der Schwester der beiden ersten lateinischen Kaiser, den Thron von Constantinopel erhalten hatte, kam sogleich in einem Kriege mit Theodor, dem Fürsten von Durazzo, um. Ihm folgte sein Sohn Robert (1221 – 1228). Unter diesem rissen die Griechen immer mehrere Theile des griechischen Kaiserthums an sich, und überdieß versagten ihm seine lateinischen Unterthanen selbst den Gehorsam. Bald stürzte ihn daher der Gram über das Unglück seiner Regierung ins Grab. Balduin II. (1228 – 1261), ebenfalls ein Sohn Peters von Courtenay, war der letzte lateinische Kaiser zu Constantinopel. Als dieser noch minderjährig war, hatten zwar er und das Reich eine vortreffliche Stütze an Johannes von Brienne, Titular-Könige von Jerusalem. Aber seit dem Tode des Letztern (1237) sank diese lateinische Herrschaft reißend schnell darnieder. Balduin, statt sich zum Kampfe mit seinen Feinden zu bilden, begab sich an mehrere Höfe des Abendlandes, wo ihm statt der Unterstützung, um welche er sie anflehte, fast nur Demüthigung zu Theil wurde. Zu Constantinopel selbst drückte ihn die Armuth so sehr, daß er die heilige Dornenkrone, welche der Erlöser einst getragen haben sollte, und andere Heiligthümer verkaufen mußte, um sich und seinen Hof nothdürftig erhalten zu können. Mittlerweile schwächte Johannes Vataces, der treffliche Kaiser von Nicäa, die Lateiner mehr und mehr; und nur der Tod dieses Kaisers, die kurze und unruhige Regierung seines Sohnes Theodors, und die hülflose Kindheit seines Enkels Johannes verzögerten noch den Untergang des lateinischen Kaiserthums. Als aber Michael Paläologus das Ruder der Regierung zu Nicäa ergriffen hatte, ward die Wiederherstellung der griechischen Herrschaft bald entschieden, besonders da ihn die Genueser, den Venetianern zum Trotz, unterstützten.

Michael Paläologus griff alsbald mehrere Besitzungen der Lateiner mit Glück an; im Jahre 1261 stürmte sein Feldherr Strategopulus Constantinopel; Balduin II. mußte flüchten; die Herrschaft der Griechen ward wieder hergestellt.

3. Die Kaiser von Nicäa: Theodor Lascaris (1204 – 1222), Johannes III. Ducas Vataces (1222 – 1255), Theodor Lascaris II. (1255 – 1259), Johannes IV. Lascaris (1259), Michael Paläologus.

Constantinopels Verlust hatte den Griechen wieder Muth und Stärke gegeben. Selbst Helden traten jetzt aus dem Kreise derselben hervor. So der Schwiegersohn Kaisers Alexius III., Theodor Lascaris (1204 – 1222), der am Anfange bloß über drei Städte und zwei tausend Soldaten geboten hatte, aber im Laufe einer achtzehnjährigen siegreichen Regierung das kleine Fürstenthum Nicäa zur Größe eines Kaiserthums ausdehnte. Sein Eidam und Nachfolger Johannes Ducas Vataces (1222 – 1255) erweiterte die Gränzen des neuen Staates noch mehr, und bedrängte selbst Constantinopel auf allen Seiten. Zugleich sorgte Vataces für den innern Wohlstand seines Reichs, besonders durch Beförderung des Ackerbaues. Auch war die Erziehung der Jugend und die Wiederbelebung der Wissenschaften ein Gegenstand seiner ernsten Fürsorge. Theodor Lascaris II. (1255 – 1259), obwohl er seinem Vater Vataces an Tugenden weit nachstand, führte während seiner kurzen Regierung sein Heer dreimal in das Herz der Bulgarei. Durch Michael Paläologus, einen griechischen Großen von einem alten, berühmten Hause, wurde zwar Johannes IV. Lascaris (1259), der bei dem Tode seines Vaters Lascaris II. noch minderjährig war, um Thron und Freiheit gebracht, aber auch die Herrschaft der Griechen in Europa wiederhergestellt.

4. Michael VIII. Paläologus (1259 – 1282), Andronicus II. (1282 – 1328), Andronicus III. (1328 – 1341), Johannes V. (1341 – 1347), Johannes Cantacuzenus (1347 – 1355), Johannes V. (1355 – 1391), Manuel II. (1391 – 1424), Johannes VI. (1424 – 1448), Constantinus XI. (1448 – 1453).

Nachdem Michael VIII. Paläologus (1259 – 1282) sich auf dem Throne von Constantinopel befestigt hatte, dehnte er zwar den Kreis seiner Eroberungen in dem europäischen Theile des griechischen Kaiserthums immer weiter aus, aber die Länder jenseits des Hellesponts mußte er den Türken preis geben. Auch sah er sich genöthigt, um die Angriffe der Abendländer, besonders König Carls von Sicilien, abzuhalten, in eine Vereinigung der griechischen mit der römischen Kirche zu willigen, wodurch er viel Unglück über seine Unterthanen brachte, und sich selbst zugleich den Haß derselben zuzog.

Kaum war er todt, so trennten sich die Griechen wieder von der römischen Kirche. Ja, nicht nur die Vereinigung der griechischen mit der römischen Kirche wurde abgeschworen, sondern auch dem verstorbenen Kaiser, als dem Urheber dieser Vereinigung, von seinem eigenen Sohne und Nachfolger, Andronicus II., einem Sclaven der Geistlichkeit, ein kaiserliches und christliches Begräbniß versagt. Überhaupt zeichnete sich die Regierung dieses Andronicus II. (1282 – 1328) nur durch Schwäche aus. Unter ihm drangen die osmanischen Türken immer tiefer in Kleinasien ein; ihn nöthigte (1322) sein Enkel Andronicus III., ein ungestümer Jüngling, das Reich mit ihm zu theilen, und raubte es ihm endlich (1328) ganz.

Andronicus III. (1328 – 1341) ärndtete die Früchte des Ehrgeizes; aber der Geschmack derselben war bitter und von kurzer Dauer. Ihm fehlte die Achtung seiner Unterthanen; im Kampfe mit den Türken in Asien erlitt er eine Niederlage; die Unmäßigkeit hatte ihn früh alt gemacht, und noch nicht fünf und vierzig Jahre alt, starb er.

Johannes V. (1341–1347) war bei dem Tode seines Vaters Andronicus III. noch minderjährig, hatte aber einen trefflichen Vormund an Johannes Cantacuzenus. Al-

lein der Ehrgeiz der Hofparteien veranlaßte einen fast sechs-jährigen Bürgerkrieg wider die vormundschaftliche Regierung, der jedoch damit endigte, daß dem Cantacuzenus (1347 - 1355), welcher während der Unruhen den Purpur angenommen hatte, für zehen Jahre die Verwaltung des Staates ausschließend anvertraut wurde. Doch schon im Jahre 1355 brach abermal ein Bürgerkrieg aus, durch welchen Cantacuzenus genöthigt wurde, den Thron wieder an Johannes V. (1355 - 1391) abzutreten, und ein Mönch zu werden. Unter solchen Unruhen machten die Türken immer glücklichere Fortschritte in ihren Eroberungen. Schon im Jahre 1355 ward Gallipoli, der Schlüssel des Hellesponts, von ihnen in Besitz genommen und befestigt. Der Sultan Murad I. nahm im Jahre 1360 Adrianopel weg, und Bajazet I. eroberte Macedonien, Thracien und Thessalien. Johannes V. aber, obwohl jetzt Alleinherrscher, blieb bei dem großen Unglücke des Staats ein Sclave der Wollust und ein sorgloser Zuschauer, und an seinem Hofe dauerte das Parteiengewühl immer noch fort. Noch in seinen letzten Lebensjahren raubte ihm sein Sohn Andronicus IV. Thron und Freiheit, und als eine andere Partei den Vater aus dem Gefängnisse wieder auf den Thron zurückführte, mußte dieser wenigstens einen Theil des ohnehin sehr kleinen Reiches an den Empörer abtreten. Übrigens hatte auch er vergebens eine Vereinigung der griechischen mit der römischen Kirche versucht.

Manuel II. (1391 - 1424), der Sohn und Nachfolger Johannes V., hatte mit seinem Neffen Johannes einen langen und verderblichen Kampf um den Thron von Constantinopel zu bestehen. Der türkische Sultan Bajazet I. nahm sich des Johannes an, belagerte Constantinopel, und nöthigte, nachdem er ein abendländisches Hülfsheer, welches der ungarische König Sigmund anführte, bei Nicopolis (1396) geschlagen hatte, den Manuel, das Reich mit seinem Neffen zu theilen. Ja, wohl schon jetzt würde Constantinopel in die Hände der Türken gefallen seyn, wäre nicht Bajazet in der Schlacht bei Ancyra (1402) der Gefangene Timurs geworden. Durch diesen Sieg Timurs ward Constantinopels Fall noch fünfzig Jahre verzögert. Vornehmlich herrschte Manuel, während Bajazets Söhne

um den väterlichen Thron stritten, mehrere Jahre in Friede und Wohlstand. Nach Manuels Tode wurde der älteste seiner Söhne, Johannes VI. (1424–1448), als Kaiser der Griechen anerkannt. Unter ihm ward das Reich durch Murad II. sehr geschwächt. Besonders eroberte dieser tapfere Sultan nach seinem Siege bei Varna (1444) außer Constantinopel fast alles, was Johannes VI. noch besaß, und machte diesen überdieß zinsbar.

Endlich unter Constantinus XI. (1448–1453) gerieth durch Muhammed II. das byzantinische Reich vollends ganz in die Macht der Türken. Muhammed II. wünschte nichts sehnlicher, als Herr von Constantinopel zu werden. Constantinus XI., jetzt der Erste der Griechen an Rang und Geist, suchte Hülfe; aber überall vergebens. Selbst von den mehr als hundert tausend Einwohnern, welche Constantinopel um diese Zeit zählte, waren kaum fünf tausend bereit, ihren Kaiser und ihr Vaterland zu retten. Nach einer Belagerung von drei und fünfzig Tagen zog daher Muhammed II. (29. Mai 1453) als Sieger in die Hauptstadt des griechischen Reiches ein. Constantinus XI. wollte das Ende seines Staates nicht überleben; muthvoll, die wenigen Tapfern anführend, die ihm getreu geblieben waren, warf er bei der Vertheidigung der Stadt den kaiserlichen Purpur von sich, focht mit edler Verzweiflung, und fand unerkannt, was sein Wunsch war, den Tod unter der Menge. Zwei tausend Christen wurden in der ersten Hitze des Sieges niedergemacht; sechzig tausend soll das Loos der Sclaverei getroffen haben; Kirchen und Klöster blieben von der allgemeinen Plünderung so wenig verschont, als Palläste und Hütten; die Bilder der Heiligen und die Crucifixe trat man mit Füßen, und einige Tage nach der Eroberung wurden viele vornehme Gefangene hingerichtet, weil sie, wie man sagte, eine Verschwörung gegen die Türken angesponnen hatten. Constantinopel mußte von Asiaten und Europäern aufs neue bevölkert werden. Ganz Europa erschrack über diese gänzliche Vernichtung des byzantinischen Kaiserthums.

5. Die gelehrte Bildung der Byzantiner.

Von 1056 – 1204 hob sich die wissenschaftliche Bildung im östlichen Reiche wieder; hauptsächlich durch die regierende Familie der Comnene und Ducas, welche sehr viel für die Wissenschaften that. Vornehmlich wirkte zu dieser Zeit Michael Psellus (geb. 1020 gest. 1101), ein Mann von umfassender Gelehrsamkeit, als Erzieher des kaiserlichen Hauses und Oberaufseher der Schulen zu Constantinopel, höchst wohlthätig für die Literatur. Jetzt schrieben Suidas (um 975 oder 1170) und der unbekannte Verfasser des *Etymologicum magnum* ihre Wörterbücher, Eustathius († 1197) seine reichen Scholien über Homer, und Tzezes (vor 1186) über Hesiodus und Lycophron. Freie, geistreiche Schöpfungen gelangen zwar nimmermehr; aber das gedieh doch, wozu Fleiß und Gelehrsamkeit hinreichten.

Unter den lateinischen Kaisern (1204 – 1261) fand zwar ein Zurücksinken, aber keineswegs völliger Untergang gelehrter Bildung in dem griechischen Reiche statt.

Doch nochmals erhoben sich die Wissenschaften unter den Paläologen (1261 – 1453). Alle Kaiser aus diesem Hause kannten, ehrten und förderten die gelehrte Bildung.

Von den Geschichtschreibern aus diesem Zeitraume sind bemerkenswerth: Zonaras (nach 1118), Nicephorus Bryennius († 1137), Anna Comnena (um 1148), Georgius Acropolita (1282), Nicephorus Gregoras († 1359), Johannes Cantacuzenus (um 1375), Georgius Phranza (um 1477).

So erfreuten sich also die Byzantiner gelehrter Bildung bis zu dem Zeitpunkte des völligen Untergangs ihres Staates. Griechenland mit seinen Schulen und Büchersammlungen durfte nicht überwältigt werden, bevor das westliche Europa aus der Fluth der Barbarei emporgestiegen war.

Zweiter Abschnitt.

Von dem Ende des dreizehnten Jahrhunderts bis zu dem Anfange der Reformation.

Übersicht dieses Abschnittes.

In dem Osten Europa's wurde zwar das byzantinische Kaiserthum mit der Eroberung Constantinopels (1453) durch Muhammed II. vollends ganz aufgelöset, aber desto glücklicher erhob sich auf den Trümmern dieses schon lange kraftlosen Staates die osmanische Macht. — Auch Ungarn hatte unter einem Ludwig dem Großen, Johann von Huniad und Matthias Corvinus eine schöne Zeit. — Rußland ward endlich durch Iwan Wassiljewitsch den Großen von dem harten Joche der Mongolen befreit. Selbst Timurs Unternehmungen, wie sie überhaupt vornehmlich nur für Asien erschütternd waren, trugen zur Befreiung Rußlands von dieser höchst verderblichen Knechtschaft sehr viel bei. — Polen war unter dem Herrscherstamme der Jagellonen ein sehr mächtiger Staat. — Preußen, durch die Teutschherren entwildert, wurde im Laufe des vierzehnten Jahrhunderts ein schönes, reiches Land, voll blühender Handelsstädte und wohlhabender teutscher Colonieen. — Auch Dänemark, Norwegen und Schweden arbeiteten sich immer glücklicher aus der Barbarei heraus. Selbst in den verwirrungsvollen Zeiten, welche nach Errichtung des calmarischen Vereins (1397) für den scandinavischen Norden erfolgten, hatte Schweden an Sten Sture, Suante Nielson Sture und Sten

Sture dem Jüngern drei vortreffliche Reichsvorsteher, von denen besonders der erstere eben so unermüdbar für die Freiheit, als für die Cultur seines Vaterlandes sorgte.

Vornehmlich aber herrschte in dem südlichen und westlichen Europa eine schöne und äußerst lebensvolle Regsamkeit. Der Bürgerstand gedieh immer glücklicher. Besonders aber erstarkte die Fürstenmacht mehr und mehr, wozu vornehmlich die wichtigen Veränderungen in der Kriegskunst (der immer weiter um sich greifende Gebrauch des Schießgewehrs und die Einführung stehender Heere) sehr viel beitrugen. Bei vieler Ähnlichkeit der Staats-Verfassungen des südwestlichen Europa's fand indessen doch wieder viele Verschiedenheit unter denselben statt. In Teutschland wurde die Vielherrschaft gegründet; in Frankreich näherte sich die königliche Macht der Unumschränktheit; in England bildete sich ein Gleichgewicht gegen das Königthum; in Spanien hoben sich der Adel und der Bürgerstand immer mehr, aber die königliche Macht ward erst am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts durch Ferdinand den Catholischen erweitert und fest begründet; in Italien fand die größte Mannigfaltigkeit der Verfassungen statt; endlich die Schweizer erhoben sich seit 1307 zu einer Freiheit, wodurch sie zugleich eines der tapfersten Völker wurden. In eben dieser Zeit machte aber auch die Geistesbildung die glücklichsten Fortschritte in dem südwestlichen Europa. Wissenschaft und Kunst lebten wieder auf. Dante, Petrarca, Boccaccio wurden die Stifter der ästhetischen und philologischen Bildung in Italien, welche sich bald nach Frankreich, Teutschland und noch weiter verbreitete. Man untersuchte auf großen Kirchen-Versammlungen die Rechte der, in dieser Zeit durch heftige Bewegungen sehr erschütterten, Kirche. Die Zahl der Universitäten mehrte sich. Die Buchdruckerkunst ward erfunden.

Endlich der Völkerverkehr, welcher seit den Kreuzzügen sich im Abendlande sehr glücklich gehoben hatte, erhielt durch die Entdeckung America's (1492) und des neuen Weges nach Ostindien (1498) einen neuen Schwung.

Wir betrachten die Merkwürdigkeiten dieses inhaltreichen Abschnittes in folgenden vier Kapiteln: 1) die ost- und nordeuropäischen Staaten; 2) das Wiederaufleben der Wissenschaft und Kunst; 3) die süd- und westeuropäischen Staaten; 4) die Kirche.

Erstes Kapitel.

Die ost- und nordeuropäischen Staaten.

I.

Das osmanische Reich.

1. Die Geschichte der Osmanen bis zum Jahr 1299.

Ursprünglich waren die Türken, von den Europäern auch Tataren genannt, in den östlichen Gegenden jenseits des caspischen Meeres einheimisch. Sie waren ein zahlreiches, kraftvolles, tapferes Nomadenvolk. Aber in ihrer Geschichte wird es erst seit den Zeiten des arabischen Chalifats heller.

Schon am Anfange des achten Jahrhunderts hatten sich die Araber Turkestan und andere türkische Länder unterworfen, und den Islam unter die Türken gebracht. Bald kamen die Türken in mannigfaltige Verhältnisse mit den Arabern. Zuerst dienten sie den Arabern als Sclaven und als Leibwache; aber bald trotzten die Sclaven ihren Herren Statthalterschaften ab, in welchen sie sich in Kurzem unabhängig machten. Durch dieses Glück ihrer Landsleute aufgemuntert, rückten im Verfolge der Zeit Anführer großer türkischer Horden in

die Provinzen des Chalifats ein. Unter diesen Horden ward im eilften Jahrhunderte besonders der türkische Stamm der Seldschuken äußerst mächtig. Doch schon im zwölften Jahrhunderte wurde das große seldschukische Reich von Chowaresmiern, Kurden, Mongolen und Osmanen zerstört.

Der Stammvater dieser Osmanen war, wie man erzählt, Osman, einer von den eilf Emiren, die nach der mongolischen Zerstörung des seldschukischen Staates in Kleinasien neue Staaten errichtet haben, ein Sohn Ertogruls, von dem Stamme der oghuzischen Türkmanen. Dieser Osman wurde der Stifter des osmanischen Reichs.

2. Gründung und Ausbreitung der osmanischen Macht (1299–1519).

Als am Ende des dreizehnten Jahrhunderts (1299) Aladin, der Sultan von Iconium, starb, vergrößerte Osman I. (1299–1326), der sich seit 1289 in Bithynien festgesetzt hatte, seine Besitzungen durch Eroberungen in Kleinasien.

Sein Sohn und Nachfolger Orchan (1326–1360) schlug seinen Herrscher-Sitz in Bursa auf; auch gewannen die Osmanen bereits unter Orchan durch die Einnahme von Gallipoli (1355) festen Fuß in Europa. Der byzantinische Staat war schon lange kraftlos und unbewacht, und kaum anderthalb Menschenalter vorher hatten die Mongolen in einem großen Theile Kleinasiens alles zerstört und zertrümmert, was den Fortgang einer erobernden Horde aufhalten konnte. Auch wirkte die Begeisterung der Osmanen für den Islam, welchem sie anhingen, mit Macht auf ihren Kampf mit den Christen.

Murad I. (1360–1389) nahm (1360) Adrianopel und fast ganz Thracien weg, und breitete seine Waffen in Macedonien und Albanien aus. Vornehmlich aber erwarb er sich dadurch Ruhm, daß er die osmanische Macht durch die Bildung, welche er dem osmanischen Heere gab, höchst furchtbar machte. Schon Orchan hatte für ein treffliches Fußvolk gesorgt; Murad I. ging noch weiter. Aus schönen Jünglingen, welche er von

Christen erbeutet hatte, errichtete er eine regelmäßige Schaar von zwölf tausend Mann. Er wollte und ordnete, daß sie nichts als die Waffen kennen und lieben, und nur ihm und dem Kriege dienen sollten. Von ihm bekamen sie Brot, Kleidung, Sold und reiche Belohnungen; er gab ihnen ihre bestimmte Wohnung, und verbot ihnen zu heirathen. Man nannte sie Janitscharen (Jenitschery, die neuen Soldaten). In den Abendländern waren keine solche Anstalten; desto furchtbarer waren die Janitscharen.

Bajazet I. (1389 – 1403), mit Recht wegen seiner schnellen Eroberungen der Blitz genannt, bemächtigte sich eines großen Theiles von Servien, und machte den Beherrscher dieses Landes zinsbar. Auch wurde er durch sein Waffenglück Herr der Bulgarei. Wider ihn zogen gegen hundert tausend Mann aus Ungarn, Teutschland und Frankreich unter Sigmund, dem Könige von Ungarn, und andern kriegslustigen Helden des Abendlandes. Er aber gewann (26. September 1396) bei Nicopolis den glorreichsten Sieg über sie. Selbst Constantinopel hätte er vielleicht erobert, wäre er nicht in der Schlacht bei Ancyra (1402) der Gefangene Timurs geworden. Aus Veranlassung seiner Gefangenschaft ward der osmanische Staat bis 1413 durch Thronstreitigkeiten zerrüttet.

Aber Muhammed I. (1413 – 1421), der vierte Sohn Bajazets I., stellte die Ruhe und Ordnung wieder her, machte die Wallachei zinsbar, und führte fast immer Kriege in Europa, wo die Osmanen (1415) bis Salzburg und in Baiern vordrangen.

Murad II. (1421 – 1451) führte den osmanischen Scepter mit der Geschicklichkeit eines großen Selbstherrschers, und legte ihn zweimal mit der Mäßigung eines Weisen nieder. Bei Varna schlug er (Nov. 1444) das unter Wladislav, Könige von Ungarn und Polen, vereinigte christliche Heer, welches den furchtbaren Fortschritten der osmanischen Waffen Einhalt thun sollte. Doch verhinderte ihn der tapfere Johann von Huniad, der oberste Feldherr der Ungarn, in Ungarn einzudringen. Auch vermochte er es nicht, den albanischen Für-

sten Georg Castriota, den die Türken selbst wegen seiner bewundernswürdigen Tapferkeit Scanderbeg (Fürst Alexander) nannten, und der schon unter Muhammed I. die Fahne der Empörung aufgepflanzt hatte, zur Unterwürfigkeit zu bringen. — Die Schicksale Scanderbegs. — Dagegen erlitt Johann von Huniad im Jahre 1449 bei Cossowa durch Murad II. die blutigste Niederlage. Überhaupt aber würde das Waffenglück der Osmanen unter diesem Sultan noch weit größer gewesen seyn, wenn ihn nicht das peinvolle, tiefe Gefühl der Eitelkeit aller menschlichen Dinge fortwährend verfolgt hätte.

Muhammed II. (1451 – 1481) begann seine Heldenbahn mit der Eroberung von Constantinopel (29. Mai 1453), welches er zu seinem Herrscher-Sitze erhob, und endigte sie mit der Einnahme von Otranto in Apulien. Er eroberte ganz Servien, Sabacz und Belgrad ausgenommen; auch die vielen kleinen Fürsten im Archipelagus und in Griechenland unterwarf er sich, bemächtigte sich Bosniens, und hatte den Weg nach Italien, Ungarn und Teutschland offen.

Bajazet II. (1481 – 1512) hatte nicht das Glück seiner Vorfahren; aber sein Sohn Selim I. (1512 – 1519) wandte seine Waffen mit Ruhm gegen Ägypten und Persien. Syrien, Palästina und Ägypten mußten ihm huldigen, und auf Kosten der Perser erweiterte er sein Reich bis nach dem Tiger hin.

Ägypten (1171 – 1517). Saladin, ein Kurde, der Sohn Ajubs, bemächtigte sich im Jahre 1171 des ägyptischen Thrones, und gründete den Herrscherstamm der Ajubiden (1171 – 1254) in Ägypten. Aber nicht zufrieden mit diesem Lande, eroberte der vielgefeierte Held auch Arabien, Mesopotamien, Syrien und Palästina. Wegen Eroberung des letztern Landes mußte er einen vielfachen Kampf mit den Kreuzfahrern bestehen, welche aber nun seinen Ruhm auch in dem Abendlande ausbreiteten. Auch als Herrscher bewährte er viele Einsicht, und zeichnete sich zugleich durch hohen Edelmuth aus. Aber bald nach seinem Tode (1193) zerfiel sein Reich durch Theilungen und Thronstreitigkeiten seiner Nachfolger. Um dem sinkenden Staate eine Stütze zu verschaffen, kaufte der Ajubide Malek al Saleh (1239 – 1249) zwölf tausend mongolische Gefangene, meistens Türken aus

Kaptschak (Mamlucken), und ließ sie zu trefflichen Kriegern bilden, welche vor andern begünstigt wurden. Diese Sitte, aus Sclaven des Auslandes, besonders türkischer Länder, den Kern der ägyptischen Heere zu bilden, dauerte von nun an in Ägypten fort, und war in Bezug auf die Vertheidigung des Landes allerdings sehr wohlthätig. Nur wollten die, bei denen die Stärke des Staates war, bald auch die Herrschaft über denselben behaupten, und da die Einwohner Ägyptens in Weichlichkeit versunken waren, die Mamlucken-Heere aber immer wieder durch neue Ankäufe von Sclaven ergänzt und erfrischt wurden, so gelangten die Mamlucken in Kurzem und für lange Zeiten zu dem Ziele ihrer Wünsche. Bereits im Jahre 1254 wurden die Ajubiden von ihnen verdrängt, und bis 1517 hatten Mamlucken den ägyptischen Thron inne. In diesem Zeitraume (1254 - 1517) stand Ägypten recht eigentlich unter der Herrschaft der Soldaten, und mußte den äußern Glanz, welchen die kriegerische Verfassung gewährte, sehr theuer bezahlen. Die Größe des Heeres, die vielen Kriege und die Habsucht der Soldaten erschöpften die Kräfte der Unterthanen, und nur wenige Mamlucken-Sultane, wie Bibars I. (1260 - 1277), Malek Al Nasr (1310 - 1341), suchten mit jenem milden Sinne, der dem Hause der Ajubiden eigen gewesen war, die Lasten des Volkes zu erleichtern. Hierzu kam noch, daß die Emire, unter welchen der größte Theil des Mamlucken-Heeres stand, nicht selten durch Versuche, den Sultan zu unterjochen, mannigfaltiges Unglück über die Unterthanen brachten. Vornehmlich durch diese Empörungen der Emire und den Übermuth der Mamlucken überhaupt ward das Mamlucken-Sultanat, besonders seit dem Ende des vierzehnten Jahrhunderts mehr und mehr geschwächt; und als endlich Kansu Al Guri (1501 - 1516) den Mamlucken-Thron wieder befestigt hatte, geschah es durch die Verrätherei zweier Emire, daß er (1516) bei Aleppo Thron und Leben verlor, worauf Selim I. (1517) Ägypten eroberte.

II.

Ungarn.

1. Ungarn unter einheimischen Fürsten und Königen (897 - 1301).

Ein großes, zahlreiches Volk, die Magyaren genannt, wahrscheinlich mongolischen Stammes, ging aus Asien herüber, und ließ sich nach mancherlei Wanderungen

am Ende des neunten Jahrhunderts (886 – 897) in dem heutigen Ungarn nieder. Es war in mehrere Horden getheilt, deren jede ihren eigenen Fürsten hatte, aber Almus, Ugecks Sohn, einer dieser Fürsten, stand als Oberhaupt an der Spitze des ganzen Volkes, und ihm folgte in gleicher Würde sein tapferer Sohn Arpad, von welchem der erste und einheimische Königsstamm der Ungarn der arpadische genannt wurde.

Diese Magyaren standen noch auf der untersten Stufe der Bildung, als sie sich in Ungarn niederließen. Des Ackerbaues unkundig, waren sie nur an Jagd und Viehzucht gewöhnt, Raub und Plünderung war ihr liebstes Geschäft.

Über Teutschland und Italien kam im Laufe des zehnten Jahrhunderts durch die Wildheit dieser Horden großes Unglück, ja, nicht nur an der Weser und Tiber, sondern auch in dem griechischen Reiche machten sie sich durch ihre Einfälle höchst furchtbar.

Erst gegen das Ende des zehnten Jahrhunderts brachte das Christenthum die ersten Anfänge der Bildung unter die Ungarn. Geisa, der Urenkel Arpads, gestattete, auf Zureden seiner Gemahlin Sarolta, den Bischöfen des benachbarten Teutschlands, die christliche Lehre in seinem Reiche zu verkünden, und nahm endlich (988) selbst das Christenthum an, worauf mehrere seiner Unterthanen seinem Beispiele folgten. Geisa's Sohn, Stephan I. (997 – 1038), machte sich noch verdienter um die Verbreitung und Befestigung des Christenthums in Ungarn, weßhalb er auch der Heilige genannt ward. Auch ertheilte ihm (1000) Kaiser Otto III. die erbliche Königswürde.

Die ursprüngliche Wildheit der Magyaren, verderbliche Thronstreitigkeiten und andere Unfälle verhinderten indessen die glücklicheren Fortschritte der Cultur in Ungarn noch für lange Zeiten. Erst nachdem der mongolische Sturm, welcher auch dieses Land (1240 – 1243) sehr hart getroffen hatte, vorüber war, verbesserte sich der öffentliche Zustand der Magyaren. Jetzt erst entstanden mehrere Städte und Burgen, jetzt erst blühte der Ackerbau auf, und der Boden des fruchtbaren Lan-

des ward überhaupt fleißiger benützt. Bald hierauf aber (1301) erlosch mit Andreas III. der männliche Stamm Arpads, und Fürsten aus verschiedenen Häusern, meistens des Auslandes, gelangten auf den Thron Ungarns.

2. Ungarn unter Königen aus verschiedenen Häusern (1301 – 1527).

Nach dem Tode Andreas III. machte vornehmlich Carl Robert, aus dem Hause Anjou-Neapel, ein Enkel der Königin Maria von Neapel, einer Tochter König Stephans V. aus dem Hause Arpads, Ansprüche auf Ungarn. Zwar wurden Wenceslav von Böhmen (1301 – 1304) und Otto von Baiern (1305 – 1308) von der Mehrzahl der ungarischen Großen zu Nachfolgern Andreas III. gewählt. Allein beide Fürsten konnten den Thron Ungarns nur kurze Zeit behaupten; Carl Robert, von dem römischen Stuhle unterstützt, behielt die Oberhand.

Carl Robert (1309 – 1342) war ein tapferer, glücklicher Krieger, erlaubte sich aber harte Bedrückungen gegen die geistlichen sowohl als weltlichen Großen des Reichs.

Ludwig der Große (1342 – 1382), der Sohn und Nachfolger Carl Roberts, erwarb sich als König und als Held hohen Ruhm. Er demüthigte Venedig, und trug den Schrecken seiner Waffen, nicht ohne Glück, zweimal nach Neapel. Er unterwarf sich Roth-Rußland, die Moldau, Bulgarien, Servien, die Wallachei, Bosnien und Dalmatien, so, daß er alle Länder zwischen dem schwarzen und adriatischen Meere beherrschte. Im Jahre 1370 ward er auch zum Könige von Polen gewählt. Aber so weit sein Scepter reichte, ward seiner Größe die Ehrfurcht der Völker zu Theil. Denn auch für das innere Wohl seiner Staaten, besonders Ungarns, sorgte er. Er bestimmte die Rechte der Gutsherren und die Verpflichtungen der Bauern; er verbot alle Gottesurtheile und duldete nur noch die gerichtlichen Zweikämpfe; er förderte den Anbau des Landes, und sorgte durch

die Errichtung der Universität zu Fünfkirchen (1382) selbst für die Wissenschaften.

Nach dem Tode dieses großen Königs aber verschlimmerte sich Ungarns öffentlicher Zustand wieder für mehrere Jahrzehende. Die Regierungen Maria's (1382 – 1385), der ältesten Tochter Ludwigs, Carls des Kleinen von Neapel (1385 – 1386), Sigmunds (1387 – 1437), der seit 1411 römischer Kaiser und seit 1419 auch König von Böhmen war, Elisabeths (1437 – 1443), der Tochter Sigmunds, und ihres Gemahls Albrechts von Österreich (1438 – 1439), Wladislavs V. (1443 – 1444), der seit 1434 König von Polen war, und Wladislavs VI. (1453 – 1457), des Sohnes von Elisabeth und Albrecht von Österreich, waren nur theils durch innere, verderbliche Unruhen, theils durch höchst unglückliche Kriege, besonders mit den Türken, ausgezeichnet.

Erst nachdem Matthias Corvinus (1458 – 1490), dessen Vater Johann von Huniad gegen die Türken oft als Held gefochten, und dann während der Minderjährigkeit Wladislavs VI. sechs Jahre lang die Regierung mit Würde geführt hatte, zum Könige gewählt worden war, wurde es besser in Ungarn. — Matthias, ein Fürst von hohem Verstande und seltener Kraft, stand dem Reiche, ob er wohl schon in seinem sechzehnten Lebensjahre zu dem Besitze desselben gelangt war, doch durch seine ganze zwei und dreißigjährige Regierung hindurch mit großem Ruhme vor. Nicht nur mit Österreich, Böhmen und Polen führte er glückliche Kriege, sondern auch die Osmanen vermochten nichts wider ihn. Bei vielen Kriegen war er aber auch zugleich unermüdbar thätig für das Gedeihen der Wissenschaften und für die Geistesbildung unter seinem Volke. Er errichtete zu Buda eine Universität, und legte mit großem Aufwande eine Büchersammlung an, für welche mehr als dreihundert Abschreiber in verschiedenen Ländern von Europa, besonders in Italien, die Abschriften liefern mußten. Aber nicht nur Gelehrte, Künstler, Baumeister, Mahler und Buchdrucker, sondern auch Gärtner und Ackerbauverständige rief er aus andern

Ländern herbei, um die Bildung seines Volkes in jeder Hinsicht zu heben.

Allein nach dem Tode dieses vortrefflichen Königs hatte Ungarn dasselbe Schicksal, wie nach dem Tode Ludwigs des Großen. Wladislav VII. (1490–1516), Nachfolger des Matthias Corvinus und schon seit 1471 König von Böhmen, war ein Herrscher ohne Kraft und ohne Thätigkeit. Ehe auch nur eine Hauptschlacht gewagt war, gab er (1491) Wien und Alles, was sein Vorgänger von Österreich, Steiermark, Kärnthen und Krain erobert hatte, zurück. Ja, durch eben diesen Friedensvertrag, welcher solche Abtretungen bestätigte, wurden die Ungarn sogar verpflichtet, im Falle der männliche Stamm Wladislavs erlösche, einen männlichen Nachkommen Maximilians von Österreich zum Könige zu wählen. Zu dem Unglücke der auswärtigen Unternehmungen kamen überdieß noch große innere Zerrüttungen. Die letztern dauerten auch unter Ludwig II. (1516–1526), dem Sohne und Nachfolger Wladislavs VII., fort, welcher in dem, für Ungarn aufs neue sehr verderblichen, Kampfe mit den Osmanen das Leben verlor.

III.

Rußland.

1. Rußland bis zum Jahre 1238.

Um 800 n. Chr. war Rußland im Norden und Osten von Finnen, im Westen von Slaven bewohnt. Allein gegen die Mitte des neunten Jahrhunderts wanderten Wäringer (aus dem scandinavischen Norden, besonders aus Schweden) in Rußland ein, und stifteten hier (862) unter drei Brüdern, Rurik, Sineus und Truwor am Newa und Wolchow-Strom drei kleine Staaten, unter Oskold und Dir aber den Staat zu Kiew.

Doch schon im Jahre 864 beerbte Rurik seine Brüder, verlegte seinen Herrscher-Sitz nach Nowgorod,

und ward der Ahnherr eines Fürstenhauses, das sich über sieben Jahrhunderte (862 – 1598) erhielt.

Schon im Jahre 879 vereinigte Oleg, Ruriks Verwandter, den Staat von Kiew mit dem Staate von Nowgorod; und eben derselbe nöthigte die Byzantiner, vor deren Hauptstadt er seine siegreichen Waffen getragen hatte, den Frieden von ihm zu erkaufen.

Überhaupt wurden die Finnen und Slaven unter der Anführung dieser Normänner ein tapferes, gefürchtetes Volk. Sprache und Cultur aber nahmen die Normänner von den Slaven an, als welche wohl gebildeter und auf alle Fälle weit zahlreicher als jene waren.

Seit dem Ende des zehnten Jahrhunderts verbreitete sich von dem byzantinischen Staate aus das Christenthum in das russische Reich, indem Wladimir der Große (980 – 1015) bei seiner Vermählung mit der griechischen Prinzessin Anna (988) zur christlich-griechischen Religion übertrat, und durch sein Beispiel viele Slaven zur Taufe veranlaßte. Allerdings hatte sich das Christenthum schon früher aus dem griechischen Reiche unter die Slaven in Rußland verbreitet, auch hatte sich, wie man erzählt, bereits Olga, die Gemahlin Ighors, des Sohnes Ruriks, (955) taufen lassen; allein erst seit Wladimir dem Großen fing die christliche Religion an, herrschend in Rußland zu werden.

Eben dieser Wladimir, unter welchem sich der russische Staat den ganzen Dnepr hinauf und bis zum Ladoga-See hin, und bis an die Ufer der Düna erstreckte, herrschte mit seltener Kraft. Aber bald nach seinem Tode gerieth das Reich in Verfall, hauptsächlich deßhalb, weil er dasselbe zwischen seinen zwölf Söhnen so getheilt hatte, daß die getheilten Fürstenthümer unter einem Großfürsten vereinigt werden sollten, woraus vielfache, höchst verderbliche innere Kriege entsprangen, besonders da auch die Thronfolge-Ordnung noch unbestimmt war.

Indessen selbst in dieser Zeit des Verfalls äußerte das Christenthum seinen wohlthätigen Einfluß auf die Bildung des russischen Volkes. So lebte um das Jahr 1100 in einem Kloster zu Kiew Nestor, welcher die russische Geschichte nicht ohne Sachkenntniß und Gelehr-

samkeit, und zwar in der Landessprache, schrieb. Aber neues und weit größeres Unglück, als jene Theilung Wladimirs, brachte der Einfall der Mongolen über Rußland.

2. Rußland unter der Herrschaft der Mongolen (1238 – 1477).

Zuerst fielen die Mongolen unter Tschutschi, dem ältesten Sohne Dschingis-Chans, in Rußland ein, und gewannen einen entscheidenden Sieg an der Kalka; dann eroberten sie (1237 – 1240) unter Batu, dem Sohne Tschutschi's, ganz Rußland bis auf Nowgorod.

Von dieser Zeit an, und über zwei hundert Jahre, standen Rußland und die russischen Fürsten unter der drückendsten Oberherrschaft der Chane von Kaptschak. Von diesen Chanen erhielten nun die Nachkömmlinge Ruriks die Bestätigung in ihrer Würde; vor ihnen mußten sie, als ihren höchsten Richtern, zu Recht stehen; ihnen mußten sie Steuern geben. Das Oberhaupt derjenigen mongolischen Horden, welche in Rußland zerstreut waren, wohnte in dem Pallaste des Großfürsten zu Wladimir, und leitete die Hebung der Abgaben. Die innern Unruhen des Chanats von Kaptschak empfand großentheils auch Rußland, welches überdieß von den Mongolen gegen äußere Feinde wenig geschützt, sondern vielmehr von den Schwerdtbrüdern in Liefland (Alexander Newski, † 1264), von Litthauern und Polen hart bekriegt und zerrissen wurde. Hierzu kamen noch Thronstreitigkeiten unter den russischen Fürsten selbst.

Timurs Unternehmungen, die am Anfange auch für Rußland furchtbar schienen, dienten am Ende doch zum Beßten dieses Staates. Zwar war dieser Held, nachdem er bereits den heftigsten Angriff auf den Chan von Kaptschak gethan hatte, schon im Begriffe, auch Rußland zu erobern. Allein andere Entwürfe lenkten ihn auf einmal nach Syrien und Kleinasien, und befreiten Rußland von der Gefahr. Das Chanat von Kaptschak aber wurde durch die von Timur erlittenen Erschütterungen so sehr geschwächt, daß es bald nachher zerfiel.

3. Iwan Wassiljewitsch der Große (1462–1505).

Iwan Wassiljewitsch der Große, der Sohn und Nachfolger Wassilei's, des Großfürsten von Moskau, stellte endlich die Ordnung der Dinge in Rußland wieder her.

Den verderblichen einheimischen Fehden unter den russischen Fürsten selbst machte er dadurch ein Ende, daß er mehrere, vorher getheilte, Fürstenthümer unter seiner Herrschaft vereinigte, und Einheit und Untheilbarkeit des Staates auf einem Reichstag als Gesetz bestätigen ließ.

Vornehmlich aber gründete er seinen Ruhm dadurch, daß er durch Tapferkeit, und den Verfall und die Theilung des Chanats von Kaptschak benützend, Rußland (1477) von dem Joche der Mongolen befreite.

Auch Nowgorod, welches sich seit dem zwölften Jahrhunderte mit Glück zum Freistaate emporgearbeitet hatte, unterwarf er (1478) dem russischen Scepter wieder, und verpflanzte, um hier fernere Freiheitsversuche zu verhindern, acht tausend angesehene Nowgoroder in das Großfürstenthum Moskau. Gleichergestalt machte er in Litthauen, Finnland, Kasan und Sibirien Eroberungen. Aber als er auch Liefland sich unterwerfen wollte, nöthigte ihn (1502) der Heermeister Walther von Plettenberg zu einem fünfzigjährigen Waffenstillstand.

IV.

Polen.

1. Polen unter den Piasten (840–1370).

Als in der ersten Hälfte des siebenten Jahrhunderts die Bulgaren Bewegungen an der Donau veranlaßten, zogen slavische Stämme über die Karpathen hinüber nach den Ufern der Weichsel hin. Andere Slaven hatten sich wohl schon weit früher in diesen Gegenden niedergelassen. Aber auf der ältern Geschichte der sämmtlichen, in Polen eingewanderten, Slaven ruht tiefes Dunkel. Selbst die

Erzählung von Piast, der um 840 von slavischen Stämmen, welche zwischen der Weichsel und Wartha wohnten, zum Herzoge gewählt worden seyn soll, und als Ahnherr der Herrscher Polens bis zum Jahre 1370 angesehen wird, gehört der Sagengeschichte an.

Erst seit dem Ende des zehnten Jahrhunderts, dem Zeitpunkte, in welchem das Christenthum in Polen Eingang fand, fängt die polnische Geschichte zu dämmern an. Durch seine Gemahlin Dobrawka, eine böhmische Prinzessin, veranlaßt, nahm der Herzog Miezislav (964) das Christenthum an, und Kaiser Otto III. sicherte durch Errichtung des Erzbisthums Gnesen (1000), des Bisthums Krakau und anderer Stifter die Fortdauer der christlichen Kirche in Polen. Noch verfloß indessen auch nach der Einführung des Christenthums eine geraume Zeit, ehe die polnische Geschichte eine erfreulichere Gestalt gewann. Vielfache Fehden und Kriege mit den teutschen Kaisern, die seit 962 die Oberherrschaft über Polen behaupteten, mit den Russen, Preußen und Böhmen, wie auch Theilungen des Staates und Fehden der polnischen Fürsten unter sich selbst, machen noch einige Jahrhunderte hindurch den Hauptinhalt der polnischen Geschichte aus. Gegen die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts ward überdieß Polen durch den von den Mongolen erregten Sturm heftig erschüttert.

Aber seit dem Ende des dreizehnten Jahrhunderts erhob sich Polen zu einem ansehnlichen Reiche, besonders durch den Piasten Wladislav IV. (1296–1333), der auch (1320) den Königstitel wieder annahm, auf den seine Vorfahren, durch die teutschen Kaiser genöthigt, öfters hatten Verzicht thun müssen, welcher aber nun von seinen Nachfolgern fortwährend geführt wurde. Auch der innere Zustand des Reiches wurde verbessert. In dieser Hinsicht zeichnete sich besonders Casimir III. der Große (1333 – 1370), der Sohn und Nachfolger Wladislavs IV., aus. Casimir dem Großen dankte Polen eine bessere Gesetzgebung, welche auch für den Bürger und Bauer sorgte, die Anordnung eines obersten Gerichtshofes und die Anlage mehrerer Städte und Festungen.

2. Ludwig der Große (1370 – 1382), Hedewig (1382 – 1386), Wladislav V. Jagello (1386 – 1434), Wladislav VI. (1434 – 1444), Casimir IV. (1447 – 1492), Johann I. Albrecht (1492 – 1501), Alexander (1501 – 1506).

Auf Casimir den Großen, mit welchem die Hauptlinie des piastischen Mannsstammes ausstarb, folgte sein Schwestersohn, Ludwig der Große, König von Ungarn (1370 – 1382). Noch Casimir selbst hatte bewirkt, daß dieser vortreffliche König, mit Übergehung der vorhandenen piastischen Nebenlinien, zu seinem Nachfolger gewählt wurde. Dafür mußte aber auch Ludwig dem Adel und der Geistlichkeit Steuerfreiheit versprechen, und dem Adel überdieß das Recht einräumen, in Kriegen außerhalb Polen nicht auf eigene Kosten dienen zu dürfen.

Ludwig, welcher ebenfalls keine Söhne hatte, wollte seiner Tochter Marie, die an den Markgrafen Sigmund von Brandenburg, Kaiser Carls IV. Sohn, nachherigen König von Ungarn und teutschen Kaiser, vermählt war, den Thron hinterlassen. Aber weil Sigmund die Vorrechte der polnischen Stände nicht bestätigen mochte, ward bei Ludwigs Tode dessen zweite Tochter Hedewig (1382 – 1386) zu seiner Nachfolgerin ernannt.

Dem Wunsche der Polen gemäß vermählte sich diese Hedewig mit dem Herzoge Jagello von Litthauen, und übertrug ihrem Gemahl, nachdem derselbe zum Christenthum übergetreten war, und das Wahlrecht der Stände anerkannt hatte, die Regierung.

Mit diesem jagellonischen Herrscherstamme begann ein Zeitraum hohen Glanzes für Polen, aber auch fortdauernder Erweiterung der Vorrechte des Adels.

Schon Jagello, oder, wie er seit der Taufe hieß, Wladislav V. (1386 – 1434) vergrößerte das Gebiet Litthauens, über welches er wenigstens die Oberherrschaft behielt, durch bedeutende Eroberungen gegen Rußland. Auch den Kreuzherren, welche sich in Litthauen und Liefland immer weiter ausbreiten wollten, that er tapfern Widerstand. Gleichergestalt nöthigte er den Fürsten der Wallachei, polnische Hoheit anzuerkennen. Aber auch die ständischen Rechte wurden von ihm erweitert. Denn um

seinem Sohne Wladislav VI. die Thronfolge zu versichern, bestätigte er nicht nur die Vorrechte, welche Ludwig den Ständen ertheilt hatte, sondern gab auch dem Adel und der Geistlichkeit die volle Zusicherung persönlicher Sicherheit und Freiheit, und versprach, die hohen Staatsämter nur mit polnischen Edelleuten zu besetzen.

Wladislav VI. (1434 – 1444) vereinigte mit der polnischen Krone auch die Krone Ungarns. Schlacht bei Varna (10. November 1444).

Casimir IV. (1447 – 1492), der Bruder und Nachfolger Wladislavs VI., verleibte (1466) Westpreußen seinem Reiche ein, und machte Ostpreußen lehnbar. Unter ihm bildete sich die Reichs-Versammlung aus, welche theils aus den Abgeordneten des Adels aus einzelnen Woiwodschaften (Landboten), theils aus den hohen Geistlichen und weltlichen Beamten des Reichs, nicht aber auch aus Mitgliedern des Bürgerstandes, zusammengesetzt war.

Auch unter Johann I. Albrecht (1492 – 1501) und Alexander (1501 – 1506) dauerte der Glanz Polens noch fort. Unter dem letztern ward festgesetzt, daß ohne Einwilligung der Reichsversammlung keine wichtige Verordnung gemacht werden sollte.

V.

Preußen.

1. Preußen bis zur Unterjochung durch die Teutschherren (1283).

Die Ureinwohner Preußens waren Letten, ein Zweig des slavischen Stammes. Aber diese Letten oder Preußen, unter welchem letztern Namen sie im zehnten Jahrhunderte zum erstenmal in der Geschichte vorkommen, wurden erst im eilften Jahrhunderte durch Kriege mit den Polen bekannter.

Nach der Theilung des polnischen Staates im Jahre 1138 waren die Preußen in den polnischen Kriegen immer glücklicher. Besonders aber wurden sie am Anfange

des dreizehnten Jahrhunderts dem Herzoge Conrad I. von Masovien so furchtbar, daß dieser überall Hülfe gegen sie suchen mußte.

In diesem Gedränge wandte sich der Herzog (1226) endlich auch an den Orden der Teutschherren, der jetzt, ob er sich wohl von St. Acre in Palästina nach Venedig zurückgezogen hatte, unter seinem vortrefflichen Hochmeister Herrmann von Salza († 1240) in herrlicher Jugendkraft da stand. Der Orden versprach Hülfe, und Kaiser Friedrich II. und Papst Gregor IX. sicherten demselben den Besitz von ganz Preußen zu, wenn er es unterjochen und bekehren würde.

Im Jahre 1230 begann der Kampf zwischen den Preußen und Teutschherren. Derselbe war sehr hart. Er dauerte drei und fünfzig Jahre (1230 – 1283), und kostete dem Lande einen großen Theil seiner Einwohner. Aber der Sieg ward am Ende von den Teutschherren gewonnen, theils weil die verschiedenen Stämme Preußens einander nicht mit vereinter Kraft unterstützt hatten, theils weil ganze Schaaren teutscher Kreuzfahrer aus Frömmigkeit und Kriegslust dem Orden zu Hülfe geeilt waren.

2. Preußen unter der Herrschaft der Teutschherren (1283–1525).

Bis zum Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts beherrschte der teutsche Orden Preußen, dessen Gränzen er immer mehr erweiterte, mit Kraft, Glück und nicht ohne Milde. Teutsche Bildung und selbst teutsche Sprache gewannen in diesem ursprünglich slavischen Lande allmälig die Oberhand; und obwohl auch in dem Laufe des vierzehnten Jahrhunderts manche blutige Kriege mit den Nachbarn, besonders mit Polen und Litthauen, geführt wurden, so gelangte doch Preußen durch seine teutschen Besieger bald zu einer schönen Blüthe. „Es ward ein schönes, reiches Land, voll blühender Handelsstädte, und wohlhabender teutscher Colonieen. Die Städte Danzig, Thorn und Elbing erwuchsen zu kleinen Republiken, waren alle drei im hanseatischen Bunde, und wie ihr Handel zunahm, nahmen auch die Einkünfte des Ordens

zu. Auch der Landmann stand hier sehr gut. Die Art, wie er sein Eigenthum besaß, war durchaus nicht drückend, wie verschieden die Bedingungen auch seyn mochten, unter denen er es besaß. Die Ritter, welche nicht für Frau und Kinder und ganze Familien zu sorgen hatten, konnten bei ihrer Einnahme genug haben, ohne dem Landmanne wehe zu thun.“

Um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts neigte sich indessen die Herrlichkeit der Teutschherren in Preußen gegen das Ende. Der Orden ergab sich, seit sein Beruf, die Völkerschaften Preußens zu entwildern, erfüllt war, dem Müßiggange, der Üppigkeit und Habsucht, und drückte hart auf seine Unterthanen. Diese Härte veranlaßte die Preußen, den Teutschherren den Gehorsam aufzukünden und sich (1454) mit Polen zu verbinden, woraus ein Krieg entstand, welcher erst im Jahre 1466 durch einen Frieden zu Thorn geendigt ward, vermöge dessen Westpreußen an Polen abgetreten werden mußte, und Ostpreußen bloß als polnisches Lehen dem Orden blieb. Vergebens suchte hierauf der Orden sich wenigstens von der polnischen Hoheit über Ostpreußen zu befreien. Den Krieg, welchen der Hochmeister Albrecht von Brandenburg deßhalb anfing, beendete zuletzt ein Friede zu Krakau (1525), nach welchem der ganze Orden in Preußen aufgehoben wurde, Albrecht von Brandenburg aber sein Hochmeisterthum niederlegte, und Ostpreußen von der Krone Polen als ein weltliches Herzogthum für sich, seine männlichen Erben und Brüder in Franken zu Lehen nahm.

VI.

Schweden.

1. Bis zur Einführung des Christenthums in Schweden (um 1008).

Im Norden Schwedens wohnten seit uralten Zeiten Finnen, im Süden Germanen.

Odin soll Religion und die ersten Keime bürgerlicher Einrichtungen in den scandinavischen Norden gebracht, und sein Sohn Yngue, und dessen Nachfolger die Ynglinger sollen das schwedische Scepter einige Jahrhunderte lang geführt haben. Allein wahrscheinlich legte die dankbare Sage dem einen, vielgefeierten Odin bei, was das Verdienst Mehrerer war. Überhaupt aber, so groß auch der Reichthum der Sagen (Edda) über die schwedische und die scandinavische Vorzeit überhaupt ist, und so sehr sich die Normänner seit dem neunten Jahrhunderte in mehreren Theilen Europa's bekannt gemacht haben, so wird es doch erst seit dem eilften Jahrhunderte, in welchem das Christenthum in Schweden eingeführt wurde, heller in der schwedischen Geschichte. Wäre aber auch die frühere Geschichte Schwedens weniger dunkel, so würde sie doch kaum mehr als die einfachen Schicksale der mannigfaltigen rohen Horden germanischen und finnischen Stammes, welche sich in diesen Zeiten in Schweden herumgetrieben haben, und die Abentheuer der kühnen schwedischen Seefahrer erzählen können.

2. Schweden bis zur Errichtung des calmarischen Vereins (1397).

Schon seit dem neunten Jahrhunderte wurden von Frankreich und Teutschland aus Versuche gemacht, die christliche Religion nach Schweden zu verpflanzen. Allein erst am Anfange des eilften Jahrhunderts, nachdem der König Olav, der Schooßkönig genannt, weil ihm schon in seiner Kindheit gehuldigt wurde, sich um 1008 hatte taufen lassen, faßte das Christenthum festere Wurzeln in Schweden. Doch dauerte es noch bis in die zweite Hälfte des zwölften Jahrhunderts, ehe der Sieg der christlichen Religion über die Religion Odins vollkommen entschieden war.

Bald bewährte sich indessen die wohlthätige Wirksamkeit des Christenthums auch in Schweden. Der Ackerbau, der bisher nur wenig getrieben wurde, kam durch die christlichen Geistlichen in Aufnahme; und da mit demselben die herumschweifende Lebensart sich nicht vertrug,

so wurden die Wohnplätze nun fest und bestimmt. Manche Gewerbe und Künste, wie die Schreibekunst (Runen), welche dem Norden unbekannt gewesen waren, wurden aus den aufgeklärteren, südlichen Ländern eingeführt. Überhaupt aber ward die ganze Lebensweise der Schweden durch die neue Religion milder und friedlicher. Vornehmlich gab das Christenthum auch hier den Frauen die Rechte zurück, welche ihnen die Barbaren verweigert hatten. Selbst das Verhältniß der Sclaven zu ihren Gebietern ward wenigstens gemildert.

Gegen die Mitte des zwölften Jahrhunderts machte Erich der Heilige (1155 – 1160) den ersten bedeutenden Anfang, zugleich bei Eroberung des schwedischen Nordens das Christenthum auch unter den Finnen auszubreiten. Er unterwarf sich Helsingland und Jempteland, und hundert Jahre nach ihm wurden Ostbothnien und Tavastland (1248), und bald darauf (1293) Carelien und Savolax erobert. Mit der Eroberung verbreitete sich zugleich auch das Christenthum in diesen Gegenden. Während andere Völker Europa's in diesen Zeiten nach Palästina zogen, um die Krone des Glaubens zu erringen, unternahmen die Schweden die heiligen Kriege gegen die Finnen.

Mittlerweile befestigte sich die christliche Kirche in Schweden mehr und mehr. Schon gegen die Mitte des zwölften Jahrhunderts war hier die Freigebigkeit der Laien gegen die Geistlichen so groß, daß Papst Alexander III. nothwendig fand, derselben Gränzen zu setzen. „Uns ist berichtet,“ schrieb er, „daß einige unter euch ihre Kinder enterben, und ihre Güter den Geistlichen vermachen; welches aber mit dem Rechte nicht übereinstimmt, sondern wer Einen Sohn, möge, wenn er will, Christum zum zweiten, wer zwei Kinder hat, ihn zum dritten annehmen, und in diesem Verhältnisse weiter.“ Durch den Zehnten und die Befreiung von allen Abgaben ward dieser Reichthum der Geistlichen noch vermehrt. Mit ihrem Reichthum stieg aber auch ihre Macht, besonders da ihnen Unabhängigkeit von den weltlichen Gerichtshöfen und vielfache thätige Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten eingeräumt wurde.

Wie aber die Macht der Geistlichen stieg, so gewannen auch die weltlichen Großen, die durch Reichthum sich auszeichneten, oder durch das Ansehen ihrer Geschlechter mächtig waren, oder durch Verdienste hervorragten, immer größern Einfluß auf die öffentlichen Geschäfte. Vielfache Thronstreitigkeiten und Königswahlen machten diese beiden Classen von Großen immer mächtiger. Mit der Macht stieg aber bald auch ihr Übermuth, und Volk und Könige wurden die Opfer ihres Übermuths.

Mit Edmund dem Alten, dem Sohne Olavs, des Schooßkönigs, war der Herrscherstamm der Ynglinger (1060) erloschen. Hierauf wurde Stenkil, ein Großer aus Gothland, zum Könige gewählt, und seine Söhne und Enkel behaupteten, jedoch nicht ohne Einmischung anderer Könige aus fremden Häusern, über siebzig Jahre den Thron Schwedens. Um 1134 erlangte Suerker I., ebenfalls aus einem großen gothländischen Hause, die schwedische Krone, und auf ihn folgte Erich der Heilige, aus dem Geschlechte der Bonde. Allein seit 1160 begann eine wechselnde Thronfolge zwischen den Häusern Suerkers und Erichs, die bis in die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts dauerte, aber unter so vielen Unruhen und Gewaltthaten, daß endlich beide Häuser zu Grunde gingen, und die mächtigen Folkunger, ebenfalls ein vornehmes einheimisches Haus, auf den Thron gelangten. Aber auch unter dem Herrscherstamme der Folkunger dauerten die Unruhen fort, ja, gerade unter ihm stieg der Übermuth der Großen höher als vorher. Waldemar (1250–1276), der erste König aus dem Geschlechte der Folkunger, ward von seinem Bruder verdrängt, Birger II. (1290–1319) ward abgesetzt, und ein gleiches Schicksal hatten Magnus II. (1319–1363) und dessen Sohn Hakon VI.

Durch die Errichtung des calmarischen Vereins (Union) schien endlich das Königthum in Schweden neue Kraft zu gewinnen.

Margaretha, die Tochter Waldemars III., Königs von Dänemark, ward nach dem Tode ihres Gemahls Hakons VI., Königs von Norwegen, als Vor-

münderin ihres Sohnes Olavs, Beherrscherin von Norwegen. Als hierauf im Jahre 1376 mit Waldemar III. der männliche Stamm des Hauses Estritson in Dänemark erlosch, wählten die Dänen zuerst Olav, Margarethens Sohn, zum Könige, und wie dieser Olav ebenfalls (1387) starb, wurde seine Mutter Margaretha zur Königin von Dänemark und Norwegen gewählt. Wenige Jahre später ward Margaretha auch Königin von Schweden.

Im Jahre 1363 hatten die Schweden den Herzog Albrecht von Meklenburg, den Schwestersohn des abgesetzten Magnus II., zu ihrem Beherrscher gewählt. Bald aber waren die schwedischen Großen auch mit diesem Könige unzufrieden, schon weil er ein Ausländer war, und dann auch weil die Lage des Reichs ihn zur Auflegung großer Abgaben nöthigte. Sie trugen daher der Königin Margaretha, einer Frau von hoher Kraft, die schwedische Krone an. Bis 1388 war alles reif zum Aufstande gegen Albrecht, und eine Schlacht bei Fahlköping (1389), in welcher Albrecht gefangen genommen wurde, machte Margaretha auch zur Königin von Schweden. Schweden, Dänemark und Norwegen waren nun durch eine Königin verbunden.

Indessen die Anhänger Albrechts erregten fortwährend Unruhen in Schweden. Besonders weigerten sich die wichtigsten Städte des Reichs, Stockholm und Calmar, die neue Königin anzuerkennen. Erst im Jahre 1395 ward endlich ein Friede zwischen beiden Parteien geschlossen, und Albrecht in Freiheit gesetzt. Von nun an wuchs Margarethens Anhang zusehends. Vertrauend auf die Macht ihrer Partei, rief sie daher im Jahre 1397 aus ihren drei Reichen Abgeordnete nach Calmar, und schlug einen Verein (Union) aller drei Reiche vor, doch so, daß das vereinte Reich ein Wahlreich bleiben, und jedes der drei Reiche seine bisherige Verfassung behalten sollte; und die Abgeordneten willigten ein.

3. Schweden seit Errichtung des calmarischen Vereins bis 1513.

Auch durch den calmarischen Verein ward es nicht besser in Schweden. Unter den Völkern der vereinigten

Reiche herrschte zu viel gegenseitige Eifersucht und Erbitterung, als daß ihr Bund bestehen konnte. Auch war die Freiheit der Königswahlen bei der Macht und dem Übermuthe der Großen höchst gefährlich. Die Regierungen Erichs (1412 – 1439), Christophs III. (1439 – 1448), Christians I. (1448 – 1481) und Johanns (1481 – 1513) waren daher voll der verderblichsten Unruhen. Doch hatte Schweden an Sten Sture (1471 – 1503), Suante Nielson Sture (1504 – 1512) und Sten Sture dem Jüngern (1512 – 1520) drei vortreffliche Reichsvorsteher, welche nicht nur die Freiheit ihres Vaterlandes gegen Dänemark aufrecht erhielten, sondern auch für die innere Ordnung in demselben unermüdbar sorgten.

VII.

Dänemark.

1. Dänemark bis 1015.

Auch Dänemark wurde in uralter Zeit von finnischen und teutschen Stämmen bewohnt, jedoch so, daß die letztern hier bei weitem vorherrschend waren.

Vieles erzählt die Sage auch von der dänischen Vorzeit; von Odin und von seinem Sohne Skiold, welcher Dänemark als seinen Antheil erhalten, und dessen Nachkommen, die Skioldunger, mehrere Jahrhunderte lang dieses Land beherrscht haben. Allein bei allem Reichthum der Sagen, und obwohl das südliche Europa schon seit frühen Zeiten durch Streifzüge der Dänen beunruhigt worden ist, wird es doch erst gegen das Ende des neunten Jahrhunderts etwas heller in der dänischen Geschichte.

Gegen das Ende des neunten und den Anfang des zehnten Jahrhunderts geschah es, daß König Gorm der Alte (855 – 936) mehrere dänische Stämme unter Einem Scepter vereinigte, so wie um diese Zeit (875) Harald Harfagar in Norwegen ein Königreich gründete. Ha-

rald II. (936–981), der Sohn und Nachfolger Gorms, nahm (972) das Christenthum an, welches jedoch sein Nachfolger Swen (981–1015) wieder mit der Religion Odins vertauschte. Eben dieser Swen aber eroberte einen Theil Norwegens und ganz England.

Indessen erst mit dem eilften Jahrhunderte, in welchem das Christenthum in Dänemark herrschend wurde, begann eine festere Ordnung der Dinge in diesem Lande, dessen Geschichte von nun an auch mehr und mehr bekannt wird.

2. Von Kanut dem Großen bis 1513.

Erst Kanut der Große (1015–1036) befestigte die Herrschaft des Christenthums in Dänemark. Und mit der neuen Religion begann hier, wie überall, Bildung mannigfaltiger Art, entstand aber auch in Kurzem der Stand geistlicher und weltlicher Großen.

Auch in Hinsicht auf Macht ragte Kanut der Große hervor. Außer Dänemark beherrschte er auch das von seinem Vater Swen eroberte England, und unterwarf sich überdieß Norwegen. Allein das letztere fiel noch von Kanut selbst ab, und nach dem unbeerbten Tode seiner Söhne ging England ebenfalls verloren, und kam sogar Dänemark an Norwegen.

Doch schon im Jahre 1047 befreite Estritson, Kanuts des Großen Schwestersohn, sein Vaterland von fremder Hoheit, und gründete einen Herrscherstamm, welcher gegen vier Jahrhunderte Dänemark regierte.

In dem ersten Jahrhunderte des Hauses Estritson herrschte indessen nur Zerrüttung in dem dänischen Reiche. Aber seit der Mitte des zwölften und am Anfange des dreizehnten Jahrhunderts fürchteten alle Küsten des nördlichen Teutschlands die Übermacht Dänemarks. Waldemar I. (1148–1182) gab dem Reiche durch bedeutende Eroberungen in Pommern, Meklenburg und Holstein neue Stärke. Kanut VI. (1182–1203) breitete seine Eroberungen nicht nur in Esthland, sondern auch von der Elbe bis an die Weichsel aus. Endlich Waldemar II. (1203–1242) unterwarf sich auch

Theile von Liefland, Curland und Preußen. Dänemark stand jetzt (1220) in furchtbarer Macht da.

Doch noch Waldemar II. selbst überlebte den Glanz seines Reiches. Schon im Jahre 1223 ward er der Gefangene des Grafen Heinrichs von Schwerin, worauf ein großer Theil der Eroberungen, die er und seine Vorfahren gemacht hatten, ihm wieder entrissen wurde. Zwar erlangte er seine Freiheit wieder, aber eine Niederlage bei Bornhövede (1227) zeigte ihm, wie unwiederbringlich sein Verlust sey. — Zu dem Unglücke der auswärtigen Unternehmungen gesellte sich bald auch innerer Verfall. Es entstanden verderbliche Thronstreitigkeiten, wozu Waldemar II. durch die Theilung des Reichs unter seine Söhne die erste Veranlassung gegeben hatte. Vornehmlich aber wurden die Könige bis zur Ohnmacht von den Großen abhängig, deren Gewalt seit dem dreizehnten Jahrhunderte fast keine Gränze mehr kannte.

Erst Waldemar III. (1340 – 1376), ein äußerst thätiger und unternehmender König, that den innern Bewegungen einigen Einhalt, und stellte die äußere Würde des Reichs wieder her, indem er mehrere der abgerissenen Provinzen wieder an dasselbe zurückbrachte.

Mit Waldemar III. erlosch der männliche Stamm des Hauses Estritson. Die Dänen wählten daher Olav V., den Sohn Hakons VI. und Margaretha's, der Tochter Waldemars III., zum Könige. Als aber Olav (1387) starb, ward Margaretha als Königin von Dänemark und Norwegen anerkannt.

Durch den Sieg bei Fahlköping wurde die große Frau auch Königin von Schweden, und ihr Werk war (1397) die Errichtung der calmarischen Union.

Indessen auch für Dänemark brachte dieser Verein kein Heil. Auch hier war derselbe nur die Ursache lang dauernder Zerrüttungen.

Norwegen. Erst gegen das Ende des neunten Jahrhunderts (875) bildete Harald I. Harfagar, von dem königlichen Stamme der Ynglinger, aus den kleinen Fürstenthümern und Herrschaften, aus welchen Norwegen bis dahin bestanden hatte, einen Staat, welchen er überdieß durch auswärtige Eroberungen vergrößerte. Olav Trygwäson (996 – 1000), Haralds Urenkel, befestigte hier hundert und zwanzig Jahre

später, nicht ohne Grausamkeit, die Herrschaft des Christenthums. Um eben diese Zeit kam Norwegen mehrmalen in Gefahr, dem dänischen Reiche einverleibt zu werden. Allein Magnus I., ein Sohn Olavs II. aus dem Hause Harald Harfagars, bemächtigte sich (1034) wieder des Thrones von Norwegen, und er sowohl als sein Verwandter und Nachfolger Harald III. Haardrade behaupteten denselben mit vieler Tapferkeit. Die männlichen Nachkommen des letztern regierten hierauf über zwei Jahrhunderte in Norwegen; nicht ohne Thronstreitigkeiten und verderblichen Kampf mit den Großen. Als aber der männliche Stamm Harald Harfagars mit Hakon V. erlosch, übertrugen (1319) die norwegischen Stände den Thron dem schwedischen Könige Magnus II., dem Tochtersohne Hakons V.; allein im Jahre 1387 ward durch die Königin Margaretha Norwegen mit Dänemark vereinigt.

Zweites Kapitel.

Das Wiederaufleben der Wissenschaft und Kunst.

1. Von den allgemeinen Ursachen des Wiederauflebens der Wissenschaft und Kunst.

Jene lebensvolle Regsamkeit, welche seit dem Zeitpunkte der Kreuzzüge in dem Abendlande zu herrschen anfing, offenbarte sich insbesondere auch in Bezug auf Wissenschaft und Kunst. Auch in Bezug auf höhere Bildung begann seit dem zwölften Jahrhunderte ein neues Leben.

Mehrere Ursachen haben zusammengewirkt, diese erfreuliche Erscheinung hervorzubringen.

Schon in den früheren Jahrhunderten des Mittelalters waren durch die christlichen Geistlichen mannigfaltige Keime der Bildung ausgestreut worden, welche nun, nachdem Gesittung und bessere Lebenseinrichtungen unter den Abendländern einheimisch zu werden angefangen hatten, nothwendig aufgehen und reifen mußten. Überhaupt mußte das Göttliche im Christenthum auch den Sinn für das Höhere in Wissenschaft und Kunst allmälig hervorrufen. Überdieß ward der Geist der Abendländer durch die Kreuzzüge mächtig aufgeregt. Gleichergestalt hob das Ritterthum den innern Menschen empor. Ferner mußte

die glückliche Begründung der bürgerlichen Freiheit nothwendig auch das Erwachen des Geistes fördern. Nachdem aber einmal ein Streben nach Kunst und Wissenschaft in dem Abendlande rege geworden war, mußte dasselbe in Kurzem um so lebensvoller und vielseitiger werden, je frischer und unverdorbener die Kraft der Abendländer war, und je mehr der Kreis jenes Strebens, welcher am Anfange hauptsächlich nur Italien, Teutschland, Frankreich und England umfaßte, sich allmälig über das ganze Abendland ausdehnte.

2. Wissenschaft und Kunst im Abendlande von 1096 – 1517.

Das Christenthum hatte den Sinn für Philosophie schon sehr früh im Abendlande geweckt. Bereits im neunten Jahrhunderte zeichnete sich der Schotte oder Irländer Johannes Erigena († 877) als tiefer Forscher aus. Das Studium der Dialectik, welches in den Dom- und Klosterschulen sehr eifrig getrieben wurde, erhielt jenen Sinn für Philosophie fortwährend rege, und das Hohe des Christenthums nährte und stärkte ihn mehr und mehr. Endlich (seit dem Anfange des eilften Jahrhunderts) ward derselbe durch die Bekanntschaft der Abendländer mit den Arabern und der arabischen Bildung aufs neue bereichert. Besonders erschien die von den Arabern so hoch verehrte Philosophie des Aristoteles in Kurzem auch den Abendländern als Gipfel und Inbegriff alles menschlichen Denkens und Wissens. Die Lust und Liebe zum Philosophiren ward nun immer größer. Man nannte diese Philosophie die scholastische, weil dieselbe anfangs hauptsächlich in den Dom- und Klosterschulen gelehrt wurde. Vornehmlich zwischen 1100 und 1500 war sie herrschend. Vertheidigung der Lehren der Kirche war ihr Hauptziel. Doch beschäftigten sich auch mehrere Scholastiker mit Untersuchung der Gründe des menschlichen Wissens und andern Zweigen der Philosophie überhaupt. Indessen der selbstständigen Forscher unter den Scholastikern war allerdings nur eine sehr kleine Zahl. Der Scholasticismus

war mehr eine Vorübung für die Philosophie, als eine eigentliche Philosophie. Auch können mehrere Scholastiker, besonders seit dem dreizehnten Jahrhunderte, von leidenschaftlicher Streitsucht und leerem Wortgezänke nicht freigesprochen werden. Allein auch als bloße Vorübung im Philosophiren war der Scholasticismus eine treffliche Übung in der Kunst des Denkens; neben den todten Begriffen und leeren Worten vieler Scholastiker darf man überdieß die fruchtbaren Ansichten anderer scholastischer Philosophen nicht übersehen. Endlich kann auch nicht geläugnet werden, daß die Freiheit der Untersuchung in höheren Dingen nicht wenig durch die Scholastiker gefördert wurde. — Anselm († 1109), Peter Abälard († 1142), Petrus Lombardus († 1164), Albrecht der Große († 1280), Thomas Aquinas († 1274), Johannes Duns Scotus († 1308), Wilhelm Occam († 1347), Gabriel Biel († 1495) und mehrere andere.

Auch die Rechtswissenschaft ward in diesen Zeiten mit vielem Eifer bearbeitet. Mit großem Fleiße wurde insbesondere das Studium des römischen Rechts getrieben. Man erläuterte es mündlich und schriftlich; Bartolus (um 1350) und Baldus († 1400) wandten die scholastische Philosophie auf dasselbe an, und seit dem vierzehnten Jahrhunderte wurde es auf allen Universitäten vorgetragen. Mit demselben Eifer bildete man auch das canonische Recht in diesen Zeiten aus. Gleichergestalt wurden mehrere andere Zweige der Rechtswissenschaft bearbeitet.

Weniger eifrig beschäftigte man sich mit den Naturwissenschaften. Doch erwarben sich Albrecht der Große und Roger Baco († 1292) ausgezeichnete Verdienste um dieselben. Auch die Medicin machte Fortschritte. Von Salerno aus, wo sich am Ende des eilften Jahrhunderts, besonders durch die Bemühungen Constantins des Africaners (um 1086), eine treffliche medicinische Schule zu bilden angefangen hatte, verbreitete sich wenigstens die, durch die Araber verbesserte, Heilkunde allmälig durch das ganze Abendland.

Unter den Mathematikern dieses Zeitraums müssen Georg Purbach († 1461) und Johannes Müller von Königsberg in Franken († 1476) mit großer Achtung genannt werden.

Auch auf die Geschichte ergoß das neue Licht, welches den menschlichen Geist zu erheitern anfing, seine Strahlen. Seit der zweiten Hälfte des eilften und im Laufe des zwölften Jahrhunderts hob sich die Historie bei den Abendländern, besonders in England und Frankreich. Vornehmlich die Kreuzzüge hatten den Gesichtskreis der Geschichtschreiber erweitert. In dem dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderte wurden bereits mehrere Versuche gemacht, die Geschichte auch in der Muttersprache vorzutragen. Endlich seit dem fünfzehnten Jahrhunderte schwang sich der Geist in der Geschichte immer freier empor, das Urtheil ward fester und umfassender, und auch die Darstellung, wenigstens in Italien, edler. — Wilhelm von Malmesbury († nach 1143), Otto von Freisingen († 1158), Güntherus (um 1200), Hugo Falcandus (um 1169), Helmoldus (um 1170), Wilhelmus Tyrius (um 1180), Saxo Grammaticus († 1204), Nicolaus de Jamsilla (um 1250), Matthäus Paris († 1259), Albertinus Mussatus († 1330), Leonardo Bruni († 1444), Äneas Sylvius († 1464). — Jean Sire de Joinville († nach 1309), Froissart († nach 1400), Jakob Twinger von Königshofen (um 1386).

Der Quell höherer Dichtkunst ward in diesen Zeiten ebenfalls eröffnet. Italien zeichnete sich in dieser Hinsicht zuerst und vorzüglich aus. Der fröhliche Gesang der Provençalen ward in diesem, auch im Mittelalter vielfach begünstigten, Lande auf mancherlei Wegen bekannt, ward hier geliebt und nachgeahmt. Auch erhob sich schon gegen die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts aus den mannigfaltigen Mundarten des italienischen Romanzo eine gemeinsame Sprache der Italiener, eine höhere Volkssprache *(Volgare illustre)*. So geschah es denn, daß Italien der höheren Dichtkunst sich frühzeitig erfreute. Bereits am Ende des dreizehnten Jahrhunderts trat hier Dante Alighieri (geb. 1265, gest. 1321) auf, der

den tiefen, ernsten Geist der mit Christus beginnenden neuen Welt in einer wunderbaren Dichtung *(la divina Comedia)* darstellte. Bald hierauf machte der kunstreiche Petrarca (geb. 1304, gest. 1374) die Liebe zum Inhalt seiner Sonette und Canzonen, und sein Zeitgenosse Boccaccio (geb. 1313, gest. 1375), der Verfasser des Decamerone, vollendete das Triumvirat der großen Wiederhersteller der ästhetischen Bildung in Italien. Diese Männer weckten durch ihre Werke recht eigentlich eine ästhetische Begeisterung in ihrem Vaterlande, welche durch das wiederauflebende Studium der alten Schriftsteller genährt und gestärkt wurde, und sich bald auch in das Ausland verbreitete.

Petrarca und Boccaccio sind auch als Wiederhersteller des Studiums der classischen Literatur ehrwürdig. Nächst ihnen müssen Johannes von Ravenna (um 1397) und Emanuel Chrysoloras (um 1397) in dieser Hinsicht ausgezeichnet werden. Der durch diese Männer im Laufe des vierzehnten Jahrhunderts angefachte Eifer für das Studium der ewigen Muster der Alten ward im fünfzehnten Jahrhunderte durch den öffentlichen Zustand Italiens sehr begünstigt. Die politische Regsamkeit in diesem Lande machte gebildete Staatsmänner damals doppelt nöthig; diese Bildung aber gab die Philologie. Auch war für viele Große Italiens bei blühendem Wohlstande das Sammeln der alten Handschriften minder schwierig und allmälig eine Sitte, welche nachzuahmen dem Stolze schmeichelte. Hierzu kam, daß durch die großen Bedrängnisse, welche den byzantinischen Staat im fünfzehnten Jahrhunderte trafen, viele byzantinische Gelehrte veranlaßt wurden, sich in das Abendland, besonders nach Italien, zu flüchten, wo sie dann die Kenntniß der griechischen Sprache und Literatur verbreiteten. Vornehmlich aber hatte die Philologie in Italien im Laufe des fünfzehnten Jahrhunderts an Cosmo di Medici (geb. 1389, gest. 1464) und dessen Enkel Lorenzo di Medici (geb. 1448, gest. 1492) große Beförderer. Cosmo di Medici scheute keinen Aufwand, um überallher Handschriften der alten Classiker zu sammeln; und für das Studium der platonischen Philosophie errich-

tete er eine Academie. Eben so war auch Lorenzo di Medici für das Aufblühen der Philologie unermüdbar thätig. Besonders waren unter ihm die öffentlichen Schulen zu Florenz mit den trefflichsten Lehrern besetzt, und von vielen Jünglingen Italiens sowohl als des Auslandes besucht. Auch Papst Nicolaus V. (1447 – 1455) that sehr viel für die alte Literatur. Er war recht eigentlich der Stifter der vaticanischen Bibliothek, und sammelte die Handschriften der alten Schriftsteller, besonders der Griechen, mit solchem Eifer, daß es, wie einer seiner Zeitgenossen sich ausdrückte, schien, als wollte er Griechenland nach Italien versetzen. — Diese Wiederherstellung der alten Literatur in Italien wirkte bald auch auf andere Länder des Abendlandes. Viele wißbegierige Jünglinge kamen aus mehreren Staaten Europa's nach Italien, und trugen die bessern Kenntnisse, welche sie daselbst erworben hatten, in ihr Vaterland zurück. Vornehmlich nahm Teutschland Antheil an dieser Bildung Italiens. Rudolph Agricola († 1485), Celtes († 1508), Reuchlin († 1521).

Auch die Künste, besonders die Malerei, bildeten sich in diesen Zeiten immer glücklicher in Italien aus. Vieles trug hierzu schon der schöne italische Himmel bei. Auch waren die freien Verfassungen, welche mehrere italienische Staaten im Laufe des Mittelalters errangen, unstreitig der Entwickelung des Kunstsinnes sehr günstig. Überdieß erinnerten die schönen Überbleibsel des Alterthums, an welchen Italien so reich war, an die alte herrliche Künstlerwelt, reizten zur Nachahmung, und wurden Muster und Vorbild. Die edeln Mediceer von Florenz erwarben sich auch in dieser Hinsicht große Verdienste um die Menschheit. Wie sie die Handschriften der alten Classiker mit unverdrossenem Eifer sammelten, so auch die Überbleibsel der alten Kunst. Wie sie sich der großen Philologen mit väterlicher Liebe annahmen, so auch der Künstler. Endlich ein Hauptquell der neuern Kunst lag unstreitig in dem Christenthum und dessen Sinnbildern; weßhalb auch die bildende Kunst in diesen Zeiten nicht bloß in Italien, sondern auch in andern Ländern, besonders in Teutschland, blühete. — Leonar-

do da Vinci (geb. 1444, gest. 1519), Michael Angelo Buonarroti (geb. 1474, gest. 1564), Andrea del Sarto (geb. 1488, gest. 1530), Raphael (geb. 1483, gest. 1520), Correggio (geb. 1494, gest. 1534), Titian (geb. 1477, gest. 1576), Johann van Eyk (geb. 1370, gest. 1441), Albrecht Dürer (geb. 1471, gest. 1528), Holbein (geb. 1498, gest. 1554).

3. Die Universitäten. Die Erfindung der Buchdruckerkunst.

Wie rege der Eifer für wissenschaftliche Bildung in den vier letzten Jahrhunderten des Mittelalters gewesen sey, erhellet unter anderm auch aus der Errichtung und Vervielfaltigung der Universitäten in diesem Zeitraum. Die ersten Universitäten gingen gleichsam unmittelbar aus jenem Eifer hervor. Wie und wo einen denkenden Kopf der Geist des Lehrens trieb, da trat er als Lehrer auf, und Tausende von wißbegierigen Jünglingen und Männern versammelten sich um ihn. Die Wissenschaft umschlang Lehrer und Zuhörer; aber dem Geiste der Zeiten und dem Beispiele der Städter gemäß, traten sie in Vereine zusammen, und gaben diesen eine Verfassung. Gern bestätigten die Oberhäupter der Städte die Einrichtungen und Rechte dieser Gesellschaften. — Anfangs ward indessen nur eine Hauptwissenschaft auf einer Universität gelehrt; erst im dreizehnten Jahrhunderte erweiterte sich der Kreis der Wissenschaften auf diesen Lehranstalten, und ungefähr um das Jahr 1260 entstanden die sogenannten Facultäten. — Der große Nutzen der Universitäten ward um so einleuchtender, je mehr die wissenschaftliche Bildung fortschritt, und so wurde denn, besonders seit dem fünfzehnten Jahrhunderte, die Anzahl derselben mehr und mehr vermehrt. Salerno. Bologna. Paris. Neapel gestift. 1224. Padua gestift. um 1250. Oxford gestift. um 1300. Cambridge gestift. um 1302. Rom gestift. 1303. Perpignan gestift. 1340. Valladolid gestift. 1346. Prag gestift. 1348. Wien gestift. 1365. Heidelberg gestift. 1387. Cöln gestift. 1388. Ferrara gestift. 1391. Erfurt gestift. 1392. Krakau

gestift. 1400. Leipzig gestift. 1409. St. Andrews gestift. 1411. Rostock gestift. 1419. Löwen gestift. 1426. Florenz gestift. 1438. Glasgow gestift. 1454. Greifswalde gestift. 1456. Trier gestift. 1472. Ingolstadt gestift. 1472. Upsala gestift. 1476. Tübingen gestift. 1477. Aberdeen gestift. 1477. Mainz gestift. 1477. Copenhagen gestift. 1479. Alcala gestift. 1499.

Endlich auch die für die Bildung der Menschheit höchst wichtige Erfindung der Buchdruckerkunst gehört diesem inhaltreichen Zeitraume an. — So vieles Dunkel auch auf der Geschichte dieser Erfindung ruht, so ist doch soviel gewiß, daß das Hauptverdienst derselben einem Teutschen, dem Mainzer Edelmanne Johann von Guttenberg, angehöre, und daß sie dem Wesen nach zwischen 1430 und 1445 vollendet worden. Mit Hülfe dieser preiswürdigen Kunst konnten nun die so mühsam gesammelten Schriften der alten Griechen und Römer, so wie andere Werke, für immer vom Untergange gerettet, und zugleich für jeden Gebildeten leicht zugänglich gemacht werden. Durch sie erhielt der Kreis der Cultur eine Ausdehnung, wie solche nie vorher möglich gewesen war. Durch sie konnte das Wort des Einzelnen auf eine leichte Art Tausenden hörbar gemacht werden, und die Thätigkeit des Menschen für seine Mitmenschen sich gleichsam über die Schranken des Raums und der Zeit erheben.

Drittes Kapitel.

Die süd- und westeuropäischen Staaten.

I.

Die Schweiz.

1. Von der Geschichte der Schweiz bis 1307.

Seit uralter Zeit war der westliche Theil Helvetiens von Galliern, der südöstliche aber von Rhätiern bewohnt.

Ungefähr 50 Jahre v. Chr. wurde der westliche, und um 15 v. Chr. der südöstliche Theil Helvetiens von den Römern erobert. Unter der Herrschaft Roms gedieh mannigfaltige römische Bildung in diesem Lande. Aventicum ragte unter den helvetischen Städten vornehmlich hervor. „Es ward löblich regiert; so, daß die Göttin Aventia, der Genius von Aventicum, der Genius des tigurinischen Gaues, Apollo, der freigebige Bacchus und Cäsar Augustus kostbar verehrt, Obrigkeiten ruhmvoll belohnt, ein Collegium der Arzneikunde und andere Lehrer unterhalten, und Felsen gesprengt wurden zur Beförderung des Handels und Wandels.“

Bei dem Untergange des weströmischen Reiches kam der südöstliche Theil Helvetiens an die Ostgothen, der nördliche an die Alemannen, das Übrige an die Burgunder. Doch schon um 550 war ganz Helvetien den Franken unterworfen.

Über drei Jahrhunderte (von 550 – 879) stand Helvetien unter der Herrschaft der Franken. Während dieses Zeitraums verbreitete sich das Christenthum mehr und mehr unter den Helvetiern, und mit demselben die ersten Anfänge neueuropäischer Bildung.

Von 879 bis 1032 gehörte Helvetien theils zu dem burgundischen, theils zu dem teutschen Reiche. Als aber das burgundische Reich (1032) mit dem teutschen Reiche vereinigt wurde, ward ganz Helvetien dem teutschen Reiche unterworfen.

Während der Oberherrschaft der Teutschen über Helvetien geschah es, daß die Schweizer den berühmten Bund der schweizerischen Eidgenossen gründeten.

Die Abkunft dieser Schweizer liegt im Dunkeln. Daß sie seit fast undenklichen Zeiten in der Nähe des Berges Haken, nicht weit von den Ufern des Waldstädter-Sees, gelebt haben, ist außer Zweifel. Aber woher sie in diese Gegenden gekommen seyen, kann nicht mit Gewißheit ausgemittelt werden. — Dieses Volk der Schweizer war anfänglich nicht zahlreich, aber nach und nach wuchs die Bevölkerung, und mit ihr die Cultur des Bodens und der Einwohner. Ein Ort war von dem andern unabhängig. Galt es aber, fremde Gewalt

abzutreiben, so sah man das Band der Eintracht so fest unter ihnen geknüpft, daß man die Völker von Uri, Schwyz und Unterwalden nur für ein Volk halten mußte.

Lange Zeit blieben diese Schweizer und ihre Wohnsitze unbekannt. Erst im Jahre 1114 zog sie eine Klage, welche Gerhard, Abt zu Einsiedeln, wegen eines Weideplatzes gegen sie stellte, aus der Vergessenheit. Zwei Jahrhunderte später gründeten sie ihren hohen Ruhm.

Von 1126 bis 1218 standen die mächtigen Herzoge von Zähringen, im Namen des teutschen Kaisers, dem Lande Helvetien vor. Hierauf (1218) traten die Grafen von Habsburg an ihre Stelle. Diese Grafen waren jetzt die mächtigsten Herren in Nordhelvetien. Unter ihnen zeichnete sich vornehmlich Rudolph von Habsburg aus, welcher im Jahre 1273 zum teutschen Könige erhoben wurde.

2. Die Gründung des Schweizer-Bundes.

Schon Rudolph von Habsburg hatte seine Erbgüter in der Schweiz zu erweitern gesucht, ohne jedoch die Schweizer dadurch zu kränken. Allein sein Sohn, König Albrecht I., den alle seine Nachbarn wegen seiner Härte und Habsucht mit Eifersucht betrachteten, ließ den drei Waldstädten, Uri, Schwyz und Unterwalden, den Antrag machen: „sie möchten sich dem erblichen Schutze seines Hauses unterwerfen.“ Die Waldstädte aber weigerten sich dessen. Aus Rache ließ nun Albrecht desto lieber zu, daß Vögte, die er über habsburgische Güter in diesem Lande gesetzt hatte, auch die Reichsrechte, und zwar ohne Schonung, über sie übten, ja, sie auf mannigfaltige Weise mißhandelten. Dieß veranlaßte drei Männer aus den Waldstädten, den Walther Fürst von Attinghausen aus Uri, den Werner Stauffacher aus Schwyz und Arnold von Melchthal in Unterwalden, einen Bund unter den Einwohnern in den Waldstädten zu stiften. Auf dem Rütli, einer Wiese in einer einsamen Gegend an dem Ufer des Waldstädter-Sees, ward dieser Bund von seinen Urhebern

und dreißig andern herzhaften Männern aus den Waldstädten (November 1307) feierlich beschworen. Schutz gegen die Ungerechtigkeiten Albrechts war der einzige, schuldlose Zweck ihres Bundes. — Wilhelm Tell.

Am Anfange des Jahres 1308 begann die Ausführung des Planes der Verbündeten. Die königlichen Vögte wurden von den Bewohnern der Waldstädte vertrieben, die Burgen gebrochen, sonst aber Niemanden etwas zu Leide gethan, am wenigsten dem Hause Habsburg. Hierauf kamen die Schweizer aufs neue zusammen, und beschworen ihren Bund.

Noch in eben dem Jahre (1308) aber, in welchem die Schweizer gegen Albrecht I. aufgetreten waren, wurde dieser von seinem Bruderssohne Johann, dem er sein Erbtheil vorenthalten hatte, ermordet. Dieses unerwartete Ereigniß förderte die Sache der Verbündeten: denn von Heinrich VII., dem Nachfolger Albrechts auf dem teutschen Königsthrone, wurden ihre Rechte bestätigt. Als sie aber hierauf bei dem Streite über die Wahl eines teutschen Königs sich für Ludwig den Baier und wider Friedrich den Schönen von Österreich erklärt hatten, führte Leopold, der Bruder des letztern, ein Heer wider sie in die Waldstädte. Allein bei dem Passe Morgarten erfochten sie (December 1315) einen glorreichen Sieg über Leopold, und ihr Bund gewann immer größeres Ansehen.

3. Erweiterung und Befestigung des Schweizerbundes.

Innerhalb acht und dreißig Jahren traten noch fünf andere, zum Theil ansehnlichere, Bezirke und Städte (Lucern 1332, Zürich 1351, Glarus 1352, Zug 1352, Bern 1353) dem Bunde der Schweizer bei.

„Die drei Waldstädte aber blieben der Kern der Eidgenossenschaft, an den sich alle Neuverbündeten anschlossen; sie behielten ihre eigene innere Verbindung, und handelten für sich allein. Auch beruhte der allgemeine Verein nicht auf einem Oberhaupte oder Senate, sondern auf einem Gefühl, auf der Freiheitsliebe; so blieb jeder, was

er für sich seyn und werden mochte: für das Vaterland waren alle Eins."

Je mehr indessen der Schweizerbund sich stärkte, desto größer ward die Eifersucht des Hauses Österreich, so wie des helvetischen Adels gegen denselben. Wider diese Feinde mußten daher die acht alten Orte einen vielfachen Kampf bestehen. Doch auch dieser Kampf endete glücklich, und der Bund gedieh mehr und mehr.

Besonders kam es (Juli 1386) bei Sempach, einer Stadt im Aargau, zu einer großen Schlacht zwischen den Schweizern auf der einen, und dem helvetischen Adel und dem Herzoge Leopold, dem Enkel Albrechts I., auf der andern Seite. „Hier wurden die Schweizer von Schilden empfangen, als von einer Mauer, und von hervorragenden Piken, gleich einem Walde von Stacheln, so daß Mehrere fielen. Zu wiederholtenmalen suchten sie zwischen den Piken einen Weg über die Leiber derer, die sie trugen; aber ohne allen Erfolg. Gegen die Geschicklichkeit im gewohnten Handgriffe schien es kein Mittel zu geben, als ein ungewöhnliches, das in Erstaunen setze. Dieses unternahm Arnold von Winkelried, ein Ritter aus einem alten, heldenmüthigen Geschlechte von Unterwalden. Er sprach zu seinen Kriegsgesellen: „Ich will euch eine Gasse machen;" sprang plötzlich aus den Reihen und sprach mit lauter Stimme: „Sorget für mein Weib und für meine Kinder, treue, liebe Eidgenossen, gedenket meines Geschlechtes!" Plötzlich war er an dem Feinde, umschlug mit seinen Armen einige Spieße, begrub dieselben in seine Brust, und, wie er denn ein sehr großer und starker Mann war, drückte er im Fallen sie mit sich auf den Boden. Plötzlich gingen seine Kriegsgesellen über seinen Leichnam hin durch die gemachte Öffnung, und errangen den Sieg. Herzog Leopold selbst war unter den Gefallenen. Der Glanz der fürstlichen Hoflager ging für viele Jahre unter, und im Lande wurde gesprochen: Gott sey zu Gerichte gesessen über den muthwilligen Trotz der Herren vom Adel."

Ein neuer Sieg, welchen bald hierauf die Glarner bei Näfels (April 1388) über die österreichische Partei

erhielten, machte Österreich endlich zum Frieden geneigt. Es schloß (1389) einen Frieden auf sieben Jahre, vermöge dessen der Bund sowohl als die Eroberungen der Eidgenossen unangetastet bleiben sollten, ja, wegen innerer Unruhen sah Österreich sich genöthigt, im Jahre 1396 den Frieden mit den Schweizern auf zwanzig Jahre, und im Jahre 1411 auf fünfzig Jahre zu verlängern.

Doch schon im Jahre 1415 ward Österreich bereits aufs neue von den Eidgenossen bekriegt. Die letztern waren von der Kirchenversammlung zu Costanz und von dem Kaiser Sigmund aufgefodert worden, den geächteten Herzog Friedrich von Österreich-Tyrol seiner Länder zu berauben. Sie wandten zwar anfangs den kaum geschlossenen Frieden mit Österreich vor, entschlossen sich aber (1415) endlich doch, den Auffoderungen zu gehorchen, und machten bedeutende Eroberungen.

Von nun an bemächtigte sich aber auch mehr und mehr die Eroberungslust der Schweizer.

4. Innerer Krieg der Schweizer.

Als im Jahre 1436 Friedrich, der letzte Graf zu Tokenburg, gestorben war, glaubten Schwyz und Glarus auf der einen, und Zürich auf der andern Seite sich zu Ansprüchen auf die tokenburgischen Güter berechtigt. Darüber kam es zwischen beiden Parteien zum heftigsten Streit. Die Erbitterung ward um so größer, da an der Spitze der Züricher Partei der hochherzige Bürgermeister Stüssi zu Zürich, an der Spitze der Schwyzer Partei der entschlossene Landammann Reding von Schwyz stand. Bald gedieh der Zwiespalt so weit, daß Zürich, den Hauptgrundsatz des Schweizerbundes hintansetzend, sich an Kaiser Friedrich III. aus dem Hause Österreich wandte, und mit diesem (1443) einen engen Bund gegen die Eidgenossen schloß. Nun traten alle Eidgenossen gegen Zürich und Österreich in die Waffen; Kaiser Friedrich III. aber rief französische Söldner (Armagnacs) zu Hülfe, um das von den Eidgenossen belagerte und geängstete Zürich zu retten, und die habsburgischen Erbgüter gegen die Eidgenossen zu schützen. Aber auch jetzt, gegen Fried-

rich III., gegen französische Heere, gegen Zürich erprobte sich die schweizerische Tapferkeit. Dieser neue Kampf, besonders die Schlacht bei St. Jacob unweit Basel (26. August 1444), wo die Schweizer Wunder des Heldenmuthes im Streite mit den Franzosen verrichteten, gab ihnen nur Gelegenheit, ihren Namen aufs neue furchtbar und in ganz Europa berühmt zu machen.

Mit solchen Helden, als diese Schweizer waren, wollte sich der französische Dauphin Ludwig, der nachmalige Ludwig XI., nicht zum zweitenmal messen. Schon am 28. October 1444 schloß er daher einen für die Schweizer sehr ehrenvollen Frieden. Im Sommer 1450 ward auch Zürich mit den übrigen Eidgenossen ausgesöhnt.

5. Krieg der Schweizer mit dem Herzoge Carl dem Kühnen von Burgund.

Als Philipp, letzter Herzog von Burgund aus dem capetingischen Stamme, (1361) gestorben war, fiel sein Herzogthum an Johann, König von Frankreich. Doch bald trat dieser das Herzogthum an seinen Sohn Philipp den Kühnen (1363 – 1404) ab, welcher dasselbe durch Heirath mit niederländischen Provinzen vergrößerte. Unter Philipp und seinen Nachfolgern, Johann dem Unerschrockenen (1404 – 1419) und Philipp dem Gütigen (1419 – 1467), bildete sich das Herzogthum zu einem sehr bedeutenden Staate. Vornehmlich aber hob sich die Macht Burgunds unter Carl dem Kühnen (1467 – 1477), einem der ausgezeichnetsten Fürsten seiner Zeit, einem vortrefflichen, wenn er nicht hätte Alexander seyn wollen. Carl war nahe daran, das Herzogthum Burgund zu einer furchtbaren Mittelmacht zwischen Frankreich und Teutschland zu erheben. Aber nach manchem harten Kampfe, besonders mit Frankreich, unterlag er endlich der Tapferkeit der Schweizer. Diesen hatte er allerdings durch den Plan, sein Gebiet auf ihre Kosten zu erweitern, Anlaß zum Kriege gegeben; aber vornehmlich war es Ludwig XI. von Frankreich, der sie zum Kriege wider ihn aufreizte. Mit bewundernswürdiger Schnelligkeit stürzten die tapfern Schweizer den

großen Fürsten. In der Schlacht bei Granson (1476) verlor Carl Gepäcke und Schatz, bei Murten (1476) den beßten Theil seines Heeres, und bei Nancy (Januar 1477) sein Leben.

6. Erweiterung und fortdauernder Glanz des Schweizerbundes.

Bald nach dem burgundischen Kriege (1481) wurden Freiburg und Solothurn als Mitglieder des Schweizerbundes aufgenommen. Zwanzig Jahre später (1501) kamen noch Basel und Schafhausen hinzu, und zuletzt (1513) Appenzell.

Es verschaffte den Eidgenossen ihr hoher Waffenruhm, durch den Sturz Carls des Kühnen aufs neue vermehrt, Achtung bei den Auswärtigen, und sonach Sicherheit vor denselben; sie selbst aber fühlten, daß, wenn sie nur zusammenhalten, sie mit Gottes Hülfe aller Welt stark genug seyen. Als über die Beute der burgundischen Länder gestritten wurde, buhlten Frankreich und Österreich um ihre Gunst, und Burgund flehte sie um Beistand an. Da ward (1477) mit Österreich die ewige Erbvereinigung aufgerichtet, und mit Ludwig XI. von Frankreich (1480) ein Subsidientractat geschlossen. Überhaupt es waltete weder in der Nachbarschaft eine Parteiung und Fehde, die in diesen Zeiten nicht am kräftigsten durch die Eidgenossen entschieden, noch irgend ein schweres Verhältniß der christlichen Welt, wobei nicht ihre Theilnahme vorzüglich gewünscht wurde. In den Kriegen, durch welche Italien am Ende des fünfzehnten und am Anfange des sechzehnten Jahrhunderts beunruhigt wurde, gaben sie nicht selten den Ausschlag. Eben so suchte sie Kaiser Maximilian I. vergebens zu zwingen, in den schwäbischen Bund zu treten, und sich dem Kammergerichte zu unterwerfen. In dem darüber (1499) entstandenen Schwabenkriege war der Vortheil entscheidend auf ihrer Seite.

In diesen Zeiten, wo Krieg des eidgenössischen Jünglings eigentliche Lust, Feldbau und Viehzucht unter freiem Himmel das einzige Geschäft war, keine Macht auf Erden gefürchtet wurde, herrschte in der Schweiz durch-

gehends fröhliches Leben; gesundes Blut und freier Sinn brachten es mit sich.

Uneinigkeit unter den Verbündeten konnte freilich nicht ausbleiben. Als aber um das Jahr 1481 der Zwiespalt unter ihnen sehr gefährlich war, führte sie der fromme Klaus von der Flüe zur Mäßigung und Einigkeit zurück.

Es gehört dieser Klaus von der Flüe zu den edelsten Helden des Glaubens. — „In den ersten fünfzig Jahren seines Lebens hatte er alle gemeinen Pflichten wohl erfüllt. Es lag aber in ihm ein außerordentliches inniges Gefühl für die erste Quelle, das Wesen von Allem, das Ewige, durch kein Buch (er konnte nicht lesen) und, soviel man weiß, durch keinen Umgang entzündet, sondern hervorgegangen aus dem inwohnenden Gott, nicht finster (es gab wenig abzubüßen in so schuldlosem Leben). Um ganz der Betrachtung leben zu können, begab er sich in seinem fünfzigsten Jahre in die Einsamkeit. Hier lebte er bis in spätes Greisenalter, in stetem Andenken an die höchste Vollkommenheit, in Überlegung und Übung der Mittel, menschliche Beschränktheit und Vergänglichkeit über sich selbst zu erheben. Keineswegs machte er seine Art Andern zum Gesetz. Er war weit entfernt von verachtendem Stolze (seine Religion bestand in Liebe und Gehorsam). Voll Demuth war er des Glaubens, der Brunn des Lebens, gehe er durch Blei oder Gold, führe immer die heilreichen Wasser.“

II.

Italien.

1. Mailand.

Die Parteikämpfe, welche seit der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts in den Städten Oberitaliens immer lebhafter wurden, zerrütteten auch Mailand, bis endlich das Haus Visconti am Anfange des vierzehnten Jahrhunderts sich der Oberherrschaft in dieser Stadt bemächtigte.

Matthäus Visconti wußte es von Kaiser Heinrich VII. zu erhalten, daß dieser ihn (1310) zum kaiserlichen Statthalter in Mailand ernannte, und nahm wenige Jahre nachher (1318), unter den Unruhen der Regierung Ludwigs des Baiers, den Titel eines Oberherren von Mailand an. Er und seine Nachkommen regierten nun die Stadt.

Vornehmlich unter Johann Galeazzo (1376–1402) hob sich die Macht Mailands und des Hauses Visconti. Johann Galeazzo erkaufte sich nicht nur (1395) von König Wenceslav den Herzogstitel, sondern erweiterte auch Mailand durch bedeutende Eroberungen. Seine Tochter Valentine vermählte er (1389) an den Herzog Ludwig von Orleans. Mailand war nahe daran, eine für Italien furchtbare Macht zu werden. Allein den Söhnen und Nachfolgern Johann Galeazzo's, Johann Maria (1402–1412) und Philipp Maria (1412–1447), war die Klugheit und der Unternehmungsgeist ihres Vaters nicht zu Theil geworden; unter ihnen schien vielmehr der Staat in Trümmer zu gehen.

Einige Jahre nach dem Tode Philipp Maria's, der keine männlichen Erben hinterlassen hatte, ward Franz Sforza, der Gemahl von Blanca Maria, der natürlichen Tochter Philipp Maria's, von den Mailändern zum Herzoge gewählt. Franz Sforza (1450–1466), obwohl ursprünglich ein Rottenführer (Condottieri), regierte mit Ruhm. Allein sein Sohn, Galeazzo Maria (1466–1476), verdarb wieder, was der Vater gut gemacht hatte; und sein Enkel, Johann Galeazzo Sforza (1477–1494), wurde von Ludwig Moro der Herrschaft und des Lebens beraubt. Eben dieser Ludwig Moro aber, ein Bruder Galeazzo Maria's, und der Urheber großer Unruhen in Italien, starb (1508) im Gefängnisse in Frankreich. Doch erhielt sein Sohn Maximilian Sforza (1512) das Herzogthum Mailand wieder.

2. Florenz.

Unter den Städten Toscana's hatten Pisa und Florenz drei Jahrhunderte lang um die erste Stelle gestritten, bis endlich (1407) Florenz die Oberhand gewann, und Pisa sammt dessen Gebiete sich unterwarf.

Bei vielen inneren Stürmen blüheten Handel, Kunstfleiß und Wohlstand in Toscana überhaupt, und in Florenz insbesondere. So sehr hatte der Handel im Laufe der Zeit viele Bürger von Florenz bereichert, daß der Adel (1343) von der Regierung der Stadt ausgeschlossen wurde. Doch bald artete die Volksherrschaft in Pöbelherrschaft aus.

Nun aber erhob sich zu Florenz das Haus der Medici's, gab dem Staate größere Ruhe, als er je bisher genossen hatte, und führte zugleich einen Zeitraum schöner Cultur für denselben herbei.

Schon Johann von Medici († 1428), wohlwollend gegen die armen und billig gegen die reichen Bürger, hatte durch Klugheit und Redlichkeit die bisherigen Stürme beschwichtigt, dabei aber den Glanz der Ehrenstellen verschmäht. Als der Tod sich ihm nahte, sagte er seinen beiden Söhnen: „ich hinterlasse euch einen allgemein verehrten und geliebten Namen nebst einem wohl erworbenen Reichthum; haltet euch in Entfernung von Staatswürden, worin man glauben könnte, daß eure Macht und euer Geld das Recht beugen möchte; nehmet an, was euch angetragen wird, ohne etwas zu suchen; hütet euch vor aller Theilnahme an Parteiungen."

Die Achtung und Liebe für den Vater ging auch auf die Söhne über. Cosmo di Medici (1428 – 1464) verdiente sie. Seine Klugheit, seine Mäßigung, sein Wohlwollen, seine ausnehmende Freigebigkeit sicherten ihm noch weit größern Einfluß auf die öffentlichen Geschäfte zu Florenz, als sein Vater je gehabt hatte. Auch Kunst und Wissenschaft dankten ihm sehr viel. Aber nicht nur die innern Angelegenheiten seines Vaterlandes lagen ihm am Herzen, sondern auch das bewirkte er, daß selbst Venedig und Neapel mit Florenz Frieden halten mußten. In dem Jahre 1433 unterlag er zwar dem Neide, und mußte sein Vaterland verlassen. Allein schon im Jahre 1434

ward er wieder zurückberufen, und verdiente und genoß seitdem noch größere Achtung, als vorher.

Auf Peter (1464 – 1472), dem Sohne Cosmo's, ruhte keineswegs der Geist des Vaters, aber desto ruhmwürdiger war Lorenzo di Medici (1472 – 1492), der Sohn Peters.

Lorenzo di Medici war für Italien in Bezug auf Wissenschaft und Kunst, was Pericles für Griechenland gewesen war. Auch hielt seine Klugheit Fürsten und Städte Italiens im Frieden. Er soll überhaupt in Staats-Sachen nie etwas gesagt oder gethan haben, was nicht löblich und seiner würdig gewesen wäre. Nicht nur Italien, sondern auch das Ausland huldigte ihm.

Nachdem aber Peter, der unwürdige Sohn Lorenzo's, nicht mit Unrecht (1494) aus dem Vaterlande verwiesen worden war, entstand zu Florenz die größte Verwirrung. — Savanarola. — Erst im Jahre 1513 gelangte Lorenzo, der Sohn Peters, wieder an das Ruder der Geschäfte.

3. Genua.

Seit den Zeiten der Kreuzzüge ward Genua eine sehr blühende Stadt, welche ihr Gebiet beträchtlich erweiterte, und mit vieler Kraft wider Pisa (1070 – 1290) sowohl, als Venedig (1206 – 1381) um die Herrschaft auf dem Mittelmeere kämpfte.

Noch blühender wurde der Handel der Genueser, nachdem Michael VIII. Paläologus die Verdienste der Genueser um die Wiederherstellung des griechisch-byzantinischen Kaiserthums (1261) sehr reich belohnt hatte. Seit diesen Zeiten bildeten die Genueser in Galata, einer Vorstadt von Constantinopel, einen eigenen kleinen Staat, und beinahe der ganze reiche Handel des schwarzen Meeres kam in ihre Hände.

Bürger und Adel kämpften indessen auch in Genua einen heißen Kampf mit einander. Um die Ruhe herzustellen, wurde endlich (1339) ein lebenslänglicher höchster Magistrat (Doge) gewählt, und noch mannigfaltige andere Einrichtungen zur Aufrechthaltung der Ordnung ge-

macht. Allein, welche Anstalten man auch treffen mochte, es gährte fort, der Geist der Unruhe und des Ungehorsams schien in Genua unvertilgbar zu seyn.

Theils diese inneren Unruhen, theils die Eroberungen der Osmanen schwächten Genua mehr und mehr, so, daß dieser Staat in der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts genöthigt war, sich unter die Schirmherrschaft zuerst (1458 - 1464) von Frankreich, dann von Mailand (1468 - 1528) zu begeben.

4. Venedig.

Noch in diesem Zeitraume dauerte der Kampf Genua's mit Venedig fort; endete aber im Jahre 1381 auf eine für das letztere sehr glorreiche Weise.

Während hierauf die aristocratische Verfassung Venedigs sich ausbildete und befestigte, vergrößerte dasselbe zugleich auch sein Gebiet mehr und mehr. Es erwarb (1386) die Insel Corfu, (1404) Vicenza, (1405) Padua und Verona, (1418) Cattaro in Dalmatien, (1420) Friaul, (1426) Brescia, Bergamo und Crema, (1486) Cypern und andere Besitzungen.

Der Handel und die Seemacht dieses Freistaates erreichten in der ersten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts den höchsten Gipfel. Hierzu hatte vornehmlich das freundschaftliche Verhältniß, in welches die Venetianer seit 1262 mit den Mamlucken-Sultanen von Ägypten getreten waren, und wodurch sie sich den einträglichen Handel mit Ägypten sicherten, sehr viel beigetragen. Eben dieser Handel mit Ägypten aber gab ihnen wiederum Veranlassung, ihren Verkehr mit den übrigen saracenischen Staaten an der Nordküste von Africa zu knüpfen und zu erweitern.

Indessen in der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts, in welcher sich so viel Neues entwickelte, geschahen Dinge, welche auch für Venedig höchst entscheidend wurden. Theils die großen Fortschritte der osmanischen Macht, theils die völlig neue Wendung, welche die Entdeckung America's und die Auffindung eines neuen Weges nach Ostindien dem Welthandel gaben, wa-

ren für den Handel Venedigs sehr nachtheilig. Der hohe Glanz des venetianischen Verkehrs schwand für immer dahin. Doch behauptete der alte, ehrwürdige Freistaat noch viele Jahre sein Ansehen. Selbst den gefahrvollen Sturm, welchen der Bund von Cambray (1508 – 1510) über ihn brachte, bestand er mit Glück.

5. Der Kirchenstaat.

Theils durch die Verlegung des päpstlichen Stuhles nach Südfrankreich (1305 – 1378), theils durch das große Schisma (1378 – 1417) ward fast alles wieder zerstört, was Innocentius III. für die Gründung des Kirchen-Staates gethan hatte. Der Übermuth der römischen Großen wurde von neuem gränzenlos, und der Stellvertreter des Papstes in Rom gar nicht geachtet. – Cola Rienzi (1347 – 1354).

Erst seit der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts ward der Kirchenstaat wieder hergestellt. Papst Nicolaus V. (1447 – 1455) zwang durch Befestigung der Engelsburg die Römer zum Gehorsam; Paul II. (1464 – 1471) ließ die Statuten der Stadt Rom verbessern; Alexander VI. (1492 – 1503) vereinigte, zum Theil nicht ohne Gewalt, Vieles mit dem römischen Stuhle, worauf dieser Ansprüche hatte; endlich der staatskluge und kriegerische Papst Julius II. (1503 – 1513), der, wie erzählt wird, von sich selbst sagte: „ich sollte Kaiser, Kaiser Maximilian aber Papst seyn," fuhr mit vielem Glücke fort, das Gebiet des Kirchenstaates zu erweitern.

6. Neapel und Sicilien.

Zu Neapel folgte Carln I. von Anjou (1265 – 1285), welcher sich die Liebe seiner Unterthanen auf keine Weise zu verdienen gewußt hatte, sein Sohn Carl II. (1285 – 1309), und diesem sein Sohn Robert der Gütige (1309 – 1343). Da Robert keinen Sohn hinterließ, ward die Regierung seiner Enkelin Johanna I. (1343 – 1382) zu Theil, welche, obwohl viermal vermählt, ohne Erben blieb, und daher den Her-

zog Ludwig von Anjou, den Bruder König Carls V. von Frankreich, zu ihrem Nachfolger bestimmte. Papst Clemens VII., als oberster Lehensherr von Neapel, erkannte auch wirklich diese Verfügung Johannens an. Allein der Gegenpapst Urban VI. krönte Carln von Durazzo, einen Enkel Herzog Johanns von Durazzo, des Bruders von Robert dem Gütigen. Dieser Carl III. (1382–1386) erwürgte Johannen, wodurch ihr der Mord, den sie an ihrem Gemahl Andreas, von dem ungarischen Zweige ihres Hauses, verübt hatte, vergolten ward. Aber auch Carl ward nach wenigen Jahren ermordet. Ladislaus (1386 – 1414), der Sohn und Nachfolger Carls III., wurde in den größten Entwürfen, vielleicht ganz Italien zu einem Reiche zu vereinigen, von dem Tode übereilt. Ihm folgte seine Schwester Johanna II. (1414 – 1435). Da diese, obwohl zweimal vermählt, keine Kinder hatte, so nahm sie den König Alfons V. von Aragonien und Sicilien an Sohnes statt an; und als sie mit ihm zerfiel, Ludwig III. von Anjou. Allein nach ihrem Tode behauptete sich der erstere gegen den letztern in dem Besitze Neapels.

Auch unter den Beherrschern Siciliens fand in dieser Zeit (1282 – 1435) vieler Wechsel statt. Bis 1377 stand es unter den Nachkommen Peters III. von Aragonien; hierauf kam es an Martin, einen Prinzen von einer andern aragonischen Linie; und als die Aragonier (1410) den castilischen Prinzen Ferdinand zum Könige wählten, so ward dieser auch zugleich König von Sicilien. Sein Sohn war Alfons V., welcher nach Johanna II. Tode auch König von Neapel ward.

Diese Vereinigung Neapels mit Sicilien dauerte indessen nur bis zu dem Jahre 1458, in welchem Alfons V. starb.

Nach dem Tode Alfons V. kam Sicilien an Johann II., den Bruder Alfons V., und von diesem (1479) an Ferdinand den Catholischen.

Das Königreich Neapel vermachte Alfons V. mit Bewilligung des Papstes seinem natürlichen Sohne Ferdinand; aber im Jahre 1504 gelang es Ferdinand

dem Catholischen, auch dieses Königreich sich zu unterwerfen.

Unter diesem vielfachen und meistens unruhvollen Thronwechsel in Neapel sowohl, als in Sicilien konnte wenig Gutes in diesen Staaten gedeihen. Hätte der Papst seine Hoheit als Oberlehensherr in Neapel geltender machen können, so wäre dieß wohl zum Beßten der Unterthanen von Neapel geschehen. . So wurde es wenigstens Carln I. von dem römischen Stuhle zur Pflicht gemacht, keine größern Abgaben aufzulegen, als zur Zeit Wilhelms II. statt gefunden hätten.

III.

England.

1. Eduard II. (1307 – 1327), Eduard III. (1327 – 1377), Richard II. (1377 – 1399), Heinrich IV. (1399 – 1413), Heinrich V. (1413 – 1422).

Eduard II. (1307 – 1327) war ein Sclave seiner Günstlinge, und fiel endlich nach einer durch den Übermuth der Großen sehr unruhvollen Regierung als ein Opfer der Grausamkeit seiner treulosen Gemahlin Isabella.

Eduard III. (1327 – 1377) ist durch siegreiche Kriege mit Frankreich und Schottland mit Recht berühmt. Auch findet sich unter seiner Regierung (um 1343) das erste Beispiel, daß das englische Parlament sich in das Ober- und Unterhaus theilte. — Johannes Wikliff um 1360.

Richard II. (1377 – 1399) ließ sich durch seine Lieblinge zu Gewaltthätigkeiten verleiten, während zugleich der Krieg mit Frankreich unglücklich geführt ward. Endlich ergriffen seine Unterthanen gegen ihn die Waffen, und setzten Heinrich IV. (1399 – 1413), Eduards III. Enkel von seinem dritten Sohne, Johann Herzog von Lancaster, auf den Thron Englands. Dieser schützte sich durch Wachsamkeit und Strenge gegen die Verschwörun-

gen, von denen seine Person bedroht war. Auch Richard II. mußte den Hungerstod in dem Gefängnisse sterben.

Heinrich V. (1413 – 1422), der Sohn Heinrichs IV., erwarb sich hohen Ruhm nicht nur durch seine glorreichen Siege in Frankreich, sondern auch durch den Edelsinn, womit er den Parteigeist in England zu vertilgen suchte.

2. Der Krieg der rothen und weißen Rose.

Die Regierung Heinrichs VI. (1422 – 1461), des Sohnes und Nachfolgers Heinrichs V., war höchst unglücklich, indem unter ihm nicht nur die schönen Erwerbungen in Frankreich beinahe ganz verloren gingen, sondern auch der verwüstende Krieg der rothen und weißen Rose ausbrach.

Die rothe und weiße Rose, oder das Haus Lancaster und das Haus York stammten beide von Eduard IV. ab; das Haus Lancaster in der dritten Mannslinie, das Haus York in der vierten. Aber der Herzog Richard von York behauptete, daß er ein näheres Recht auf den englischen Thron habe, als das Haus Lancaster, indem er durch seine Mutter, Anna Mortimer, mit der zweiten von Eduard abstammenden Mannslinie verwandt sey.

Dieser Herzog Richard von York benützte die große Schwäche und das daraus entstandene Parteigewühl, wodurch sich die Regierung Heinrichs VI. auszeichnete, um seine Ansprüche geltend zu machen; und als er endlich zu den Waffen griff, begann (1452) der blutige, verwüstende Familien-Kampf.

Richard selbst fiel zwar (1460) in einem Treffen bei Wackefield; aber seinem Sohne Eduard IV. (1461 – 1483) gelang es, Englands Thron zu erkämpfen. Durch diesen Eduard IV., oder doch mit seiner Einstimmung wurden der alte, gefangene König Heinrich VI. und dessen junger Sohn Eduard ermordet, ja selbst seinen eigenen Bruder, den Herzog von Clarence, ließ er, durch Argwohn verleitet, hinrichten. Im Übrigen regierte er mit Einsicht und Kraft. — Auf ihn folgte sein

minderjähriger Sohn **Eduard V.**, ward aber schon in dem dritten Monate seiner Regierung von seinem Oheim, **Richard III.** (1483 – 1485), des Reichs und Lebens beraubt. Allein auch dieser Richard wurde bald von dem mit Blut gefärbten Throne gestürzt. Er hatte den Herzog von Buckingham, einen seiner treuesten Anhänger, beleidigt; weßhalb dieser auf sein Verderben sann. In Frankreich lebte ein Abkömmling des Hauses Lancaster, **Heinrich von Richmond**, welcher mütterlicher Seits von Johann von Lancaster abstammte, und dessen Großvater **Owen Tudor** sich mit Catharina, der Wittwe Heinrichs V., vermahlt hatte. Buckingham betrieb ingeheim eine Verlobung dieses Prinzen mit **Elisabeth**, der altesten Tochter Königs Eduard IV. aus dem Hause York. Er hegte mit Grund die Hoffnung, daß die englische Nation eine Vereinigung der Hauser Lancaster und York sehr gern begünstigen würde. Am 6. August 1485 landete der Graf von Richmond an der Küste Englands. Richard III. rückte ihm entgegen bis **Bosworth**, verlor aber hier (22. August 1485), indem über sieben tausend Mann von seinem Heere zum Feinde übergingen, Sieg und Leben. Heinrich, Graf von Richmond, ward noch auf dem Schlachtfelde zum Könige von England ausgerufen. Mit ihm begann (1485) der Herrscherstamm des Hauses **Tudor**.

Fürchterlich war die Verheerung, welche dieser Familien-Krieg über England brachte. In nicht weniger als zwölf Treffen hatte **Margaretha**, die muthvolle Gemahlin Heinrichs VI., die Sache ihres Gemahls vertheidigt. Die Erbitterung und Grausamkeit war bei beiden Parteien auf das höchste gestiegen. Sechzig Personen aus dem königlichen Hause, mehr als die Hälfte des englischen Adels, und über hundert tausend Menschen aus dem niedrigen Stande hatten in diesem Kampfe ihr Leben verloren. Die Nation war in Wildheit und Barbarei verfallen.

3. Heinrich VII. (1485 – 1509).

Es wurden mehrere Versuche gemacht, Heinrich VII. von dem Throne zu verdrängen; aber durch Schlauheit, Entschlossenheit und Festigkeit erhielt er sich auf demselben. In Bezug auf die großen Bewegungen, welche während seiner Regierung auf dem festen Lande vorgingen, behauptete er mit vieler Klugheit und nicht ohne Bereicherung seines Schatzes sein Ansehen. Indessen seine Hauptsorge war auf das Innere, besonders auf die feste Begründung der Königsmacht in England gerichtet. – Den Adelichen erlaubte er durch ein ausdrückliches Gesetz, ihre Stammgüter zu veraußern. Diese Erlaubniß, verbunden mit der Liebe zur Pracht und zum Wohlleben, veranlaßte, daß die großen Güter der Baronen nach und nach verschwendet wurden, und während auf diese Weise viele Adeliche verarmten, das Königthum sowohl, als der dritte Stand sich stärkten. — Ein gewisser Besitz von Grundeigenthum entschied den Zutritt zum Parlament. — Auch durch große, nicht selten in Geiz ausartende, Sparsamkeit suchte der König sich unabhängig zu machen. Man nannte ihn den Weisen und den Salomo der Engländer, „weil er," sagt Baco, „wie der Salomo der Juden, sein Volk mit harten Auflagen drückte." Selbst die Rechtspflege wurde schändlich mißbraucht, um die königlichen Einnahmen zu vermehren.

Es ward diesem Könige wegen seiner Habsucht und Härte die Liebe der Engländer nicht zu Theil; aber er hatte doch die Ordnung wieder hergestellt, welche durch den Krieg der weißen und rothen Rose so gänzlich aufgelöset worden war, und zugleich in Bezug auf die Führung der öffentlichen Geschäfte zu Manchem den Grund gelegt, was in der Folgezeit sich mehr und mehr entwickelte.

IV.

Frankreich.

1. Philipp IV. der Schöne (1285 – 1314), Ludwig X. (1314 – 1316), Philipp V. (1316 – 1321), Carl IV. oder der Schöne (1321 – 1328).

Unter **Philipp IV. dem Schönen** (1285 – 1314), einem Herrscher, der sich durch Gewandtheit, Kraft und Festigkeit, aber auch durch Arglist und Treulosigkeit auszeichnete, machte das Königthum, welches sich schon in dem vorigen Zeitraume in Frankreich so glücklich gehoben hatte, immer raschere Fortschritte.

Einen Krieg mit Flandern und mit England benützte er auf eine zweifache Weise zur Vergrößerung des königlichen Ansehens. Er verbot die Befehdungen, indem er erklärte, es sey bei so großer Gefahr des Vaterlandes nothwendig, alle Streitigkeiten auf dem ruhigen Wege der Rechtspflege, also durch den König schlichten zu lassen; und erhob sehr hohe Abgaben von den Unterthanen auf seinen Erbgütern, um, wie er vorgab, den Krieg mit England zur Ehre Frankreichs glücklich zu beendigen. Bald dehnte er diese Abgaben auch auf die Großen und deren Unterthanen aus. Gleichergestalt erweiterte er den Kreis der königlichen Gerichtsbarkeit mehr und mehr. Das Parlament zu Paris wurde zwar nicht, wie er es gewünscht hatte, ein einziger Gerichtshof für ganz Frankreich, erhielt aber doch bedeutende Veränderungen. Es wurde ein stehender Gerichtshof, der seinen festen Sitz in Paris hatte, dessen Sitzungen der Zeit nach bestimmt waren, und der seine eigenen Räthe und Mitglieder hatte.

Wie stark dieser König sich fühlte, zeigte er besonders in einem Kampfe mit dem Papste **Bonifacius VIII.** — Auch der Geistlichkeit seines Reiches hatte er Steuern aufgelegt. Der Papst nahm sich der französischen Geistlichkeit an. Deßhalb und um anderer Ursachen willen kam es zum Streite zwischen Philipp und Bonifacius VIII. Aber der Papst erlag (Oktober 1303) in dem schweren Kampfe mit dem Könige.

Durch diesen Streit sah Philipp IV. sich veranlaßt, eine Reichsversammlung nach Paris zusammen zu berufen. Um sich eine Stütze gegen die Geistlichkeit, von welcher er Widerspruch befürchtete, zu verschaffen, ließ er hierzu (1302) auch Abgeordnete der Städte einladen. Und so erschienen denn zum erstenmal drei Stände, Adel, Geistlichkeit und Bürgerstand, auf der Versammlung zu Paris; und dem Bürgerstande blieb, wiewohl nicht ohne manche Beschränkungen, von nun an das Recht, an den Reichsversammlungen unmittelbaren Antheil zu nehmen.

Auch das gelang dem schlauen Könige, den Papst Clemens V. (1305) zu bewegen, den päpstlichen Stuhl nach Frankreich zu verlegen. Wenige Jahre hernach (1312) hob eben dieser Papst, hauptsächlich durch Philipp IV. genöthigt, den Orden der Tempelherren in einer Kirchenversammlung zu Vienne auf. — Wohl mochte der Orden zum Theil ausgeartet seyn, aber sein Hauptverbrechen waren unstreitig die reichen Güter, welche er besaß. Mit großer Grausamkeit verfuhr Philipp gegen die Obern und viele Mitglieder des Ordens. Der Großmeister rief deßhalb (1314) den König vor den Richterstuhl Gottes, und der König starb noch in demselben Jahre.

Auch die drei Söhne und Nachfolger Philipps IV., Ludwig X. (1314 – 1316), Philipp V. (1316 – 1321), Carl IV. der Schöne (1321 – 1328), starben schnell nach einander. Ludwig X. mußte durch Nachgiebigkeit den Unwillen der Nation über die Härte seines Vaters zu mildern suchen. Unter Philipp V. ward für immer festgesetzt, daß das weibliche Geschlecht von der Thronfolge in Frankreich ausgeschlossen seyn sollte. Endlich mit Carl dem Schönen erlosch der Mannsstamm Philipps IV.

2. Philipp VI. (1328 – 1350), Johann der Gute (1350 – 1364), Carl V. der Weise (1364 – 1380), Carl VI. (1380 – 1422), Carl VII. (1422 – 1461).

Da mit Carl IV. der Mannsstamm Philipps des Schönen erloschen war, so erbte der Thron auf Philipp von Valois, den Brudersohn Philipps des Schönen.

Aber König Eduard III. von England machte als Sohn der Schwester Carls IV., obwohl ein ausdrückliches Gesetz das weibliche Geschlecht von der Thronfolge in Frankreich ausschloß, Ansprüche auf den französischen Thron. Hierüber entstand ein Krieg zwischen Frankreich und England, welcher, freilich mit Unterbrechungen, über hundert Jahre fortdauerte.

Eduard III. eröffnete unter Philipp VI. (1328–1350) den großen Kampf auf eine für die Engländer sehr ehrenvolle Weise durch einen Seesieg bei Sluis (1340) und durch einen herrlichen Sieg bei Cressy (1346). In der Schlacht bei Cressy war die Blüthe des französischen Adels umgekommen, und Eduard, Sohn Eduards III., Prinz von Wallis, von seiner Rüstung der schwarze Prinz genannt, hatte in derselben seine Heldenlaufbahn begonnen. — Die Eroberung von Calais (1347) war eine Frucht von diesem berühmten Siege für Eduard III. — Erwerbung der Dauphiné.

Noch unglücklicher waren die Franzosen in dem englischen Kriege unter Johann dem Guten (1350–1364). Der schwarze Prinz gewann (1356) einen glorreichen Sieg bei Maupertuis, und nahm den König Johann selbst gefangen. Vier Jahre dauerte die Gefangenschaft des Königs, während welcher Unruhen, Verwirrung und fürchterliche Ordnungslosigkeit in Frankreich herrschten. Besonders wurden zu Paris Gewaltthätigkeiten verübt, gleich denen in unsern Tagen. Der gefangene König erhielt erst mit dem Frieden zu Bretigny (1360), vermöge dessen ganz Guyenne, Poitou, Angoumois, Ponthieu, Calais und andere wichtige Besitzungen an England abgetreten werden mußten, seine Freiheit wieder. — Eben dieser König Johann gab Veranlassung zur Gründung des neuburgundischen Herzogthums, indem er das (1361) von ihm ererbte Herzogthum Burgund seinem jüngsten Sohne Philipp dem Kühnen (1363) zu Lehen gab.

Eine günstigere Wendung nahmen die Angelegenheiten Frankreichs unter Carl V. dem Weisen (1364–1380). Die Zartheit seines Körpers erlaubte diesem Könige nicht, persönlich im Felde zu erscheinen, aber unermüdbar sorgte

er von seinem Cabinete aus für die Ruhe, deren das Reich so sehr bedurfte. Auch hatte er an dem Ritter Bertrand du Guesclin einen vortrefflichen Feldherrn. Noch während Eduard III. († 1377) und der schwarze Prinz († 1376) lebten, wurde mancher wichtige Platz wieder gewonnen, und als diese beiden Helden todt waren, siegten die französischen Waffen diesseits und jenseits des Meeres. — Im Jahre 1380 starb Bertrand du Guesclin vor der Festung Chateauneuf de Rendon in Languedoc, nachdem die Belagerten ihm versprochen hatten, binnen einer gewissen Zeit den Platz zu übergeben, wenn kein Entsatz ankäme. Der Befehlshaber der Festung legte knieend die Thorschlüssel auf den Sarg des Helden, dessen Tod ganz Frankreich beweinte. Zwei Monate nachher starb auch Carl der Weise, an eben dem Tage, da er durch eine ausdrückliche Verordnung einen Theil der neuen Auflagen aufgehoben hatte. Dieser treffliche König war auch ein Freund der Wissenschaften.

Was aber Carl V. gut gemacht hatte, ging unter Carl VI. (1380 – 1422) alles wieder verloren. Noch minderjährig bestieg Carl VI. den Thron, und besaß denselben, nachdem er volljährig geworden war, eine lange Reihe von Jahren als ein Blödsinniger. Bei solcher Schwäche des Königs griffen die Großen, besonders die Prinzen vom Geblüte, nach dem Ruder der Regierung, und stifteten durch ihren Ehrgeiz und ihre Habsucht unsägliches Unheil in Frankreich. Unter diesem Parteien-Gewühle erneuerte Heinrich V. von England den Krieg, eroberte nach der Schlacht bei Azincourt (1415) die ganze Normandie in vier Jahren (1416 – 1419), und hatte sogar die Freude, daß Herzog Philipp der Gütige von Burgund, der nahe Verwandte des königlichen Hauses, (1420) sammt seiner ganzen Partei zu ihm übertrat. Nun fehlte wenig, daß nicht der König von England sich das französische Reich ganz unterwarf. In einem Vertrage zu Troyes, welchen Carl VI. (1420) unterzeichnete, wurden Heinrich V. und seine Nachkommen für Erben des französischen Thrones erklärt, wurde eine ewige Verbindung beider Reiche unter Einem Haupte ausgemacht, und die Regentschaft sogleich dem Könige von

England übertragen. Doch bald hierauf starben die Könige von Frankreich und England in Einem Jahre (1422). Der Sohn des letztern, ein Kind von neun Monaten, wurde zwar unter der Vormundschaft seines Oheims, des Herzogs von Bedford, auf den Thron gesetzt, allein der Dauphin trat doch auch, unter dem Namen Carls VII. von einem kleinen Theile Frankreichs als König anerkannt, auf den Schauplatz.

Bis zum Jahre 1428 blieben zwar die Engländer dem tapfern, aber kleinen Heere Carls VII. (1422–1461) überlegen. Hierauf aber wandte sich allmälig das Glück wieder zu den Franzosen. Eine ganz unerwartete Hülfe ward um diese Zeit Carl VII. zu Theil. Die Engländer belagerten im Jahre 1428 Orleans. Schon schien die Stadt verloren zu seyn. Überall sprach man von dem Unglücke des jungen, geliebten Königs, und bedauerte sein Schicksal, welches mit dem Verluste Orleans entschieden seyn würde. Von solcher Noth des Vaterlandes ward besonders Johanna d'Arc, aus dem Dorfe Dom-Remi in Lothringen, tief gerührt. Der junge König war ihr einziger Gedanke; ihr mitleidvolles Gemüth ahnete göttliche Offenbarungen. Carl VII. nahm die Hülfe der begeisterten Jungfrau an. Geharnischt und in männlicher Kleidung und eine weiße Fahne mit den Worten: „Jesus Maria" in der Hand, trat sie an die Spitze des Heeres, und es gelang ihr, nicht nur Lebensmittel nach Orleans zu bringen, sondern auch die Engländer zu nöthigen, daß sie bereits am 8. Mai 1429 die Belagerung der Stadt aufhoben. Freilich wachte zugleich das Auge des tapfern Grafen von Dunois über alle Kriegs-Unternehmungen. Ihrem Worte gemäß führte hierauf die Jungfrau, mit Recht die Jungfrau von Orleans genannt, den König nach Rheims, wo er (July 1429) mit großer Feierlichkeit gekrönt wurde. Rheims und alle Städte auf dem Wege dahin hatten sich ihrem rechtmäßigen Beherrscher freiwillig ergeben. Frankreichs Rettung war auf das glücklichste begonnen. Die Jungfrau wollte daher jetzt in ihren vorigen Zustand zurückkehren. Doch gewährte sie die Bitte des Königs,

zu bleiben. Zu ihrem Unglücke. Bei einem Ausfalle aus Compiegne fiel sie (May 1430) in die Gewalt der Burgunder, welche sie an die Engländer verkauften, von denen sie (Mai 1431) als eine Zauberin und Ketzerin verbrannt wurde. Indessen erwuchs den Engländern kein Vortheil aus dieser Grausamkeit: denn der Muth, welchen die begeisterte Jungfrau ihrem Könige und Volke mitgetheilt hatte, konnte nicht wieder geschwächt werden. Überdieß starb im Jahre 1435 (14. September) der Herzog von Bedford, welcher bisher die Seele des englischen Heeres gewesen war, und kurz darauf (21. September 1435) söhnte sich der Herzog Philipp von Burgund durch den Frieden zu Arras mit dem Könige von Frankreich aus. So geschah es denn, daß Carl VII. bereits im Jahre 1437 seinen feierlichen Einzug in Paris halten konnte, und um das Jahr 1451 Calais die einzige wichtige Besitzung der Engländer in Frankreich war.

Für die Macht der französischen Könige waren diese lang dauernden und verderblichen Kriege mit England, nicht ohne wohlthätige Folgen. Es gaben diese Kriege nicht nur zur Gewöhnung der Franzosen an willkührliche Beschatzungen, sondern auch zur Einführung stehender Heere Veranlassung.

In den frühern Jahrhunderten des Mittelalters kämpfte im Abendlande der Heerbann für Freiheit und Vaterland. Hierauf, als das Lehenswesen herrschend wurde, machte der Lehens-Adel den Kern der Heere aus. Im Verfolge der Zeit sah man nicht nur ritterliche Heere, sondern auch wohlgeordnete Schaaren freier Bürger. Wieder eine neue Erscheinung waren seit dem vierzehnten Jahrhunderte die gedungenen Heere, meistens die drückendste Last selbst für diejenigen Länder, denen sie dienten. Endlich nahmen die stehenden Heere durch die von Carl VII. errichteten Ordonnanz-Compagnieen (1445) und die Freischützen (1448) ihren Anfang. Bald ahmten andere Staaten des Abendlandes Frankreichs Beispiel nach.

3. Ludwig XI. (1461 – 1483), Carl VIII. (1483 – 1498), Ludwig XII. (1498 – 1515).

Was die frühern Könige Frankreichs zur Befestigung und Stärkung der königlichen Macht vorbereitet hatten, wurde von Ludwig XI. (1461 – 1483) zur Vollendung gebracht. Er machte, wie einer seiner Nachfolger sagte, die Könige von Frankreich aus Kindern zu Männern. — Er erhöhte die Steuern um mehr als das Dreifache und vermehrte die stehenden Truppen; er behandelte alle Stände, besonders aber die höheren, mit Härte, ja nur zu oft mit Grausamkeit. — Unter den Großen Frankreichs waren es besonders die Herzoge von Burgund und Bretagne, von denen die königliche Macht Beschränkung oder Gefahr zu fürchten hatte. Vornehmlich hatte Ludwig einen furchtbaren Gegner an dem Herzoge Carl dem Kühnen von Burgund, aber doch gelang es mit Hülfe der Schweizer dem schlauen Könige endlich (1477), den kraftvollen Fürsten zu vernichten, und sich mit einem Theile der Besitzungen desselben zu bereichern. Auch der Herzog von Bretagne wurde von Ludwig beschränkt. Eben so andere Große Frankreichs. — Ein Ziel, die Befestigung der Königsmacht, hatte dieser Fürst stets und unverrückt im Auge, und verfolgte dasselbe mit eben so viel Verstand als Glück. Dabei war er aber auch eines jeden Verbrechens fähig, das seinen Absichten diente.

Unter Carl VIII. (1483 – 1498) begannen Kriege mit Italien, welche dieses Land über ein halbes Jahrhundert lang beunruhigten, aber auch eine Schule der Politik für die westeuropäischen Völker wurden. — Angefeuert durch ritterliche Schwärmerei, besonders aber aufgereizt durch Ludwig Moro, welcher ungestört in Mailand herrschen wollte, faßte Carl VIII. den Plan, die Rechte auf Neapel, welche schon sein Vater, Ludwig XI., von dem jüngern Hause Anjou geerbt hatte, geltend zu machen, zog (1494) mit einem Heere nach Italien, eroberte (1495) Neapel, verlor es aber, da ihm Venedig, Ferdinand der Catholische von Spanien, der römische König Maximilian I. und der Papst als heilige Union entgegen traten, eben so schnell wieder, als er es erobert hatte. — Wichtiger als dieser

kurzdauernde Besitz von Neapel war der Besitz des Herzogthums Bretagne, zu welchem Carl VIII. durch Vermählung mit Anna, der Erbtochter des im Jahre 1488 verstorbenen Herzogs Franz II., jedoch nicht ohne Krieg mit Österreich, gelangt war. — Durch diese und andere Begebenheiten wurde die Aufmerksamkeit der französischen Nation von nun an weit mehr gefesselt, als durch die inneren Angelegenheiten des Staates. So sehr hatte Ludwig XI. den Sinn für bürgerliche Freiheit ertödtet. — Da Carl VIII. keine Kinder hinterließ, so kam die Thronfolge an Carls V. Urenkel, den Herzog Ludwig von Orleans.

Unter Ludwig XII. (1498 – 1515) dauerten die Kriege mit Italien fort, welche Carl VIII. begonnen hatte. Schon in dem zweiten Jahre seiner Regierung (1499) eroberte Ludwig XII. Mailand, auf welches er Ansprüche von seiner Großmutter Valentina, aus dem Hause Visconti, zu haben glaubte, und mit demselben Genua in einem Feldzuge: denn Venedig und dem Papste ward ein Theil von der Beute versprochen und auch gegeben. Im Jahre 1501 eroberte Ludwig XII. in Gemeinschaft mit Ferdinand dem Catholischen von Spanien Neapel, aber dieser riß treuloser Weise die Beute an sich, und wurde im Jahre 1504 Herr von Neapel. — Durch die Unternehmungen des Bundes von Cambray, welchen Ludwig XII., Papst Julius II., Ferdinand der Catholische und Maximilian I. (1508) gegen das mächtige und reiche Venedig geschlossen hatten, kam dieser Freistaat in großes Gedränge. — Schlacht bei Agnadello 1509. Indessen bald nachdem der Kampf begonnen hatte, söhnten sich der Papst Julius II. (1510) und kurze Zeit darauf auch Ferdinand der Catholische wieder mit Venedig aus, nachdem sie erhalten hatten, was sie wollten, und Maximilian I. vermochte nichts von Bedeutung gegen die Venetianer auszurichten. Nur Ludwig XII. war noch thätig. Nun aber schloß Papst Julius II. (October 1511) wider Frankreich die heilige Liga mit Ferdinand dem Catholischen und Venedig, in die auch Heinrich VIII. von England und die Schweizer verwickelt wurden. Zwar traten im Jahre 1513 die Venetianer zu Frankreich über, aber

desto entschiedener handelte nun Maximilian I. wider dieselben. Da verlor Ludwig XII. in vielfachem, hartem Kampfe (Treffen bei Ravenna, 1512 Schlacht bei Novara 1513, *la journée des éperons* 1513) Mailand und Genua, Tournay mußte an England verpfändet werden, Ferdinand der Catholische gewann mehrere Plätze in Italien, und eroberte die Theile des Königreichs Navarra jenseits der Pyrenäen. — Diese fortdauernden italienischen Kriege ließ sich die französische Nation um so williger gefallen, da sie den König Ludwig XII. wegen seiner edeln Denkart und wegen seines großen Eifers für das Beßte seines Staates liebte und ehrte.

V.

Spanien.

1. Castilien.

Die seit Alfons X. in Castilien so sehr gestörte Ruhe stellte endlich Alfons XI. (1312 – 1350) durch Klugheit und Standhaftigkeit wieder her. Auch geschah es unter ihm, daß eine größere Anzahl von städtischen Abgeordneten auf den Reichstag gerufen wurde, als bisher. Überdieß verherrlichte er (1340) seine Regierung durch einen glorreichen Sieg bei Tariffa über den Meriniden Abu Hafs, Fürsten von Marocco, welcher die ganze maurische Macht für die Rettung Algezira's, damals einer der größten Städte Spaniens, vereinigt hatte. Algezira ward zerstört, so, daß nun der Pflug durch die Gassen der einst so herrlichen Stadt geht.

Allein nach Alfons XI. Tode verflossen abermal mehr als hundert Jahre, in welchen Castilien durch fortwährende innere Unruhen zerrüttet wurde. Die Regierungen Peters des Grausamen (1350 – 1369), Heinrichs II. (1369 – 1379), Johanns I. (1379 – 1390), Heinrichs III. (1390 – 1406), Johanns II. (1406 – 1454) und Heinrichs IV. (1454 – 1474) sind nur theils durch heftigen Kampf der Könige mit den Großen,

theils durch Fehden der Großen unter einander selbst, theils durch Thronstreitigkeiten ausgezeichnet.

Vornehmlich mußte der, freilich sehr schwache, König Heinrich IV. den Übermuth der Großen hart empfinden. Man schloß seine einzige Tochter Johanna, weil sie, wie man auf eine für ihn außerst krankende Weise behauptete, in ehebrecherischer Verbindung erzeugt s y, von der Thronfolge aus, und ernannte seinen Bruder Alfons zum Thronerben. Ja, man ging noch weiter. Man ernannte Alfons zum Könige, und setzte Heinrich IV. (1464) auf die beschimpfendste Weise ab. Und als Alfons im Jahre 1465 starb, stellten die mißvergnügten Großen Isabella, Heinrichs IV. Schwester, an ihre Spitze. Heinrich IV. erhielt nun zwar wieder so viele Gewalt, als Isabella ihm gönnen wollte; aber nach seinem Tode (1474) mußte seine Tochter Johanna Isabellen, welche seit 1469 die Gemahlin des Kronprinzen F rdinand von Aragonien war, den Thron Castiliens ganz überlassen.

2. Aragonien.

Das glückliche Streben der Aragonier, ihre bürgerliche Freiheit zu gründen und zu befestigen, dauerte auch in diesem Zeitraume fort.

König Alfons IV. (1327–1336) ehrte diesen Sinn seines Volkes. Als ihm einst seine Gemahlin Eleonora, erstaunt über den unbeweglichen Gleichmuth, womit er die dreisten Reden seiner Vasallen von Valencia angehört hatte, sagte, ihr Bruder, der König von Castilien, würde solche freche Worte mit dem Tode bestrafen, antwortete er ihr vor der Versammlung: „Unser Volk, Königin, ist frei, und Freiheit ihm recht angeboren; die können wir ihm nicht nehmen, noch verwehren. Es duldet keine Knechtschaft, wie andere Völker, und also ehren unsre Unterthanen uns als ihren Herrn und wir achten sie als treue Leute und Gefahrten."

Zwar nahm Peter IV. (1336–1387) dem übermächtigen Adel die Befugniß, seine Rechte gegen Angriffe des Königs mit Waffen-Gewalt zu vertheidigen. Da-

gegen wurde jetzt (1348) der Justiza, als Bewahrer der Landesfreiheit und als Richter in allen Streitigkeiten des Königs mit den Ständen, oder der Stände mit dem Könige, oder der Stände unter einander selbst aufgestellt. Der König durfte den Justiza ernennen, aber nur aus Mitgliedern des minder mächtigen Adels. Allein auch die Verantwortlichkeit dieses wichtigen Magistrats ward gesichert. Zuerst verordnete man, daß dem Justiza, wenn er seine Amtspflicht überschritte, durch ständischen Richterspruch schwere Strafen auferlegt werden sollten, und seit dem Jahre 1390 wurden vier ständische Mitglieder ernannt, die Amtsführung des Justiza einer genauen Prüfung zu unterwerfen.

Als mit Martin dem Ältern der barcelonische Mannsstamm (1410) ausstarb, waren es die aragonischen Stände, von denen (1412) Ferdinand, Prinz von Castilien, ein Sohn von Eleonora, der Schwester Martins, und dem Könige Johann I. von Castilien, auf den Thron Aragoniens erhoben wurde.

Unter Alfons V. (1416–1458), welcher sich hauptsächlich mit der Eroberung Neapels beschäftigte, wurde die persönliche Freiheit des Justiza durch Reichsgesetze gesichert, und ausgemacht, daß der König denselben nimmermehr willkührlich und ohne Einstimmung der Reichs-Stände entsetzen könne. Dagegen ward aber auch jetzt die Verantwortlichkeit des Justiza noch schärfer bestimmt, als vorher.

Selbst Ferdinand der Catholische, der seinem Vater Johann II. im Jahre 1479 auf dem Throne nachfolgte, und sehr viel Gutes in Spanien darnieder drückte, konnte die freie Verfassung Aragoniens wenigstens nicht ganz zerstören.

3. Spanien vereinigt unter Ferdinand dem Catholischen von Aragonien (1479–1516) und Isabella von Castilien (1474–1504).

Als das letzte Viertel des fünfzehnten Jahrhunderts begann, bestand Spanien aus drei Staaten: Aragonien, Castilien und Granada. Die Einwohner

theilten sich in Christen, Muhammedaner und Juden. Die Staatsmacht und Staatsgüter waren, besonders in Castilien, einem betrachtlichen Theile nach in den Händen der Großen. Überdieß hatte Spanien bei auswärtigen Staaten wenig Ansehen, auch fehlten ihm Colonieen.

Aber binnen vierzig Jahren ward Spanien beinahe völlig umgebildet. Diese Umbildung war hauptsächlich das Werk Ferdinands des Catholischen, Isabella's und des Cardinals Franz Ximenes von Cisneros.

Isabella zeichnete sich durch männliche Festigkeit und hohe Frömmigkeit aus, verehrte aber ihren Gott so wenig mit freiem Sinne, daß sie diejenigen, welche in göttlichen Dingen anders dachten, wie sie, grausam verfolgte. Ferdinand hatte einen ausnehmend feinen Verstand, um Alles trefflich berechnen zu können; allein das Gemüth fehlte ihm ganz, er war höchst arglistig und treulos. Franz Ximenes von Cisneros hatte sich vom gemeinen Franziskaner bis zum Cardinal und Erzbischof von Toledo, zum Großinquisitor in Spanien und alles vermögenden Rathgeber der catholischen Könige emporgeschwungen. Durch eine umfassende Geisteskraft, eine unermüdbare Thätigkeit, ein seltenes Vermögen, Alles, was er seyn wollte, immer ganz zu seyn, eine unüberwindliche Beharrlichkeit, einen lebendigen Sinn für alles Große, auch für die Wissenschaften, endlich durch eine Gluth des Gefühls, die selbst im Alter ihre Kraft nicht verlor, zeichnete sich Ximenes aus; aber ein großer schwarzer Flecken entweihte diese Tugenden: Ximenes wollte mit Gewalt dem, was ihm das Heilige däuchte, die Herrschaft verschaffen; und dadurch ward er engherzig, ja, sehr oft höchst grausam. Die Schöpfungen solcher Menschen konnten bewundernswerth, aber nicht ohne große Gebrechen seyn.

Die drei Staaten Spaniens wurden in einen verbunden. — Durch die Vermählung Ferdinands mit Isabella (1469) waren Aragonien und Castilien unter einem Ehepaar vereinigt. Indessen so lang Isabella lebte, wurden Castilien und Aragonien nicht im strengsten Sinne ein Reich; das königliche Ehepaar gestattete sich vielmehr

keinen unbeschränkten Einfluß auf das Jedem zugehörige Erbkönigreich. Erst nach dem Tode Isabella's gelang es Ferdinand dem Catholischen, die Regentschaft Castiliens an sich zu reißen. Dagegen ward Granada im Jahre 1492 von den catholischen Königen erobert. Innere Uneinigkeiten, besonders zwischen einigen großen Häusern Granada's, trugen sehr viel dazu bei, daß diese Eroberung nach einem zehnjährigen schweren Kampfe zuletzt gelang. — So ward nun endlich die Herrschaft der Araber in Spanien gänzlich vernichtet. „Achthundert Jahre," sagen die spanischen Schriftsteller, „verflossen, drei tausend sieben hundert Schlachten mußten geliefert werden, ehe das letzte maurische Königreich vor den Waffen der Spanier fiel."

Die Mittel, den Islam und das Judenthum aus Spanien zu verbannen, waren zum Theil sehr grausam. Schauervoll und höchst verderblich waren die Gerichtshöfe der Inquisition, welche Ferdinand deßhalb anordnete. Das Verfahren dieser Gerichtshöfe war gleichsam eine gesetzmäßige Willkührlichkeit, und der König selbst war es, der diese Willkührlichkeit begünstigte. Die Angeber und Gehülfen der Inquisition (Familiaren) waren unbekannt, und Niemand wußte, ob sie ihm nicht immer nahe waren. Keinen Zeugen und Ankläger erfuhr der Angeklagte; keine Zusammenstellung fand statt, außer wenn alle Rettung verloren war; Alles war in Nacht und Geheimniß gehüllt. Nicht nur Ketzereien, sondern auch Verbrechen fast aller Art zog man bald vor den Gerichtshof des heiligen Amtes. Überhaupt es sollte diese furchtbare Anstalt auch ein Mittel zur Begründung der königlichen Macht seyn. Selbst Todte verfolgte die Inquisition, und bestrafte sie wenigstens an ihren Nachkommen. Endlich die Vollstreckung der Urtheilssprüche war unmenschlich, schreckensvoll, scheußlich. — Noch in dem ersten Jahre (1481), da dieses Gericht eingeführt ward, kamen siebzehn tausend Menschen in Untersuchung; in Kurzem wurden zwei tausend lebendig verbrannt, und Tausende entflohen. In Aragonien konnte die Inquisition nur mit Gewalt der Waffen eingeführt werden. — Ein zweites Mittel, dem Christenthum die Alleinherrschaft in Spa-

nien zu verschaffen, war die Vertreibung der Juden. Hundert und siebzig tausend Familien mußten unter den catholischen Königen aus Spanien auswandern. Gold und Silber und Edelgesteine durften die Auswandernden zwar mitnehmen; ihre übrigen Güter aber wurden eingezogen, und den Christen beim Banne verboten, einem Juden Brot und Wasser zu geben. Auch die Mauren in Granada zwang man, dem gegebenen Worte zuwider, das Christenthum anzunehmen, oder auszuwandern. — Zur Belohnung des Eifers, womit Ferdinand und Isabella das Christenthum in ihren Staaten auszubreiten suchten, ertheilte der Papst diesem Fürstenpaar und dessen Nachkommen (1495) den Titel der catholischen Könige.

Auch die Macht der Großen ward mit Klugheit und Festigkeit gebrochen. Man zog einen großen Theil der veräußerten Krongüter und Gefälle wieder ein. Man errichtete, um den Adel in den Schranken der Ordnung zu halten, die heilige Hermandad oder Brüderschaft, eine Art stehenden Heeres. Auch durch strenge Rechtspflege, von welcher die Großen keineswegs ausgenommen waren, suchte man den allgemeinen Landfrieden aufrecht zu halten. Mit Feinheit und zu großem Gewinne für seinen Schatz sowohl, als für seine Macht wußte Ferdinand die Großmeisterthümer von St. Jago, von Calatrava und Alcantara an sich zu ziehen. Endlich die Inquisition, welche freilich die Stille eines Gottesackers herbeiführte, war ein wohlberechnetes Mittel zur Befestigung und Erweiterung der königlichen Macht.

Bei auswärtigen Staaten erhob Ferdinand Spanien zu großem Ansehen. Fast bei allen Verwickelungen, welche in den westeuropäischen Staaten in dieser Zeit statt fanden, wußte er sich geltend zu machen. Oft war er selbst Urheber dieser Verwickelungen. Das Königreich Neapel, Navarra jenseits der Pyrenäen und andere Besitzungen erwarb er sich durch seine Staatskunst, welche überdieß durch ein gutes Heer und durch treffliche Anführer *(Gonzalo Fernandez von Cordova, el gran Capitano)* unterstützt wurde.

Endlich auch zu den außereuropäischen Besitzungen Spaniens ward unter den catholischen Königen der Grund gelegt.

Christoph Colombo, zu Cuccaro oder Gugareo, einem Lehengute in dem Herzogthume Montferrat, 1442 geboren, war, nach vielen Seereisen, auf die Vermuthung gekommen, daß jenseits der azorischen Inseln, nach Westen hin, ein großes Land liegen müsse. Vergebens hatte er mehrere Höfe gebeten, ihn bei Aufsuchung des unbekannten Landes zu unterstützen. Endlich gewährten ihm die catholischen Könige den heißen Wunsch. Am 3. August 1492 trat er die ewig denkwürdige Reise an. Am 11. October 1492 endeckte er die Inseln Guanahani oder St. Salvador, und auf der Rückreise Hispaniola oder St. Domingo. In den folgenden Jahren 1493 und 1494 sah und betrat er das feste Land von Amerika.

Bald gewann nun das Reich der catholischen Könige auch außerhalb Europa großen Zuwachs. Aber nicht bloß Spanien, sondern der ganzen Menschheit gehört die große That Colombo's an. Denn durch diese Entdeckung ward die Ordnung der Dinge in aller Welt in vielfacher Hinsicht verändert.

VI.

Portugal.

1. Portugal bis 1495.

Bis zu dem Anfange des zwölften Jahrhunderts hatte Portugal einerlei Schicksale mit Spanien. Aber nachdem im Jahre 1109 Graf Heinrich von Burgund nach dem Tode seines Schwiegervaters, des Königs Alfons VI. von Castilien, dasjenige, was bisher durch die christlichen Waffen von dem heutigen Portugal den Ungläubigen nach und nach entrissen worden war, als Erbgrafschaft erhalten hatte, fing Portugal an, sich zu einem für sich bestehenden Staate zu erheben.

Alfons I. (1112–1185), der Sohn Heinrichs von Burgund, erweiterte sein Gebiet in vielfachem Kampfe mit den Arabern bis an die Gränzen Algarbiens, nahm dann (1142) den königlichen Titel an, und ward dadurch, daß Papst Alexander III. (1179) die Annahme dieses Titels bestätigte, vor den Lehens-Ansprüchen der Könige von Castilien gesichert.

Ungefähr hundert Jahre nach Alfons I., zur Zeit Dionysius des Gerechten (1279–1325), der durch heilsame Gesetze, durch Beförderung des Ackerbaues, durch Stiftung der Universität zu Coimbra, und durch Ausrüstung der ersten portugiesischen Flotte sich großen Ruhm erwarb, hob sich allmälig auch in Portugal neben dem mächtigen Adel der Bürgerstand empor.

Als im Jahre 1383 der ächtburgundische Stamm erlosch, gelangte Johann I. (1383–1433), natürlicher Sohn Peters I., eines der letzten ächtburgundischen Könige, jedoch nicht ohne Krieg mit Castilien, auf den Thron Portugals. Mit seiner Regierung brach der Zeitpunkt hohen Glanzes für dieses Reich an. Schon lange hatten sich die Portugiesen in dem Kampfe mit den Arabern als ein sehr rüstiges Volk gezeigt, aber nun begannen auch die großen Unternehmungen, wozu die See, an der sie lagen, sie einlud. Schon 1415 ward Ceuta von ihnen erobert. Vornehmlich aber betrieb eine lange Reihe von Jahren hindurch (1418–1460) Heinrich, ein Sohn Johanns I., die Entdeckungsreisen zur See planmäßig und mit unermüdbarem Eifer. Bei der Fortsetzung dieser Unternehmungen ward endlich (1486) durch Bartholomäus Diaz das Vorgebirge der guten Hoffnung entdeckt.

2. Emanuel der Große (1495–1521).

Emanuel der Große verfolgte die Entwürfe seiner Vorfahren mit großem Eifer und mit noch größerem Glücke, so, daß seine Regierung mit Recht das goldene Zeitalter der Portugiesen genannt wird. Unter ihm geschah es, daß Vasco de Gama (1498) den Weg um das Vorgebirge der guten Hoffnung nach Ostindien

entdeckte. Das Hauptziel der portugiesischen Seefahrer war von nun an Ostindien, wo sie sich, zwar nicht ohne harten Kampf, aber doch in kurzer Zeit, eine Herrschaft, ihrem Handel zum Beßten, erwarben. Franz von Almeida (1505–1509) und Alfons von Albuquerque (1510–1515) waren hauptsächlich die Männer, welche dieß portugiesisch-indische Reich, dessen Hauptsitz seit 1510 Goa war, gründeten. Lissabon wurde jetzt der Hauptmarkt der indischen Waaren für Europa. — Auch Brasilien ward unter Emanuel von dem Portugiesen Cabral (1500) entdeckt, und bald hernach von Amerigo Vespucci für Portugal in Besitz genommen.

VII.

Teutschland.

1. Rudolph I. (1273–1291).

Als die Unordnung in Teutschland die höchste Stufe erreicht hatte, ward endlich Rudolf, Graf von Habsburg, auf den teutschen Thron erhoben. Man wählte ihn, weil, wie der Churfürst Engelbrecht von Cöln sagte, „er gerecht und weise und von Gott und Menschen geliebt war.“ Da seine angestammte Macht nicht groß war, mochten freilich diejenigen, welche von einem mächtigen Kaiser Beschränkung ihrer widerrechtlich erworbenen Gewalt fürchteten, der Wahl um so freudiger beitreten. Die Edleren wurden aber unstreitig durch seine Tugenden bestimmt, von denen sie Rettung des Vaterlandes hofften.

Rudolf war ein gerechter, großmüthiger, tapferer und weiser König. Nicht ohne Ernst, aber doch mit Sanftmuth regierte er als Vater das Volk, und an der Spitze des Heeres erprobte er fortwährend die gewohnte Tapferkeit. Vornehmlich suchte er mit Nachdruck den verderblichen Fehdegeist zu beschränken. Mehr als siebzig Raubschlösser wurden von ihm zerstört. Überhaupt drang er durchgehends auf Ordnung und Gesetzmäßigkeit. Den Frieden und das Recht hielt er für die köstlichsten Gaben

des Himmels. Um dem teutschen Vaterlande ganz leben zu können, entschlug er sich der italienischen Angelegenheiten, soviel als möglich, ohne jedoch die Oberherrschaft über Italien aufzugeben.

Sein eigenes Haus zu vergrößern, bot sich ihm von selbst die Gelegenheit dar. Ottokar, König von Böhmen und Mähren, hatte sich vermöge des Erbschaftrechts seiner Gemahlin Margaretha in den Besitz von Österreich und Steiermark gesetzt, und Kärnthen und Krain durch Kauf an sich gebracht. Dieser mächtige Fürst, welcher überdieß als Sieger über Bela von Ungarn in hohem Kriegsruhm stand, wollte den Grafen Rudolf von Habsburg nicht als König anerkennen. Berufen auf den ersten Reichstag Rudolfs erschien er nicht; und die Folge davon war, daß Kärnthen und Krain, Länder, welche er mit dem wenigst gültigen Rechte besaß, als erledigte Reichslehen anderweitig vergeben wurden. Auch auf dem zweiten Reichstage erschien er nicht, und auf einem dritten nur durch einen Gesandten, welcher beleidigende Dinge vorbrachte, so, daß die Fürsten im Jahre 1275 den König Ottokar aller seiner Reichslehen verlustig erklärten. Auch gaben die teutschen Fürsten ihrem Worte sogleich Kraft. Sie unterstützten den Kaiser mit so zahlreichen und tapfern Kriegsschaaren, daß Ottokar mit Rudolf schon im Jahre 1276 einen Frieden schloß, vermöge dessen er sich mit Böhmen und Mähren belehnen ließ, und allen Rechten auf Österreich, Steiermark, Kärnthen und Krain entsagte. Doch, aufgereizt durch seine Gemahlin, begann Ottokar bald nachher aufs neue den Krieg. Allein auch dießmal unterstützten die Fürsten den Kaiser mit großem Eifer. Auf dem Marchfelde, einige Stunden von Wien, kam es (26. August 1278) zur entscheidenden Schlacht. Lang schwankte der Sieg. Rudolf selbst kam in Lebensgefahr, Ottokar stritt mit großer Tapferkeit. Endlich ward Ottokar erschlagen, der Sieg Rudolfs vollkommen. Dieser Sieg legte den Grund zu der Größe des habsburgischen Hauses. Rudolf wandte, mit Bewilligung der teutschen Fürsten, das eroberte Österreich seinem eigenen Hause zu. Vor einer zahlreichen Versammlung auf einem Reichstage zu Augsburg (1282) belehnte er seine

Söhne Albrecht und Rudolf mit den Ländern Österreich, Steier und Krain; Kärnthen aber gab er dem Grafen Mainhard von Tyrol, seinem Freunde, dessen Tochter sein Sohn Albrecht heirathete.

2. Adolf (1292 – 1298).

Noch Rudolf hatte die Fürsten gebeten, seinen Sohn Albrecht zum Nachfolger auf dem teutschen Throne zu wählen. Aber die Fürsten weigerten sich dessen, weil sie Albrechts Habsucht fürchteten. Nach dem Tode Rudolfs wußte der mächtige Erzbischof Gerhard zu Mainz die Sachen so zu lenken, daß sein Verwandter, der Graf Adolf von Nassau, zum Kaiser gewählt wurde.

Adolf war tapfer und thätig, aber ohne jene Klugheit und persönliche Würde, wodurch Rudolf das Reich vereinigt hatte. Schon das verargte man ihm, daß er vom Könige Eduard I. von England Hülfsgelder wegen eines Bündnisses gegen Frankreich angenommen hatte. Noch größern Unwillen erregte es, als er von dem Markgrafen Albrecht von Meißen Thüringen erkaufte, und gegen die Söhne Albrechts, denen der väterliche Haß das Land auf die widerrechtlichste Weise entrissen hatte, sein Kaufrecht mit Waffengewalt wollte geltend machen. Überdieß war er gegen Gerhard, den Erzbischof von Mainz, nicht so dankbar, als dieser Urheber seines Glückes es verlangte. Solche und andere Verhältnisse benützte Albrecht von Österreich zur Bildung einer Partei. Adolf ward (1298) des Reichs entsetzt, und Albrecht zum Könige gewählt. Kurz darauf fiel Adolf in einem Treffen gegen Albrecht.

3. Albrecht I. (1298 – 1308).

Albrecht trat den teutschen Großen mit Kraft entgegen. Auch war bei ihm die Begierde, sein Gebiet zu erweitern, noch weit größer, als bei Adolf; aber seine Macht schützte ihn vor der Absetzung. Indessen war ihm seine Habsucht doch bald verderblich. Seine Anmaßungen gegen die Schweizer veranlaßten (1307) die

folgenreiche Verbindung der schweizerischen Eidgenossen, und bald nachher (1308) ward er durch seinen Bruders-Sohn Johann, dem er sein väterliches Erbe vorenthalten wollte, ermordet.

4. Heinrich VII. (1308–1313).

Hauptsächlich durch die Bemühungen des Erzbischofs Peter von Mainz ward Heinrich, Graf von Luxemburg, ein biederer, großmüthiger Ritter, zum Nachfolger Albrechts I. gewählt.

Gleich auf seinem ersten Reichstage fand Heinrich VII. Gelegenheit, die Macht seines Hauses durch eine schöne Erwerbung zu vergrößern. Als mit Wenzeslav III. (1306) der königliche Mannsstamm in Böhmen erloschen war, wählten die Böhmen den Herzog Heinrich von Kärnthen, den Gemahl Anna's, einer Schwester Wenzeslavs III., zum Könige. Allein Albrecht I. sah Böhmen als ein dem Reiche eröffnetes Lehen an, und nöthigte die böhmische Nation, seinem Sohne Rudolf zu huldigen. Doch Rudolf starb schon im Jahre 1307, ohne Kinder zu hinterlassen, und bald nachher ward sein Vater Albrecht I. ermordet. Heinrich von Kärnthen erhielt nun wieder die Krone von Böhmen. Allein auch dießmal blieb er nur kurze Zeit in dem Besitze derselben. Weil er sich viele Willkührlichkeiten erlaubte, bildete sich eine Partei, die ihren Haß gegen ihn so weit trieb, daß sie Johann, den dreizehnjährigen Sohn Heinrichs VII., sich zum Könige ausbat. Der Kaiser erfüllte (1310) die Bitte, erklärte den König Heinrich, weil er die Belehnung vom Kaiser und Reiche nicht nachgesucht hätte, Böhmens verlustig, und belehnte seinen Sohn mit diesem Reiche.

Minder glücklich waren die folgenden Jahre Heinrichs VII. Er wollte in Italien das königliche Ansehen wieder herstellen. Allein seine meisten Versuche mißlangen, oder hatten wenigstens keine bleibenden Wirkungen; und schon im August 1313 starb er zu Buonconvento, wahrscheinlich durch Vergiftung.

5. Ludwig IV. der Baier (1314 – 1347).

Nach Heinrichs VII. Tode herrschten zwei Parteien in Teutschland, eine luxemburgisch-böhmische und eine österreichische Partei. Die letztere wählte (19. October 1314) Friedrich den Schönen von Österreich, die erstere (20. October 1314) Ludwig den Baier zum Könige.

Dieser Zwiespalt veranlaßte einen achtjährigen verheerenden Krieg in Teutschland. Endlich verlor Friedrich der Schöne in der Schlacht bei Ampfingen unweit Mühldorf in Baiern (28. September 1322) Sieg und Freiheit an Ludwig IV.

Bald hierauf (1323) ertheilte der Kaiser, um sich und sein Haus zu stärken, seinem ältesten Sohne Ludwig die erledigte Mark Brandenburg.

Wohl hatte er Ursache, die Macht seines Hauses zu vermehren: denn kaum hatte er den entscheidenden Sieg über die österreichische Partei gewonnen, als für ihn ein heißer und lang dauernder Kampf mit dem Papste begann.

Papst Johann XXII. (1316 – 1334), ganz an Frankreich ergeben, erkannte auch nach dem Siege bei Ampfingen Ludwig den Baier nicht als Kaiser an. Dieser aber, hierüber wenig bekümmert, suchte nun sein Ansehen im Reiche und auch in Italien desto geltender zu machen. Jetzt aber (1323) drohte der Papst mit dem Banne, wofern Ludwig nicht alsbald sich der Reichsverwaltung entschlage. In dem darauf folgenden Jahre (1324) ward auch wirklich der Kaiser mit dem Banne belegt. Desto mehr eilte dieser nun, um die Zahl seiner Gegner zu vermindern, sich mit Friedrich dem Schönen auszusöhnen. In einem Vertrage entsagte (März 1325) der Herzog, dem seine Freiheit wieder gegeben ward, dem Königstitel, und versprach zugleich, dem Kaiser gegen alle seine Feinde und selbst gegen den Papst beizustehen. — Auch gab sich Friedrich alle Mühe, sein Wort zu lösen; allein sein Bruder Leopold, der heftigste Feind des Kaisers, machte ihm die Lösung desselben unmöglich. Da ging (1325) der edle Fürst, statt sich vom Papste seines Eides entbinden zu lassen, wie es ihm angeboten wurde, wieder nach München und stellte sich freiwillig in die

Gefangenschaft zurück. Der biedere Kaiser aber, erfreut über diese seltene Treue, nahm den Herzog mit offenen Armen auf, hielt ihn als seinen beßten Freund, aß mit ihm an Einem Tische und schlief mit ihm in Einem Bette. Ja, er theilte das Reich mit Friedrich, und nur der Widerspruch der Reichsfürsten vereitelte den Plan der gemeinschaftlichen Regierung. Als im Jahre darauf (1326) Leopold, der Bruder Friedrichs, starb, schien die Ruhe in Teutschland hergestellt zu seyn. Nun (1327) begab sich daher Ludwig nach Italien, um auch hier das kaiserliche Ansehen geltend zu machen. Sein Muth ward nicht erschüttert, als ihn der Papst (1327) aller seiner Länder und Lehen, besonders des Herzogthums Baierns, verlustig erklärte, und alle seine Vasallen von dem Eide der Treue gegen ihn lossprach. Er ließ sich vielmehr (1328) zu Rom als Kaiser krönen, den Papst Johann XXII. absetzen, und Nicolaus V. an dessen Stelle wählen. Um eben diese Zeit vertheidigten mehrere Gelehrte (Marsilius von Padua, Wilhelm Occam, Johann von Gent) die Sache des Kaisers, und fingen zugleich an, die Rechte des Staates in Bezug auf die Kirche zu untersuchen. — Indessen so glorreich der Kaiser in Italien begonnen hatte, so traf doch auch ihn bald das Schicksal seiner Vorgänger; er mußte, ohne die teutsche Oberherrschaft aufs neue befestigt zu haben, Italien im Jahre 1329 verlassen. — Vertrag zu Pavia. — Aber auch in Teutschland hatte seine Abwesenheit neue Zerrüttung hervorgebracht. Besonders war das Interdict, welches Johann XXII. (1331) über das teutsche Reich ausgesprochen hatte, die Quelle großer Verwirrung. — Ludwig wünschte jetzt Aussöhnung mit der Kirche; aber nur erst, nachdem Johann XXII. (1334) gestorben war, schien dieser Wunsch erreichbar.

Papst Benedikt XII. (1334–1342) war auch wirklich mit aller Aufrichtigkeit zum Frieden mit dem Kaiser geneigt. Die Versöhnung war sogar schon der Vollendung nahe. Aber Philipp VI. von Frankreich verhinderte den Papst mit Ungestüm, Frieden mit dem Kaiser zu schließen. Hierüber ward ganz Teutschland empört. Auf einem Reichstage zu Frankfurt (1338) erklärten die Stän-

de des Reichs alle päpstlichen Verfügungen gegen den Kaiser für ungültig, und diesen für ermächtigt, das Interdict aufzuheben, und die Geistlichkeit zur Wiederherstellung des Cultus zu zwingen. Hierauf (1338) schlossen die Churfürsten des Reichs (nur Böhmen fehlte) zu Rense das Bündniß, welches unter dem Namen des ersten Churvereins so berühmt ist. Sie versprachen darin einander auf das feierlichste, daß, weil das heilige römische Reich an seinen Ehren, Rechten und Gütern vielfach angegriffen, beschränkt und beschwert sey und werde, sie dasselbe einmüthig handhaben und beschützen wollen nach ihrer Macht und Kraft. Und darauf wurde mit Einwilligung aller übrigen Stände durch einen Reichsbeschluß feierlich erklärt: „daß die kaiserliche Würde und Macht unmittelbar von Gott allein herrühre, daß Jeder, der von allen oder doch von den meisten Churfürsten zum Kaiser und König gewählt worden sey, sogleich durch diese Wahl alle Kaisers- und Königsrechte wirklich erhalte, daß ihm daher auch von Rechtswegen von diesem Augenblicke an von allen gehorcht werden müsse, und daß er die Bestätigung keiner andern Macht bedürfe, weil er im Zeitlichen Niemand über sich habe." — Auf solche Schlüsse hätte kaum ein Friedrich Barbarossa anzutragen gewagt. — Nur für Ludwig IV. endete der Kampf mit dem päpstlichen Stuhle erst mit dem Tode.

Papst Clemens VI. (1342 – 1352) war der heftigste Gegner des Kaisers, und brachte sogar (1346) den Gegenkönig Carl IV. von Böhmen gegen ihn empor. Vergebens wandte der lang bedrängte Fürst jetzt aufs neue alle Mühe an, sich mit der Kirche zu versöhnen. Doch behauptete er sich bis zu seinem Tode gegen Carl IV.

6. Carl IV. (1347 – 1378).

Erst nachdem der, von der baierischen Partei aufgestellte, König Günther von Schwarzenburg (1349) gestorben war, sah Carl IV. sich auf dem teutschen Throne befestigt.

Carl war ein Enkel Heinrichs VII., der älteste Sohn Johanns von Böhmen, sonach seit 1346 König von Böhmen.

Böhmen hatte ihm sehr viel zu danken. Besonders um die Cultur des Landes, in dessen Hauptstadt Prag er (1348) eine Universität gründete, erwarb er sich bleibende Verdienste. Desto mehr aber vernachlässigte er das teutsche Reich, so, daß dieses unter seiner Regierung von vielen innern Kriegen zerrissen wurde. Er schien vielmehr die teutsche Königswürde nur als ein Mittel zur Erweiterung seines Erbstaates zu betrachten. Doch dankte ihm Teutschland die goldene Bulle (1356), welches Gesetz hauptsächlich die Ordnung bei der Wahl und Krönung eines römischen Königs, und die Zahl und Vorrechte der Churfürsten bestimmte. In Italien verkaufte er Städten die Freiheit, und Tyrannen unabhängige Macht. Auch ließ er sich vorschreiben, nie ohne Einwilligung des Papstes nach Rom zu kommen.

Zur Zeit dieses Kaisers (um das Jahr 1354) erfand, wie die Sage erzählt, Berthold Schwarz, ein Franziskaner zu Freiburg, das Schießpulver. Allein auch die Geschichte dieser Erfindung ist, wie die Geschichte vieler anderer Erfindungen, in tiefes Dunkel gehüllt. Selbst über die Zeit, in welcher Schwarz seine Erfindung gemacht habe, streitet man. Nicht ohne Grund vermuthet man indessen, daß diese Erfindung schon weit früher einigen asiatischen Nationen bekannt gewesen und durch die Araber nach Europa gebracht worden sey. Dieser Vermuthung fügt man eine zweite, ebenfalls nicht unwahrscheinliche, Vermuthung bei. Berthold Schwarz, meint man, ein Naturforscher und Chemiker, dem einige geschriebene Nachrichten von den bei den Mauren in Spanien üblichen Geschützen zugekommen, prüfte die Angaben des ältern Schriftstellers von den Bestandtheilen und Wirkungen des Schießpulvers, und zwar, weil es ihm an einer dazu schicklichen Maschine fehlte, in einem Mörser, worin er seine Materialien zu stampfen pflegte. Als er nun die Mischung durch einen dazu gebrauchten Feuerfunken entzündete, warf sie den Stein, worunter er sie bedeckt hat-

te, in die Höhe, und veranlaßte dadurch Schwarzen, diese Erscheinung bekannt zu machen, die er dabei vielleicht selbst für eigene Erfindung ausgab, oder die man wenigstens durchgehends dafür hielt, weil man damals keine andern und nähern Nachrichten davon hatte. Wie dem sey: seit der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts kam der Gebrauch des Schießgewehrs unter den Abendländern auf, und ward im Laufe des fünfzehnten Jahrhunderts immer allgemeiner und mehr und mehr vervollkommnet.

Der häufigere Gebrauch des Schießgewehrs war sonach gleichzeitig mit der allgemeineren Einführung der stehenden Heere.

Diese Veränderungen in der Kriegskunst wurden im Laufe der Zeit, besonders in Bezug auf die bürgerliche Verfassung der Abendländer, höchst wichtig. Die Kunst gewann durch diese Umbildung des Kriegswesens ein Übergewicht über die rohe Kraft, die National-Häupter über den wilden Adel. Die Burgen der Großen konnten nun leichter erobert und zerstört werden. In Bezüg auf die Kriegsdienste waren die Fürsten von dem Adel weit weniger abhängig, als vorher. Aber auch die Städte, die Sitze der Bürger-Freiheit, konnten nun leichter von den Fürsten eingenommen und bezwungen werden. Auch der Bürgerstand mußte sich daher von nun an mehr und mehr unter die Fürstenmacht beugen.

7. Wenceslaus (1378 – 1400).

Wenceslaus, dem noch sein Vater Carl IV. die Nachfolge auf dem teutschen Königsthrone erkauft hatte, ward wegen seiner Grausamkeit und Ausschweifungen zweimal von den Böhmen gefangen gesetzt, erhielt zwar immer Freiheit und Thron wieder, blieb aber doch stets seinen Gewohnheiten treu. — In Teutschland mußten die Unordnungen, welche schon unter Carl IV. begonnen hatten, unter einem solchen Könige noch größer werden. So war es auch. Städte-Bündnisse und Fürsten-Bündnisse lagen hier fortwährend im Kampfe mit einander. Eingeladen von den teutschen Fürsten, ihr Reich zu besuchen,

gab Wenceslaus wohl die Antwort, daß er es immer auf seiner Stelle finden werde. Endlich (1400) ward er auf Betrieb des Papstes Bonifacius IX., den er nicht anerkennen wollte, und der geistlichen Churfürsten, des teutschen Thrones entsetzt, und Churfürst Ruprecht von der Pfalz an seine Stelle gewählt.

8. Ruprecht (1400 – 1410).

Ein Fürst nicht ohne Kraft, aber doch unfähig, der Unordnung in Teutschland zu steuern: denn diese war zu tief gewurzelt; man bildete Fürsten-Bündnisse wider ihn, wenn er Ordnung halten wollte; Wenceslaus hatte immer noch eine starke Partei für sich, endlich durch die Gräuel der kirchlichen Spaltung, welche seit 1378 andauerte, ward die allgemeine Verwirrung noch vermehrt. — Kirchen-Versammlung zu Pisa 1409.

9. Sigmund (1410 – 1437).

Nach dem Tode Ruprechts wählte eine Partei der Churfürsten den Markgrafen Jobst von Mähren, eine andere den König Sigmund von Ungarn, den Bruder des abgesetzten Wenceslaus von Böhmen zum Könige, endlich eine dritte Partei war für diesen Wenceslaus selbst. Allein als Jobst von Mähren im Jahre 1411 starb, vereinigten sich alle Churfürsten in Sigmunds Person, und Wenceslaus selbst genehmigte, mit Vorbehalt des Titels eines römischen Königs, diese Wahl seines Bruders.

Die denkwürdige Kirchen-Versammlung zu Costnitz, der Hussiten-Krieg und die Kirchen-Versammlung zu Basel waren die Gegenstände, welche die Thätigkeit Sigmunds vornehmlich beschäftigten. Diese Thätigkeit war sehr groß. Auch ließ sich Sigmund nicht leicht durch Hindernisse zurückschrecken. Aber nicht immer berechnete er die Schwierigkeiten seiner Unternehmungen mit derjenigen Klugheit, welche einen glücklichen Ausgang herbeiführen konnte. Zu mancher guten That fehlte ihm überdieß nur zu oft die Macht. Besonders drück-

te ihn häufig die Geldnoth. So nöthigte ihn Geldmangel, dem Burggrafen von Nürnberg, Friedrich von Hohenzollern, um 400,000 Mark das Churfürstenthum Brandenburg (1415) zu verkaufen.

Sigmund war der letzte von dem luxemburgischen Mannsstamme.

10. Albrecht II. (1438–1439).

An Albrecht II., aus dem Hause Österreich, hatte Teutschland, wie es schien, einen trefflichen Kaiser erhalten. Er suchte mit Eifer den allgemeinen Landfrieden herzustellen, und enthielt sich mit Klugheit des weiteren Antheils an den kirchlichen Streitigkeiten, welche zwischen den in Basel versammelten Vätern und dem Papste ausgebrochen waren. Allein noch ehe er zwei Jahre regiert hatte, raffte ihn der Tod dahin.

11. Friedrich III. (1440–1493).

Für Teutschlands Rettung aus der Verwirrung war Friedrichs III. Kraft viel zu schwach, er viel zu unthätig. Hierzu kam, daß er in die Angelegenheiten Ungarns und Böhmens vielfach verwickelt war. Die Unordnung in Teutschland wurde daher unter seiner mehr als fünfzigjährigen Regierung immer größer. Besonders waren unter ihm die Befehdungen der Großen und Kleinen an der Tagesordnung. Ihm selbst schickte der österreichische Adel Fehdebriefe zu, und die Wiener belagerten ihn in seiner Burg. Vornehmlich aber gereicht es ihm zum Vorwurfe, daß durch seine zu große Nachgiebigkeit gegen den römischen Stuhl die Rechte der teutschen Kirche sehr geschmälert wurden. — Kirchen-Versammlung zu Basel; die Wiener-Concordaten. Hingegen für sein Haus, für Österreich, erwarb er Ungarn, und durch Vermählung seines Sohnes Maximilians mit Maria, der Erbtochter Carls des Kühnen, die schönen burgundischen Niederlande.

Mit eben diesem Maximilian, welcher schon im Jahre 1486 zum römischen Könige gewählt worden war, begann für Teutschland eine in mehrfacher Hinsicht neue Zeit.

Viertes Kapitel.

Die Kirche.

1. Papst Bonifacius VIII. (1294 – 1303).

Papst Bonifacius VIII. hatte den Plan entworfen, die Würde des römischen Stuhles, welcher in der letzten Zeit durch die Unruhen der Großen Roms neuerdings erschüttert worden war, im Geiste eines Gregors VII. und Innocentius III. wieder herzustellen, und sein Muth und seine Kraft schienen auch wirklich seinem Entschlusse zu entsprechen. Aber ein Hinderniß vornehmlich, welches in der frühern Zeit nicht statt gefunden hatte, erschwerte jetzt die Erreichung dieses Zieles. Von der steigenden Fürstenmacht hatte von nun an das Papstthum große Gefahr zu fürchten. Dieses erfuhr Bonifacius VIII. in einem harten Kampfe mit Philipp dem Schönen von Frankreich.

Philipp hatte von der Kirche und der Geistlichkeit seines Reiches eine schwere Beisteuer zu Kosten eines Krieges, in welchen er (seit 1294) mit England verwickelt war, gewaltsam erpreßt. Einige französische Prälaten beklagten sich deshalb zu Rom. Bonifacius ließ daher (1296) eine Verordnung ergehen, worin der weltlichen Macht das Recht abgesprochen wurde, die Kirche willkührlich und ohne ihre eigene Einwilligung zu besteuern. Dagegen verbot nun Philipp allen seinen Unterthanen unter den schwersten Strafen, kein Gold und Silber, und zwar weder gemünztes noch ungemünztes, aus dem Königreiche in fremde Länder auszuführen oder zu verschicken. Über dieß Verbot machte der Papst dem Könige sehr ernste Vorstellungen. Nachgiebigkeit von Seiten beider Parteien schien indessen den Streit wieder zu

beschwichtigen. Doch nicht lange hierauf ward der König durch den schiedsrichterlichen Ausspruch, welchen der Papst in Bezug auf den Krieg zwischen Frankreich und England that, aufs neue gegen den römischen Stuhl sehr erbittert. Der Kampf begann abermal. Schon waren von beiden Seiten mehrere Schritte gethan worden, als der Papst endlich (1301) die angesehensten Geistlichen und Gelehrten Frankreichs nach Rom berief, um hier die Gebrechen, welche unter Philipp in dem französischen Staate eingerissen wären, zu untersuchen und zu verbessern. Hierüber aufgebracht, versammelte der König (April 1302) ein großes Parlement zu Paris, zu welchem er absichtlich auch Abgeordnete der Städte berufen hatte, und ließ den Versammelten die Frage vorlegen: ob Frankreich ihn oder den Papst zum Herren habe? Die Frage ward nach dem Wunsche Philipps beantwortet. Die Geistlichkeit, der Adel und die Städte erklärten feierlich: Frankreich sey in allen Dingen, außer Gott und dem Könige, Niemand unterworfen. Indessen auch auf die Einladung des Papstes hatten sich nicht weniger, als fünf und dreißig französische Bischöfe, vier Erzbischöfe und sechs Äbte nach Rom begeben, und dadurch deutlich gezeigt, daß sie für Pflicht hielten, dem Papste mehr als dem Könige zu gehorchen. Der Streit ward immer heftiger und verwickelter, und zuletzt nur durch Gewalt beendigt. Selbst der Person des Papstes suchte sich endlich die französische Partei zu bemächtigen. Wilhelm Nogaret, späterhin Kanzler Philipps des Schönen, und Sciarra Colonna, der Todfeind des Papstes, waren die Werkzeuge hierzu. Bonifacius, die Gefahr ahnend, zog sich aus Rom in seine Vaterstadt Anagnia zurück. Aber auch hier konnte er seinen Feinden nicht entgehen. Nogaret und Colonna bemächtigten sich seiner Person, und mißhandelten ihn. Zwar ward er durch die Bürger von Anagnia bald wieder aus den Händen seiner Feinde befreit; aber der Überfall und die Mißhandlung hatten den achtzigjährigen Greis so gekränkt, daß er bald nachher (1303) starb.

2. Von dem Aufenthalte der Päpste zu Avignon.

Nachdem Benedict XI., der Nachfolger Bonifacius VIII., bereits im Jahre 1304 gestorben war, wurde Bertrand von Agoust oder von Got, Erzbischof von Bourdeaux, unter dem Namen Clemens V. auf den päpstlichen Stuhl erhoben. Dieser, bestimmt durch Philipp den Schönen, nahm (1305) seinen Sitz in Frankreich, und gab dadurch Veranlassung, daß Rom gegen siebzig Jahre nicht mehr der Aufenthaltsort der Päpste war.

Durch diesen Aufenthalt in Frankreich wurden die Päpste in mehrfacher Hinsicht von den französischen Königen abhängig. Auch ihre Einkünfte litten dadurch. Sie suchten daher, zum großen Verdrusse vieler Geistlichen, durch Annaten, Reservationen, Provisionen, Expectativen, erhöhete Kanzleitaxen und Indulten ihre Einnahmen zu vermehren. Selbst öffentliche Versteigerungen kirchlicher Pfründen wurden in Avignon angestellt.

Indessen außerhalb Frankreich behaupteten die Päpste fortwährend das alte Ansehen. Noch Clemens V. verhinderte Kaiser Heinrich VII. an der Ausführung seiner Plane in Bezug auf Italien. Vornehmlich aber mußte der eben so muthige, als kraftvolle Kaiser Ludwig der Baier einen vielfachen und harten Kampf mit den Päpsten bestehen. Er ermüdete zwar endlich in dem langen Streite, aber sein Widerstand veranlaßte doch (1338) den ersten Churverein, und daß die teutschen Reichsstände in Bezug auf die Freiheit der Königs-Wahl einen sehr merkwürdigen Reichsschluß faßten.

3. Von der großen Kirchen-Spaltung.

Lange schon hatte eine ansehnliche Partei der Römer die Rückkehr des Papstes nach Rom gewünscht. Im Jahre 1367 erfüllte endlich Urban V. diesen Wunsch; begab sich aber, zum großen Verdrusse der Römer, schon nach dem Verfluß von drei Jahren (1370) wieder nach Frankreich zurück. Eine neue Zerrüttung des Kirchen-Staates war hievon die Folge. Papst Gregor XI.,

der Nachfolger Urbans V., ob er wohl im Jahre 1376 den päpstlichen Sitz ebenfalls wieder zu Rom aufschlug, konnte die Unordnung so wenig heben, daß er bereits Anstalten machte, sich nach Frankreich zurück zu begeben, als er (1378) vom Tode überrascht wurde. Nun aber verlangten die Römer unter heftigen Drohungen, daß ein Italiener zum Papste gewählt werden und seinen Sitz zu Rom nehmen sollte. Da ward Urban VI., bisher Erzbischof zu Bari in Apulien, ein geborner Neapolitaner, zum Papste gewählt. Allein kurze Zeit hernach hatte auch Avignon an Clemens VII. seinen eigenen Papst. Gegen vierzig Jahre hatte nun die Kirche zu gleicher Zeit mehrere Päpste.

„Da entstand in allen Städten und Ländern der abendländischen Christenheit eine unbeschreibliche Verwirrung des Volks, oft blutig, wenn von verschiedenen Päpsten mehr als ein Geistlicher zu derselben Kirche bestellt; traurig im Tode wegen der Unruhe frommer Menschen über ihren obersten Seelsorger, welcher von Seines gleichen der Antichrist genannt, und mit seinem Anhange zum ewigen Feuer verdammt wurde; für Andere das Ende aller Sitten und Religion: denn für jedes Verbrechen fand man Vergebung."

4. Die Kirchen-Versammlung zu Pisa.

Nach manchen fruchtlosen Versuchen, den Zwiespalt in der Kirche zu heben, beschloß man endlich, eine Synode zusammen zu rufen, welche den Zustand der Kirche verbessern sollte.

In dem Jahre 1409 kam auch wirklich zur allgemeinen Freude der christlichen Welt eine Synode zu Pisa zu Stande. Hier sollte jedoch nicht bloß die kirchliche Eintracht wieder hergestellt, sondern auch überhaupt der kirchliche Zustand verbessert werden. Allein die Synode zu Pisa gab der Welt den dritten Papst, und die verlangte Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern ward einer zweiten Kirchen-Versammlung vorbehalten, welche nach wenigen Jahren gehalten werden

sollte. — Vornehmlich die Universität zu Paris hatte sehr viel dazu beigetragen, daß die Kirchen-Versammlung zu Pisa zu Stande kam. Ein Peter von Ailly, Johann Charlier von Gerson und Nicolaus von Clemangis hatten ihre beredte Stimme mit großem Eifer in Wort und Schrift wider die Verunstaltungen der christlichen Kirche erhoben. Auch muß ein Teutscher, Heinrich von Langenstein aus Hessen, Lehrer zu Wien, als einer der Ersten genannt werden, welche in dieser Zeit auf eine allgemeine Kirchen-Versammlung antrugen.

5. Die Kirchen-Versammlung zu Costnitz.

Fünf Jahre später kam eine zweite Kirchen-Versammlung, die berühmte Synode zu Costnitz (1414–1418), zu Stande. Ihre Veranstaltung hatte man hauptsächlich dem Kaiser Sigmund zu danken. Sie war äußerst glänzend, und gehört zu den merkwürdigsten öffentlichen Versammlungen, welche die Geschichte kennt. Es waren zugegen: der Papst Johann XXIII. (Gregor XII. und Benedict XIII. waren nicht erschienen), der Kaiser, zwei und zwanzig Cardinäle, drei Patriarchen, zwanzig Erzbischöfe, hundert und zwei und neunzig Bischöfe, hundert und vier und zwanzig Äbte, neunzig Fürsten, drei und achtzig Grafen, zwei hundert und fünfzig Doctoren, und so viele andere, daß man einmal hundert und fünfzehn tausend Fremde zählte.

Die ganze Versammlung wurde in vier Nationen, in die italienische, teutsche, französische und englische getheilt. Was in den besondern Zusammenkünften jeder einzelnen Nation vorbereitet und beschlossen war, wurde in den allgemeinen Sitzungen vorgetragen, bestätigt und bekannt gemacht. Nichts sollte durch die Stimmen der Bischöfe, sondern alles durch das Mehr der Nationen entschieden werden.

Mit Ernste schritten die Versammelten zur Erfüllung ihres hohen Berufes. Die Mehrzahl derselben trat eifrig der Meinung Peters von Ailly bei. „Was zu Pisa parteiisch un-

ter dem Einflusse des gegenwärtigen Papstes gethan worden, sey der Bestätigung nicht würdig; die Reformation der Kirche müsse durch die Tilgung aller parteiischen Rücksicht, vermittelst vorläufiger Absetzung aller drei Päpste, angefangen werden. Die alles zusammenhaltende Ordnung der Gemeine Gottes, durch Schuld und Unglück aufgelöset, ohne andere Furcht als Jesu Christi, des einigen Hohenpriesters, ohne andern Einfluß als des heiligen Geistes, gereinigt herzustellen, darum seyen sie aus den entferntesten Ländern zusammengekommen, sie die Vertreter der Gläubigen, jeder seines Volkes."

Durch diesen Eifer der Versammelten ward der verderbliche Zwiespalt in der Kirche gehoben. Papst Johann XXIII., dem die Verachtung aller Religion, Zügellosigkeit der Sitten und jedes Laster öffentlich vorgeworfen wurde, ward abgesetzt; Gregor XII. dankte selbst ab; der unerschütterlich feste Greis Benedict XIII., der sich in die Absetzung nicht fügen wollte, verlor seinen Schutz und Anhang; und der (1417) neugewählte Papst Martin V. ward als das einzige und rechtmäßige Oberhaupt der Kirche anerkannt.

Auch von der Verbesserung des kirchlichen Zustandes überhaupt sprachen Viele der Versammelten mit hohem Ernste. Aber theils durch die Gewandtheit Martins V., theils durch die Uneinigkeit der Versammelten unter einander selbst geschah es, daß in dieser Hinsicht die Wünsche der Völker beinahe ganz unerfüllt blieben. Indessen ward der Grundsatz aufgestellt: die höchste Gewalt der Kirche ruhe bei einer allgemeinen Kirchen-Versammlung. Deßhalb sollte auch in Zukunft alle zehen Jahre eine allgemeine Synode veranstaltet, die nächste aber schon fünf Jahre nach Beendigung der gegenwärtigen versammelt werden.

6. Die Hussiten.

Was den Ruhm der Kirchen-Versammlung zu Costnitz sehr befleckte, war die Hinrichtung Johannes Hussens, wodurch ein sehr verderblicher Krieg der Böhmen veranlaßt wurde.

Schon in der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts (seit 1360) hatte der Engländer Johannes Wikliff, Lehrer der Theologie zu Oxford, die Sittenlosigkeit der Geistlichen seiner Zeit und den römischen Stuhl sehr hart angegriffen. Er hatte nicht nur das göttliche Recht des päpstlichen Supremats bezweifelt, sondern auch zu zeigen gesucht, daß die Päpste zu dem größten Theil ihrer obersten Gewalt durch Anmaßung gelangt wären. Auch wich er in mehreren Stücken vom Glauben der Kirche ab, und sah die Bibel, deren Lesung er durch eine Übersetzung in die englische Sprache zu befördern suchte, als die einzige Quelle der christlichen Wahrheit an.

Bald verbreiteten sich Wikliffs Lehren auch außer England, und fanden besonders in Böhmen, wo schon vorher viele Freiheit des Denkens und der kirchlichen Verfassung geherrscht hatte, großen Beifall.

Auch Johannes Huß, ein Prediger und bewunderter Lehrer der hohen Schule zu Prag, ward für die Lehren Wikliffs gewonnen. Indessen nicht sowohl die Lehrsätze der Kirche, als vielmehr die Mißbräuche, welche in dem Kreise der Kirche eingerissen waren, griff Huß mit Feuer an. Eine reine, edle Gesinnung herrschte in seinen Handlungen, wie in seinen Überzeugungen. Allein theils heftige Auftritte, welche im Jahre 1409 die Universität zu Prag erschütterten, theils die Feindschaft des Erzbischofs Zbinko von Prag machten die neuen Überzeugungen bald gefährlich für ihn. Als der Papst ihn verdammt hatte, berief er sich auf eine allgemeine Kirchen-Versammlung, und gab dadurch dem Kaiser Sigmund Vorwand zu der Foderung, daß er sich zu Costnitz stellen sollte. Ein Geleitsbrief Sigmunds versprach ihm jedoch für die Hinreise, für den Aufenthalt, wo er weilte, und für die Rückkehr Sicherheit und Freiheit. Allein sein eifrigster Gegner unter den böhmischen Theologen, Stephan Palecz, war ihm nach Costnitz nachgefolgt, und hatte sich den Abentheurer Sudny, ehemaligen Pfarrer zu Prag, zugesellt. Durch den Betrieb dieser Männer geschah es, daß er, noch ehe Sigmund zu Costnitz ankam, in

Haft genommen ward. Sigmund hatte die unverzeihliche Schwachheit, sich über den Bruch des Geleitsbriefes beschwichtigen zu lassen. Um diese Zeit fing Jakob von Mies zu Prag an, das heilige Abendmahl unter beiderlei Gestalten auszutheilen. Auch diese Neuerung rechnete man, obwohl ohne Grund, Hussen zu. Sein Tod schien den versammelten Vätern, da er sich nicht zum Widerruf seiner Lehren bewegen ließ, aus verschiedenen Beweggründen nothwendig. Er erlitt ihn heldenmüthig. Betend ward er (1415) verbrannt. An demselben Orte, wo er, mußte sein gleichgesinnter Freund Hieronymus von Prag in dem folgenden Jahre (1416) gleichen Tod erdulden.

Aber der Tod solcher Männer zündete in ihrem Vaterlande ein Feuer an, welches durch Ströme von Blut nicht mehr gelöscht werden konnte. Eine Menge Volks in Böhmen, über das Verfahren der Kirchen-Versammlung aufgebracht, erklärte sich nicht nur alsbald für die Lehre Jakobs von Mies, sondern ward auch von Hasse wider die Geistlichkeit, die bestehende Kirchenordnung und die Teutschen, denen der Tod Hussens vorzüglich zugeschrieben wurde, immer heftiger beseelt. Drohungen machten den Bund der Verbrüderten nur enger. Einen Berg unweit Bechin, auf welchem sie sich versammelten, nannten sie Tabor, sich Taboriten. An Johann Ziska von Troznow erhielten sie einen äußerst kühnen und tapfern Anführer, vor welchem das Schrecken herzog. Bald kam es zu den blutigsten Auftritten zwischen den Catholiken und Hussiten in Böhmen. Beide Parteien übten große Grausamkeit. Die Angst und Wuth hierüber tödtete (1419) den König Wenceslaus. — Da Sigmund dem Sturme nicht alsbald mit Festigkeit entgegen trat, ward dieser noch heftiger. Es gelang dem Kaiser nicht mehr, etwas gegen Ziska auszurichten. Dieser ließ ohne Unterbrechung bis zum Jahre 1424, in welchem er starb, Scheiterhaufen in Böhmen lodern. Noch heut zu Tage wird der Platz des Zeltes bei Pricizislawa, wo der Held verschied, nicht umgeackert. — Aber auch nach seinem Tode blieben die Böhmen, besonders unter Anführung

Procops des Großen, durch ihre Begeisterung und ihr Waffenglück höchst furchtbar. Im Jahre 1427 rückte das Reichsheer unter Anführung der Churfürsten von Trier, Sachsen und Brandenburg auf verschiedenen Strassen in Böhmen ein. Sogleich brachen die Hussiten wider die Teutschen auf, welche die Belagerung der Stadt Mies unternommen hatten. Das vielleicht siebenfach schwächere böhmische Heer war noch drei Meilen von Mies entfernt, als sich die Teutschen, wie von einer unsichtbaren Macht hinweggetrieben, in die seltsamste Flucht warfen. Auch die benachbarten teutschen Provinzen, besonders Meissen, wurden ungehindert von den Hussiten geplündert. Ein Schwarm Böhmen brachte Wasser mit, welches er aus der Ostsee geschöpft hatte. — Überall wünschte man sehnsuchtsvoll die Rückkehr der Ruhe in dem gewaltsam erschütterten Böhmen. Selbst die Jungfrau von Orleans schrieb drohend den Hussiten: „wenn sie nicht bald von ihrer Besserung höre, so werde sie von den Engländern ablassen, um ihnen entweder die Ketzerei oder das Leben zu entreißen.“ Im Jahre 1431 erwartete Procop der Große mit fünfzig tausend Mann Fußvolk und fünf tausend Reitern ruhig die Teutschen, welche unter dem Oberbefehl des Churfürsten von Brandenburg anrückten, und auf neunzig tausend Mann Fußvolk und vierzig tausend Reiter angegeben wurden. Die Teutschen begannen nach ihrem Einbruche in den Pilsener Kreis mit der Belagerung der Stadt Tachau, und hatten während derselben zwei hundert Dörfer eingeäschert, als Procop zum Entsatze heranzog. Sogleich wiederholte sich das vorige Schauspiel bei dem Reichsheere. Ehe es des Feindes ansichtig war, hatte es sich in die verwirrteste Flucht geworfen. Nun rieth alles zur Güte, selbst der päpstliche Legat, der bei diesem Einfalle einen Kreuzzug gegen die Böhmen geprediget hatte.

Diese Bewegungen der Hussiten waren es vornehmlich, welche das Bedürfniß einer allgemeinen Kirchen-Versammlung aufs neue fühlbar gemacht hatten. Diese ward auf den Frühling des Jahres 1431 nach Basel ausgeschrieben.

7. Die Kirchen-Versammlung zu Basel.

Trotz vieler Hindernisse begannen (1431) die versammelten Väter ihr Werk zu Basel mit großem Eifer. Verbesserung des Zustandes der Kirche war das Hauptziel ihrer Bestrebungen. Sie bestätigten gleich am Anfange den Grundsatz: die höchste Gewalt der Kirche ruhe bei einer Kirchen-Versammlung. Sie bewiesen die größte Festigkeit gegen Papst Eugen IV., der sie getrennt wissen wollte. Sie verwarfen die Reservationen, Annaten, Expectativen und ähnliche Anordnungen. Sie suchten mit Standhaftigkeit die Gewalt und Einkünfte des Papstes soweit einzuschränken, als dieselben zwei Jahrhunderte früher eingeschränkt gewesen waren. Sie setzten Papst Eugen IV. (1439) ab, als er sie abermal trennen wollte, und erhoben den Herzog Amadäus von Savoyen unter dem Namen Felix V. zum Oberhaupte der Kirche. Indessen auch dießmal ward das ursprünglich vorgesetzte Ziel nicht erreicht. Kaiser Friedrich III., von Äneas Sylvius geleitet, schloß (1448) zu Wien mit dem Papste Nicolaus V. die Concordate der teutschen Nation, in welchen fast alles aufgeopfert wurde, was die Väter zu Basel gewonnen hatten. Ähnliches geschah nachher auch in andern Staaten. Was für Teutschland die Schwäche Friedrichs III. verdorben hatte, vernichtete in Frankreich späterhin (1515) die Politik Franz I. Die Rechte der englischen Kirche wurden jedoch mehr gesichert.

Zu den Verdiensten der Synode zu Basel gehört übrigens auch die Beendigung der hussitischen Unruhen. Es gelang (1434) dieser Synode, wenigstens mit der gemäßigteren Partei der Hussiten (Calixtiner) einen Vergleich zu Stande zu bringen. Man gestattete ihnen den Genuß des Abendmahls unter beiden Gestalten, sie aber versprachen Ruhe. Nur die minder Gemäßigten (Taboriten und Orphaniten) wollten auch jetzt noch nicht nachgeben, so daß es zum Kriege zwischen ihnen und den Calixtinern kam. Doch die letztern siegten, und nun erst ward (1436) Sigmund als König von Böhmen aner-

kannt, und der hussitische Sturm der Hauptsache nach beendigt.

8. Die abendländische Kirche in der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts.

Was in der ersten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts in Bezug auf die Verfassung der Kirche und den kirchlichen Zustand überhaupt erstrebt worden war, ging, wenigstens dem äußern Anscheine nach, in der zweiten Hälfte eben dieses Jahrhunderts beinahe ganz wieder verloren. — Die Macht der Gewohnheit, die freie Denkart, besonders in Italien, vermöge welcher man selbst des Heiligsten spottete, die Furcht vor einem neuen Zwiespalt in der Kirche, die Schwäche Friedrichs III., die Verwickelung der vornehmsten europäischen Mächte in die italienischen Kriege, die Furcht vor den Osmanen, endlich die Festigkeit und Gewandtheit der römischen Curie waren die vornehmsten Ursachen hiervon.

Die Kirchen des Abendlandes erfuhren aufs neue die große Last der frühern Erpressungen. Die Türken-Hülfe insbesondere gab dem römischen Stuhle neue Gelegenheit, Steuern und Zehnten von allen Kirchen-Gütern auszuschreiben. In einer eigenen Bulle vom Jahre 1460 verdammte Papst Pius II. das Grundgesetz des neuen kirchlichen Staatsrechts, welches zu Costnitz und Basel festgesetzt worden war, daß man sich von dem Papste auf eine allgemeine Kirchen-Versammlung berufen könne, und verdammte eben damit auch den Grundsatz, daß die Kirchen-Versammlung höher als der Papst sey. Selbst die jüngsten Concordate wurden als verletzbar dargestellt, und wirklich verletzt. Dem Kaiser Friedrich III. schrieb (1457) Calixtus III.: es könne die Gewalt des Papstes durch keine Verträge beschränkt werden; sonach sey es bloß Großmuth, wenn der Papst sich durch Concordate binden lasse.

Doch der Geist der Zeit schritt unaufhaltbar vorwärts. Die Übel, welche die Kirche drückten, wurden von Vielen tief empfunden. Vornehmlich aber wurde die

Sittenlosigkeit einiger Päpste in der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts, besonders eines Alexanders VI. (Cäsar Borgia), welcher in vielen Stücken einem Nero gleich war, jetzt mehr, als je, ein Gegenstand des Spottes (Pasquinaden), oder des Unwillens der Völker.

Bayerische Staatsbibliothek München

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Breyer, Karl Wilhelm Friedrich, 1771-1818

Lehrbuch der allgemeinen Geschichte für die Studien-Anstalten des Kö
nigreiches Baiern

Bd.: 2

München (1817)

Bibl.Mont. 1587-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10716477-2